

# Nordost-Archiv

Zeitschrift für Regionalgeschichte

Band 34 | 2025

**Schwerpunkt**

Die fließenden Grenzen des Kolonialismus. Vor- und Nachteile einer postkolonialen Perspektive für die Erforschung der nord- und ostmitteleuropäischen Regionen

The Fluid Borders of Colonialism. Advantages and Disadvantages of a Postcolonial Perspective for the Study of North and East Central European Regions

**Herausgegeben von**

Agnieszka Pufelska und Anja Wilhelmi



Berliner  
Wissenschafts-Verlag



Franz Steiner  
Verlag



# Nordost-Archiv

Zeitschrift für Regionalgeschichte



## Herausgeber

Nordost-Institut  
Institut für Kultur und Geschichte der Deutschen  
in Nordosteuropa e. V. (IKGN)  
an der Universität Hamburg  
Lindenstr. 31  
D – 21335 Lüneburg  
sekretariat@ikgn.de  
www.ikgn.de

## Redaktion

Anja Wilhelmi, Agnieszka Pufelska, Beatrice Stieglitz, Johannes Bent  
a.wilhelmi@ikgn.de

## Beirat

Andres Kasekamp (Tartu), Nikolaus Katzer (Hamburg), Claudia Kraft (Wien),  
Ilgvars Misāns (Rīga), David J. Smith (Glasgow), Darius Staliūnas (Vilnius),  
Robert Traba (Olsztyn), Elena Zubkova (Moskau)

## Peer Review

Das *Nordost-Archiv* ist ein refereed journal. Die Beiträge werden im double blind Peer Review-Verfahren begutachtet.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die persönliche Meinung der Verfasserin oder des Verfassers wieder und stellen nicht unbedingt die Auffassung der Redaktion dar.

[www.steiner-verlag.de/brand/Nordost-Archiv](http://www.steiner-verlag.de/brand/Nordost-Archiv)

# Nordost-Archiv

---

**Zeitschrift für Regionalgeschichte**

Band 34 (2025)

**Schwerpunkt**

Die fließenden Grenzen des Kolonialismus. Vor- und Nachteile einer postkolonialen Perspektive für die Erforschung der nord- und ostmitteleuropäischen Regionen

The Fluid Borders of Colonialism. Advantages and Disadvantages of a Postcolonial Perspective for the Study of North and East Central European Regions

**Herausgegeben von**

Agnieszka Pufelska und Anja Wilhelmi

**Franz Steiner Verlag**



Dieses Buch ist eine Open-Access-Publikation.

Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung – Nicht kommerziell – Keine Bearbeitungen 4.0 International Lizenz.  
[creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de)

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über [dnb.d-nb.de](http://dnb.d-nb.de) abrufbar.

© Nordost-Institut (IKGN) 2025  
Veröffentlicht in der Franz Steiner Verlag GmbH  
Maybachstraße 8, 70469 Stuttgart  
[service@steiner-verlag.de](mailto:service@steiner-verlag.de)  
[www.steiner-verlag.de](http://www.steiner-verlag.de)

Layout und Herstellung durch den Verlag  
Satz: glyphenwerkstatt | Maria Ostrowski, Berlin  
Druck: docupoint, Magdeburg  
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.  
Printed in Germany.  
ISSN 0029-1595 (Print)  
ISSN 2749-5000 (Online)  
ISBN 978-3-515-13894-9 (Print)  
ISBN 978-3-515-13896-3 (E-Book)  
DOI 10.25162/9783515138963

## Inhaltsverzeichnis

- 9 *Agnieszka Pufelska / Anja Wilhelmi*  
**Editorial**
- Abhandlungen | Articles
- 16 *Markus Nesselrodt*  
**Zwischen Diskurs und Praxis**  
Preußische Herrschaft im geteilten Polen-Litauen zwischen 1772 und 1806  
als koloniales Projekt
- 34 *Felix Matheis*  
**„Die Kolonien liegen im Osten“**  
Kolonialistische und antisemitische (Selbst-)Deutungen hansestädtischer Kaufleute  
im Generalgouvernement 1940 bis 1945
- 48 *Oleksandra Krushynska*  
**Koloniale Strategien und postkoloniale Diskurse zwischen der galizischen  
Szlachta und der Habsburgermonarchie (1772–1815)**
- 71 *Benedikt Stimmer*  
**Diglossie als „koloniales“ Machtverhältnis?**  
Sprache und „aufgeklärte“ Herrschaft in den preußischen und den habsburgischen  
Teilungsgebieten Polens um 1800
- 83 *Kateryna Budz*  
**The Liquidation of the Ukrainian Greek Catholic Church in Eastern Galicia  
(1946)**  
A Postcolonial Interpretation
- 99 *Oleksandra Terentyeva*  
**Politics of Memory as a Practice of Decolonization**  
A Case Study of Ukraine
- 110 *Jannick Piskorski*  
**„Polen A und Polen B“ im polnischen postkolonialen Diskurs und  
in der polnischen populären Musik**
- 126 *Epp Lauk / Rosario Napolitano*  
**Soviet “Cinefication” as a Means of Cultural Colonization of Latvia  
(1940–1941 and 1944–1953)**

- Daniel Benedikt Stienen*  
147 **„Decolonize Prussian Poland“?**  
Kritische Reflexionen
- Maria Rhode*  
180 **Die physische Anthropologie im geteilten Polen**  
Eine nicht-koloniale Wissenschaft?
- Rezensionen | Book Reviews
- Bernard Linek*  
196 Joachim Bahlcke, Roland Gehrke, Ulrich Schmilewski (Hrsg.): Landesgeschichte im Spannungsfeld von Wissenschaft, Politik und Öffentlichkeit
- Jolanta Gelumbeckaitė*  
202 Pietro U. Dini: Foundations of Old Prussian
- Tatjana Kohler*  
206 Kornelius Ens, Jannis Panagiotidis, Hans-Christian Petersen (Hrsg.): Diktatur – Mensch – System
- Christian Pletzing*  
211 Michael K. Schulz: Sozialgeschichte der Danziger Juden im 19. Jahrhundert
- Vasilijus Safronovas*  
214 Manfred Kittel, Gabriele Schneider, Thomas Simon (Hrsg.): Preußen und sein Osten in der Weimarer Republik
- Benedikt Stimmer*  
216 Johannes Feichtinger, Heidemarie Uhl (Hrsg.): Das integrative Empire
- Anja Wilhelmi*  
219 Anna Ancāne (Hrsg.): The Migration of Artists and Architects in Central and Northern Europe, 1560–1900
- Anja Bittner*  
221 Das Forschungsprojekt, Adlige und bäuerliche Lebenswelten in den Akten ostpreußischer Gutsarchive, bearbeitet von Gaby Huch
- Frank Steffen*  
225 Christoph Augustynowicz, Dietlind Hüchtker, Börries Kuzmany (Hrsg.): Perlen geschichtswissenschaftlicher Reflexion
- Lina Petrošienė*  
229 Odeta Rudling: Von der nationalen Form zum nationalen Inhalt
- Kurt Scharr*  
233 Franziska Davies (Hrsg.): Die Ukraine in Europa

- Frank Steffen*  
**235** Bőrries Kuzmany: Vom Umgang mit nationaler Vielfalt
- Anne Sommerlat-Michas*  
**238** Maris Saagpak, Antje Johanning-Radžienė, Rūta Eidukevičienė, Aigi Heero (Hrsg.):  
 Baltische Erzähl- und Lebenswelten
- Jerzy Gorzelik*  
**245** Agata Jakubowska, Magdalena Radomska (Hrsg.): Horizontal Art History and  
 Beyond
- Kristian Gerner*  
**248** Paul Srodecki, Daria Kozlova (eds.): War and Remembrance
- Anja Wilhelmi*  
**254** Alexa von Winning: The Mansurov Family in Russia and the Orthodox East,  
 1855–1936
- Paul Srodecki*  
**257** Martin Aust: Erinnerungsverantwortung
- Lilija Wedel*  
**260** Cornelia Soldat: Russland als Ziel kolonialer Eroberung
- Matthias Uhl*  
**262** Jochen P. Laufer, Martin Sabrow (Hrsg.): Die UdSSR und die beiden deutschen  
 Staaten 1949–1953





Agnieszka Pufelska / Anja Wilhelmi

## Editorial

Der Aufruf „Dekolonisiert Euch!“ lenkt die Aufmerksamkeit auf die koloniale und postkoloniale Geschichte, die Europa mit außereuropäischen Entwicklungen verbindet. In diesem Zusammenhang entbrannte die Diskussion, inwieweit die Anwendung postkolonialer Theorien, Fragen und Ansätze auch für ein Verständnis der Geschichte des östlichen Europas neue Perspektiven eröffnen kann.

Die vorliegende Ausgabe des Nordost-Archivs nimmt diese Diskussion auf und verbindet sie mit einer kritischen Auseinandersetzung über die postkolonialen Theorien und Ansätze sowie ihrer Anwendbarkeit auf das östliche Europa. Der Schwerpunkt liegt dabei auf der Geschichte derjenigen Regionen, die im heutigen Polen, Litauen, Lettland, Estland, Belarus und der Ukraine liegen.

Die als „(post)kolonial“ gedeuteten Diskurse und Praktiken überlagerten sich in diesen Regionen mit anderen für multiethnische Regionen spezifischen Prozessen. So lassen sich einerseits Formen eines „Nachbarschaftskolonialismus“ ausmachen, der auf nationale Homogenisierung und Durchsetzung hegemonialer Herrschaft ausgerichtet war und von einer expliziten Zivilisierungsmission begleitet wurde. Andererseits bestanden teils über Jahrhunderte überdauernde Machkonstellationen fort, die von vornherein einen asymmetrischen Charakter besaßen und sich nicht pauschal auf ein Ausbeutungsverhältnis zwischen „Kolonisierten“ und „Kolonisatoren“ reduzieren lassen.

Bereits diese kurze Problematisierung macht deutlich, dass der von Michael Hechter 1975 am Beispiel Großbritanniens entwickelte Begriff des *internal colonialism* die Pluralität der nord- und ostmitteleuropäischen Räume nicht ausreichend zu beschreiben vermag. Zweifellos lagen auch hier koloniale Machtdiskurse den forcierten Homogenisierungsprozessen zugrunde, dennoch lässt ein mikrohistorischer Blick auf die verschiedenen regionalen und lokalen Ebenen eine multidimensionale Bandbreite der praktischen Umsetzung des Analyseansatzes erkennen.

## Kolonialismus und Moderne

Was eine postkoloniale Fragestellung im Fall der innereuropäischen Verflechtungen sichtbar machen kann, sind die historisch gewachsenen, latenten und manifesten Potenziale eines hegemonialen Überlegenheitsanspruchs in der Wahrnehmung und Darstellung der ostmittel-, südost- und nordosteuropäischen Regionen. Gerade weil diese Regionen seit Jahrhunderten von Vielfalt und einer Vielzahl von Ethnien, Religionen, Sprachen und Kulturen bestimmt gewesen waren, ist es wichtig, ein analytisches Instrument anzubieten, das diese Diversität in allen ihren Widersprüchen zu verstehen hilft. Die allzu eilfertige und euphemistische Gleichsetzung „Osteuropas“ mit

regionaler Heterogenität und Transkulturalität spart nicht nur die strukturellen Differenzen und die Ungewissheiten innerhalb der Geschichte der einzelnen Regionen aus. Sie blendet auch das Ausmaß aus, in dem vielschichtige Konstrukte wie multiethnische Identitäten nicht Produkt von Praktiken der Anerkennung des Fremden waren, sondern das Ergebnis aktiv geführter Auseinandersetzungen. Eine bewusst verortete postkoloniale Zugangsweise ermöglicht daher, gerade jenes vereinfachende Verständnis von „Heterogenität“ oder „regionaler Pluralität“ zu hinterfragen und damit auf kausale Zusammenhänge in komplexen Raumkonstellationen hinzuweisen.

Allein aus diesem Grund verfügt Ost(mittel)europa über eine eigene, einzigartige Erfahrung, die einen wichtigen Beitrag zu den *Postcolonial Studies* leisten und deren Vergleichsmöglichkeiten für die Diskussion der imperialistischen Grundlagen der europäischen Moderne und ihrer Hinterlassenschaften erweitern kann. Nicht nur an die Kolonialismusforschung richtet sich daher die Aufforderung:

„Gerade wenn man neue globalgeschichtliche Perspektiven ernst nimmt, die Wechselwirkungen und Verflechtungen jenseits traditioneller politikgeschichtlicher Rahmungen fokussieren, rücken Regionen in Ostmittel- und Südosteuropa ins Blickfeld, an deren Beispiel sich Überschneidungen von imperialen und kolonialen Herrschaftsformen, aber auch von Binnenkolonialismen besonders gut nachzeichnen lassen.“<sup>1</sup>

Die postkoloniale Perspektive bietet eine Möglichkeit, die Geschichte Ost(mittel)europas in einem breiten historischen Kontext als Teil der europäischen Imperien, einschließlich der kommunistischen Phase, neu zu interpretieren. Gleichzeitig kann sie den hegemonialen und jahrhundertlang anhaltenden Überlegenheitsanspruch in der Wahrnehmung und Darstellung der ostmitteleuropäischen Regionen sichtbar machen. Aus dieser Perspektive soll auch die durch den Konkurrenzkampf zwischen Liberalismus und Sozialismus geprägte Nachkriegsordnung als Folge der durch die europäische Moderne hervorgerufenen „Kolonialität der Macht“ betrachtet werden.<sup>2</sup> In der postkommunistischen Übergangszeit waren aufgrund einer zu transformierenden Wirtschaft ebenfalls Affinitäten zur postkolonialen Situation deutlich. Erneut wurden Vergangenheit und Gegenwart des „Westens“ zur Zukunft des „Ostens“ erklärt und durchgesetzt. Die tiefe Kluft zwischen dem reichen Westeuropa und den im Vergleich dazu mittellosen postkommunistischen Gesellschaften löste kulturelle Vorstellungen von Minderwertigkeit, Rückständigkeit und insgesamt einer relativen „Östlichkeit“ aus, gemessen am Abstand zum normativen Westen. Die medial besonders intensiv ausgetragene Debatte über das Zusammenwachsen von Ost- und Westdeutschland ist dafür das plakativste Beispiel. Eine Betrachtung der ostmitteleuropäischen Regionen aus einer postkolonialen Perspektive setzt daher die Interpretation der Modernität und Kolonialität als zwei ineinandergreifende Kräfte voraus.

1 Matthias Barelkowski, Claudia Kraft u. a.: Einleitung, in: Dies. (Hrsg.): *Zwischen Geschlecht und Nation. Interdependenzen und Interaktionen in der multiethnischen Gesellschaft Polens im 19. und 20. Jahrhundert*, Osnabrück 2016, S. 14.

2 Vgl. Anibal Quijano: Die Paradoxien der eurozentrierten kolonialen Moderne, in: *PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft* 40 (2010), H. 158, Nr. 1, S. 29–47.

## Begriffsbestimmung

Nach Johannes Feichtinger manifestiert sich der Kolonialismus vor allem in drei Spielarten: erstens durch direkte Machtausübung mit gleichzeitiger Implementierung fremder Kultursysteme, zweitens als indirekter Kulturkolonialismus, durch den autochthone kulturelle Strukturen überrollt werden, und drittens als ein Kolonialismus, der sich auf die Ausbeutung ökonomischer Ressourcen anderer beschränkt.<sup>3</sup> All diese Komponenten können getrennt oder gemeinsam auftreten, je nach lokalen und globalen Bedingungen und Möglichkeiten. Ein diffuser Gebrauch des Begriffes „Kolonialismus“ führt also nicht weiter. Stattdessen schlägt Frederick Cooper vor, den postkolonialen Blick auf die Institutionalisierung einer Reihe von Praktiken zu richten, „die im Zeitverlauf die Ausgrenzung und Unterordnung bestimmter Menschen in einem differenzierten Raum sowohl definierten als auch reproduzierten“.<sup>4</sup> Um die Trennschärfe des Begriffes zu erhalten, schlägt Cooper daher vor: „Bei der Hauptbedeutung von Kolonialisierung geht es vielmehr um Menschen und nicht um Land: erzwungene Inkorporierung in einen expansionistischen Staat und Hierarchisierung.“<sup>5</sup>

Das Koloniale erwies und erweist sich eben nicht als ein zeitlich abgegrenztes, gleichsam säuberlich auszuscheidendes Element der Weltgeschichte. Folglich kann das koloniale Phänomen auch nicht auf seine sprachliche Reproduzierbarkeit begrenzt bleiben. Der Begriff Kolonialismus kann demnach sowohl Wiederholbarkeit als auch Neuartigkeit der Situationen bezeugen, auf die er verweist. Es kommt also darauf an, den Kurzschluss von der sprachlichen Bezeichnung auf die Geschichte zu vermeiden und die in den Begriffen wie Herrschaftspraxis, territorialer Expansionismus oder kulturelle Hierarchisierung angelegten semantischen Strukturen des Kolonialen zu erkennen.

Genau so wenig lässt sich der Kolonialismus bzw. die koloniale Praxis allein auf den französischen, englischen oder deutschen Übersee-Kolonialismus reduzieren. Bei ihren vielseitigen Versuchen, die Phänomene der „kolonialen Expansion“ und „kolonialen Herrschaft“ typologisch zu erfassen, beschränken sich Jürgen Osterhammel und Jan C. Jansen denn auch keineswegs auf einen imperialen und überseeischen Kolonialismus, und es geht ihnen nicht nur um reale Herrschaft und Gewalt. Betont werden vielmehr „sendungsideologische Rechtfertigungsdoktrinen, die auf der Überzeugung der Kolonialherren von ihrer eigenen kulturellen Höherwertigkeit beruhen“.<sup>6</sup> Der Zusammenhang zwischen sozialer Herrschaftspraxis und den Diskursen über (angebliche) Unterschiede mit dem Ziel gegenseitiger Abgrenzung oder erzwungener Assimilation steht dabei im Vordergrund.<sup>7</sup>

3 Vgl. Johannes Feichtinger: Habsburg (Post)-Colonial. Anmerkungen zur Inneren Kolonisierung in Zentraleuropa, in: Ders., Ursula Prutsch u. a. (Hrsg.): Habsburg postcolonial. Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis, Innsbruck 2003, S. 2.

4 Frederick Cooper: Kolonialismus denken. Konzepte und Theorien in kritischer Perspektive, Frankfurt a. M. 2012, S. 57.

5 Ebenda, S. 59.

6 Jürgen Osterhammel, Jan C. Jansen: Kolonialismus. Geschichte, Formen, Folgen, München 2012, S. 20.

7 Vgl. Jürgen Zimmerer: Kolonialismus und kollektive Identität: Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, in: Ders. (Hrsg.): Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, Frankfurt a. M. 2013, S. 16.

## Kolonialismus multidimensional

Der Kolonialismus stellt keinesfalls eine alles in sich subsumierende Determinante dar. Die kolonialen Erscheinungen existierten neben anderen, häufig widersprüchlichen Praktiken und Diskursen und könnten unterschiedliche Formen und Dimensionen annehmen, je nach lokalen und zeitlichen Verhältnissen. Ebenfalls heterogen verliefen die Adaptionsprozesse, denen die kolonialen Strategien unterlagen, sie lassen sich in abwendbare und unabwendbare Veränderungen aufteilen. Letztere hatten in Übersee eine kumulative Prägung, wodurch sie den Übergang der ursprünglichen Struktur in die koloniale Herrschaft herbeiführten. In innereuropäischen Fällen dagegen wurde die Kumulation kolonialer Erscheinungen immer wieder verhindert, erschwert oder sogar unmöglich gemacht. Vor diesem Hintergrund sollte Kolonialismus als multidimensional verstanden und seine Dynamik als eine breite Palette vergleichbarer Veränderungen betrachtet werden, die keinesfalls zu konvergenten Entwicklungen und Ergebnissen führten und führen.

Ein postkolonialer Zugang weist auf weiterführende Forschungsansätze hin, die den diskursiven Kolonialismus konsequent auf seine verschiedenen Dimensionen hin untersuchen und nach den Rückwirkungen der vielfältigen, asymmetrischen Wechselbeziehungen auf den jeweils anderen Interaktionspartner in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen fragen.<sup>8</sup> Daraus lassen sich Untersuchungsperspektiven ableiten, die das potentielle Scheitern kolonialer Herrschaft aufzeigen. Sie machen nicht nur die verschiedenen Vektoren der Interaktionen sichtbar, sondern verdeutlichen, dass es zu keinem Zeitpunkt einen eindimensionalen, linearen historischen Prozess namens Kolonisation gegeben hat.

Sofern es also angemessener ist, die postkolonialen Beschreibungen der ost(mittel)europäischen Verhältnisse von hegemonialer Herrschaft und Beherrschten nicht in binären Dichotomien aufzufassen, gilt dasselbe nicht minder für einen statischen Unterdrückungsbegriff. Die Slawistin Maria Delaperrière greift dieses Problem auf, wenn sie in Bezug auf Ost(mittel)europa von einem „fließenden Übergang zwischen Täter und Opfer, Eigenem und Fremden, Zentrum und Peripherie“ spricht.<sup>9</sup> Zu besonderer Umsicht und Differenzierung müsste daher der Umstand beitragen, dass kolonialisierte Ethnien oder Bevölkerungsgruppen in den heterogenen ost(mittel)europäischen Regionen in verschiedenen Epochen als Objekte oder Subjekte der Kolonisierung aufgetreten sind. Die unreflektiert geäußerte Behauptung, sie seien stets Opfer der hegemonialen Politik Österreichs, Russlands oder Deutschlands bzw. Preußens gewesen, ist nicht nur historisch falsch, sie perpetuiert zugleich den bis heute leicht zu instrumentalisierenden Opfermythos.

Die in der postkolonialen Forschung längst aufgeworfene Frage, was passiert, wenn negative, kolonialistische oder orientalisierende Stereotype, die über eine kulturelle Gruppe geäußert werden, von dieser offensiv angeeignet werden, wurde im ost- und ostmitteleuropäischen Kontext bis heute kaum aufgegriffen. Um diese Verschränkung zu beschreiben, etablierte sich in der polnischen

8 Vgl. Barelkowski, Einleitung (wie Anm. 1), S. 19.

9 Maria Delaperrière: *Gdzie są moje granice? O postkolonializmie w literaturze* [Wo sind meine Grenzen? Über Postkolonialismus in der Literatur], in: *Teksty Drugie 6* (2008), S. 10.

Kulturgeschichte die Denkfigur des „kolonisierten Kolonisators“.<sup>10</sup> Durch den Hinweis auf „kolonialisierte Kolonisatoren“ gerät der vorwiegend von West nach Ost gerichtete „koloniale Blick“ in Bewegung; er rückt nicht nur von Osten her näher, sondern lässt sich auch in Fremdwahrnehmungen von Osten nach Westen feststellen. In dieser Dynamik erscheinen die ost(mittel)europäischen Kulturen nicht mehr lediglich als stumme Objekte, sondern treten selbst als sprechende Subjekte auf. Die Anwendung des postkolonialen Ansatzes in seiner multidimensionalen Vielfalt hilft dabei, geschichtspolitische Konkurrenzverhältnisse und den Wettbewerb um einen exklusiven nationalen Opfer- oder Täterstatus zu überwinden und die Frage nach der historischen Transkulturalität und Heterogenität in den ost(mittel)europäischen Regionen differenziert zu beantworten.

\*

Diese theoretischen Überlegungen leiten uns zu dem Ausgangspunkt, den postkolonialen Ansatz, seine Anwendungs- und Umsetzungsmöglichkeiten für die Regionen Nord- und Ostmitteleuropas in empirischen Untersuchungen aufzugreifen und zu überprüfen. Im November 2023 lud daher das Nordost-Institut, Lüneburg, gemeinsam mit dem Herder Institut, Marburg, zu einem Workshop mit daran anschließender Tagung in den Räumen des Nordost-Instituts ein. Drei Tage lang diskutierten über 20 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus ganz Europa über „Die fließenden Grenzen des Kolonialismus. Vor- und Nachteile einer postkolonialen Perspektive für die Erforschung der nord- und ostmitteleuropäischen Regionen“. Die Vielfalt der postkolonialen Forschungsansätze spiegelte sich bereits in den sektionalen Zuordnungen der präsentierten Vorträge wider: Forschungsperspektiven auf Akteure, Modernisierung, Epistemologische Gewalt, Vermittlung, Adaptionen und Sowjetisierung zeigten die Unterschiede der einzelnen Forschungsdesigns auf. Die Mehrzahl der Projekte hat hier – in der vorliegenden Ausgabe des Nordost-Archivs – ihre Aufnahme gefunden. Unser Dank geht an dieser Stelle an alle Referentinnen und Referenten, die uns ihre Forschungsbeiträge (zur Begutachtung und) zur Verfügung gestellt haben, sodass wir die Abhandlungen hier einem breiten Lesepublikum präsentieren können.

Bereits im ersten Text, Markus Nesselrodt (Frankfurt a. d. Oder): „Zwischen Diskurs und Praxis. Preußische Herrschaft im geteilten Polen-Litauen zwischen 1772 und 1806 als koloniales Projekt“, wird über koloniale Zuschreibungen verhandelt. Nesselrodt fragt, ob die Geschichte der preußischen Expansion auf Kosten Polen-Litauens am Ende des 18. Jahrhunderts als koloniale Geschichte betrachtet werden kann und kommt zu dem Ergebnis, dass sich zwar Elemente kolonialen Denkens im preußischen Bild Polens um 1800 finden lassen, damit aber die Herrschaftspraxis nicht zwangsläufig als kolonial definiert werden kann.

Felix Matheis (Hamburg) stellt sodann in „Die Kolonien liegen im Osten. Kolonialistische und antisemitische (Selbst-)Deutungen hansestädtischer Kaufleute im Generalgouvernement 1940

10 Vgl. Jan Sowa: *Fantomowe cialo króla. Peryferyjne zmagania z nowoczesną formą* [Der fiktive Körper des Königs. Die perfektionierte Auseinandersetzung mit der modernen Form], Warszawa 2011; Bogusław Bakula: *Kolonialne i postkolonialne aspekty polskiego dyskursu kresoznawczego (zarys problematyki)* [Koloniale und postkoloniale Aspekte des polnischen kolonialen Diskurses in Bezug auf östliche Grenzregionen (thematischer Überblick)], in: *Teksty Drugie* 6 (2006), S. 11–32.

bis 1945“ Transfers, Überschneidungen und Verflechtungen zwischen kolonialen und antisemitischen Diskursen in den (Selbst-) Darstellungen von Handelsunternehmen aus Hamburg und Bremen vor. Firmen, die seit 1940 in dem deutsch-nationalsozialistisch besetzten „Generalgouvernement“ unternehmerisch tätig waren. Matheis kann anhand der Unternehmensauftritte neben einer Vermischung von kolonialistischen und antisemitischen Stereotypen über „Osteuropa“ kolonialistische Interpretationen aus dem „afrikanischen“ Kontext nachweisen.

Einen ebenfalls akteurszentrierten Blick richtet Oleksandra Krushynksa (Wien) in „Koloniale Strategien und postkoloniale Diskurse zwischen der galizischen Szlachta und der Habsburgermonarchie (1772–1815)“ auf die Aushandlungsprozesse zwischen Szlachta und Vertretern der Habsburgermonarchie. Das Bestreben der Szlachta, ihre herrschende Position in Galizien aufrechtzuerhalten, konstatiert Krushynksa, ist dabei nur im Kontext und als Reaktion auf die „Subalternisierungs“-Politik der Habsburger in Bezug auf die lokalen Eliten zu verstehen.

„Diglossie als ‚koloniales‘ Machtverhältnis? Sprache und ‚aufgeklärte‘ Herrschaft in den preußischen und den habsburgischen Teilungsgebieten Polens um 1800“, so lautet der Titel des Beitrages von Benedikt Stimmer (Wien), in dem der Verfasser die Diglossie, die Aufwertung der deutschen bei gleichzeitiger Abwertung der polnischen Sprache in den ehemals polnisch-litauischen Gebieten, als eine Form kolonialer Praxis herausarbeitet.

In „The Liquidation of the Ukrainian Greek Catholic Church in Eastern Galicia (1946). A Post-colonial Interpretation“ analysiert Katheryna Budz (Edinburgh) die Sowjetisierung Ostgaliziens und die erzwungene „Wiedervereinigung“ der Ukrainischen griechisch-katholischen Kirche mit der Russisch-Orthodoxen Kirche unter Heranziehung von Lebenserinnerungen galizischer Ukrainer und Materialien der sowjetischen Geheimpolizei.

Mit dem Begriff der Dekolonialisierung arbeitet Oleksandra Terentyeva (Innsbruck) in ihrem skizzierten Dissertationsprojekt „Politics of Memory as a Practice of Decolonization. A Case Study Of Ukraine“. Erinnerungspolitik als Instrument der Dekolonisierung im öffentlichen Diskurs, in der transnationalen Anwaltschaft und in ihrer Memorialisierung in Museen stellen die drei Untersuchungsebenen des Projektes dar.

Die folgenden beiden Beiträge sind im Bereich der Kultur angesiedelt. Jannick Piskorski (Hamburg) untersucht in „Polen A und Polen B im polnischen postkolonialen Diskurs und in der polnischen populären Musik“ das Postkoloniale im Motiv Polen A – Polen B, das für die historischen Teilung Polens herangezogen wird und seit den 2010er Jahren in der polnischen Populärmusik anzutreffen ist. Auf einen etwas anderen Pfad begeben sich Epp Lauk (Kaunas) und Rosario Napolitano (Riga) mit „Soviet ‚cinification‘ as a means of cultural colonization of Latvia (1940–1941 and 1944–1953)“, in dem sie auf Aspekte des Kulturlebens in der Phase der Sowjetisierung in Lettland eingehen. Sowjetisierung verstehen sie als einen Mechanismus der Kolonisierung und belegen ihre These am Beispiel der – erfolglosen – „Cinefizierung“ Lettlands während der stalinistischen Jahre. Im Fokus steht die Wahl des Kinorepertoires, der Filmproduktionen und die Einführung von Schlüsselpersonen in die Filmbranche.

Daniel Benedikt Stienen (Friedrichsruh) „Decolonize Prussian Poland? Kritische Reflexionen“ zieht eine Bilanz der Forschungsdebatte in Polen und diskutiert den Wert des Kolonialparadig-

mas für die historische Preußenforschung. Deziert spricht er sich gegen eine Implementierung eines neuen kolonialen Masternarrativs zugunsten eines problemorientierten Einsatzes der postkolonialen Theorie in all ihrer Komplexität aus.

Der letzte Beitrag der Abhandlungen weist um ein weiteres auf die Bandbreite der postkolonialen Perspektive, die in dieser Fallstudie auf eine universitäre Fachdisziplin gerichtet ist: Der physischen Anthropologie, ihrer Entwicklung als Disziplin der polnischen Forschungslandschaft, geht Maria Rhode (Göttingen) in „Die physische Anthropologie im geteilten Polen – eine nicht-koloniale Wissenschaft?“ nach. Rhode kann am Beispiel zweier polnischer Anthropologen und ihr Bestreben, sich und die Disziplin innerhalb eines europäischen Netzwerks zu verorten, belegen, dass die polnische physische Anthropologie aufgrund ihrer Praktiken nicht außerhalb des kolonialen Kontextes gesehen werden kann.

Nochmal richtet sich unser Dank an alle Beitragenden und Mitwirkenden am „Postkolonialen Projekt“. Unser besonderer Dank geht an die Autorinnen und Autoren, die sich der Mühe unterzogen, ihren Beitrag nicht in ihrer Muttersprache, sondern in Deutsch zu verfassen.



Markus Nesselrodt

## Zwischen Diskurs und Praxis

### Preußische Herrschaft im geteilten Polen-Litauen zwischen 1772 und 1806 als koloniales Projekt

**Abstract:** Recent attempts to apply postcolonial perspectives to Prussian rule over the conquered Polish territories have focused on the period between the foundation of the German Empire and the First World War. In contrast, the time span between the first partition of the Polish-Lithuanian Commonwealth in 1772 and the Prussian defeat by Napoleon in 1806 has received relatively little attention. In understanding the Prussian rule over Polish territories between 1772 and 1914, findings and terms on national conflict between Poles and Germans regarding the late 19th and early 20th century are often applied to earlier decades. Therefore, it seems necessary to ask whether the history of Prussia's expansion at the expense of Poland-Lithuania at the end of the 18th century can be regarded as colonial. This essay is an attempt to discuss this broad question using the example of Prussian rule over the province of South Prussia. It argues that elements of colonial thinking can be found in the Prussian image of Poland around 1800, but that the practice of rule cannot necessarily be defined as colonial.

**Keywords:** Geschichte Preußens, Geschichte Polens, 18. Jahrhundert, Kolonialismus, Warschau, Zivilisierungsmission, Bürokratie

Fragen nach einer als kolonial zu definierenden Dimension preußischer Polenpolitik zwischen 1772 und 1918 sind nicht neu. Insbesondere die Periode des Kaiserreichs wurde in jüngster Zeit intensiv auf koloniale Praktiken und Diskurse in den östlichen Regionen des Reichs untersucht.<sup>1</sup> Zugleich bilden Studien über die ersten Jahrzehnte der preußischen Teilungsherrschaft noch die Ausnahme.<sup>2</sup> Als einer der ersten bezeichnete Martin Broszat in seiner klassischen Synthese zur deutschen

1 Zu nennen sind hier etwa Justyna Aniceta Turkowska: *Kolonisator:innen und Kolonisierte im Zwiegespräch: „Koloniale Agitation“ in den Ostprovinzen des Deutschen Reiches*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 47 (2022), H. 4, S. 589–622; Roi Ball: *Child Displacement and Internal Colonization in Prussian Poland before World War I*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 47 (2022), H. 4, S. 534–562; Daniel Benedikt Stienen: *Verkauftes Vaterland. Die moralische Ökonomie des Bodenmarktes im östlichen Preußen 1886–1914*, Göttingen 2022; Christoph Kienemann: *Der koloniale Blick gen Osten: Osteuropa im Diskurs des Deutschen Kaiserreichs von 1871*, Paderborn 2018; Kristin Kopp: *Germany's Wild East. Construction Poland as Colonial Space*, Ann Arbor 2012; Vejas Gabriel Liulevicius: *The German Myth of the East. 1800 to the Present*, Oxford u. a. 2009.

2 Siehe etwa Izabela Surynt: *Postępy, kultura i kolonializm. Polska a niemiecki projekt europejskiego Wschodu w dyskursach publicznych XIX wieku* [Fortschritt, Kultur und Kolonialismus. Polen und das deutsche Projekt des europäischen Ostens in öffentlichen Diskursen des neunzehnten Jahrhunderts], Wrocław 2006.

Polenpolitik die Provinzen Süd- und Neustpreußen als „Kolonialland“ des preußischen Staates.<sup>3</sup> Broszat verzichtete indes auf eine systematische Begründung für seine Wortwahl. Vier Jahrzehnte später konstatierte Gregor Thum für das späte 18. und frühe 19. Jahrhundert eine kolonial motivierte „diskursive Strategie“ der Preußen im Denken und Schreiben über Polen.<sup>4</sup> Da Preußen in Polen keinen „leeren“ Raum vorfand – wie es etwa für den amerikanischen Fall behauptet wurde – habe es einen kulturell leeren und somit zu zivilisierenden Raum heraufbeschworen, um ihn erobern zu können.<sup>5</sup> Die diskursive Strategie der permanenten Abwertung alles Polnischen zu etwas Außer-europäischem, manchmal Asiatischem, bei gleichzeitiger Aufwertung Preußens besaß ihren Ausgangspunkt im späten 18. Jahrhundert und ist eng verknüpft mit der Geschichte der Teilungen Polen-Litauens.<sup>6</sup> Die damit einhergehende Herausbildung preußischer Negativstereotype über Polen und die Polen als ein „Nebenprodukt der deutschen Aufklärung“ (Hubert Orłowski) ist inzwischen umfassend erforscht und soll deshalb an dieser Stelle nicht noch einmal rekapituliert werden.<sup>7</sup>

Eine zentrale Frage bleibt jedoch noch immer unbeantwortet: Lässt sich von einer kolonialen diskursiven Strategie auf eine als kolonial zu definierende Herrschaftspraxis Preußens in den polnischen Territorien schließen? Der jüngste Beitrag zu dieser Debatte stammt von Agnieszka Pufelska und Felix Ackermann, die in ihrer gemeinsamen Einleitung zum Sonderheft von „Geschichte und Gesellschaft“ vorschlugen, die Epoche preußischer Herrschaft über Teile Polens zwischen 1772 und 1918 als Beispiel für einen „innereuropäischen Kolonialismus“ oder auch eine „innere Kolonisation“ zu analysieren.<sup>8</sup> Auf diese Weise könne „polnisch-preußische Verflechtungsgeschichte über eine nationalstaatliche Engführung hinaus als imaginierte äußere Kolonisierung des Inneren verstanden und damit als dynamischer und situativer Prozess erkennbar werden.“<sup>9</sup> Bedauerlicherweise erklären Ackermann und Pufelska nicht im Detail, worin aus ihrer Sicht der Mehrwert einer auf das Koloniale fokussierten Perspektivverschiebung liegen könnte. So bleibt vage, ob die begriffliche Klammer der „inneren Kolonisation“ tatsächlich den gesamten Zeitraum preußischer Herrschaft über Teile der ehemaligen Adelsrepublik zusammenhalten kann. Durchaus plausibel erscheint ein solcher Ansatz auf der Ebene des Diskursiven, wo koloniale Denkmuster und rhetorische Bezüge im Schreiben deutschsprachiger Akteure sehr präsent

3 Martin Broszat: Zweihundert Jahre deutsche Polenpolitik, Frankfurt a. M. 1972, S. 70.

4 Gregor Thum: Die kulturelle Leere des Ostens. Legitimierung preußisch-deutscher Herrschaft im 19. Jahrhundert, in: Ulrike Jureit (Hrsg.): Umkämpfte Räume. Raumbilder, Ordnungswille und Gewaltmobilisierung, Göttingen 2016, S. 263–286, hier S. 270.

5 Vgl. ebenda, S. 264.

6 Vgl. ebenda, S. 270.

7 Aus der Fülle der Arbeiten sei verwiesen auf Tessa Hofmann: Der radikale Wandel. Das deutsche Polenbild zwischen 1772 und 1848, in: Zeitschrift für Ostforschung 42 (1993), H. 3, S. 358–390; Stanisław Salmonowicz: Obraz Polski i Polaków w niemieckiej opinii publicznej w latach 1795–1825 [Das Bild Polens und der Polen in der deutschen öffentlichen Meinung in den Jahren 1795–1825], in: Zapiski Historyczne 58 (1993), H. 4, S. 425–445; Hubert Orłowski: Stereotype der ‚langen Dauer‘ und Prozesse der Nationalbildung, in: Andreas Lawaty, Hubert Orłowski (Hrsg.): Deutsche und Polen. Geschichte, Kultur, Politik, München 2003, S. 269–279; sowie jüngst Katarzyna Pieper-Brandstätter: Polens Teilungen als Zivilisierung eines ‚Irokesenstammes‘ – Ambivalenzen und Paradoxien der polnischen Aufklärung, in: Johannes Birgfeld, Stephanie Catani u. a. (Hrsg.): Aufklärungen. Strategien und Kontroversen vom 17. bis 21. Jahrhundert, Heidelberg 2022, S. 71–82.

8 Felix Ackermann, Agnieszka Pufelska: Preußen postkolonial. Ansätze zu einer Geschichte polnisch-preußischer Asymmetrie, in: Geschichte und Gesellschaft 47 (2021), H. 4, S. 529–533, hier S. 530.

9 Ebenda, S. 530.

sind. Dagegen ist die Lage in Bezug auf die preußische Machtausübung in den eroberten Gebieten seit 1772 nicht eindeutig. Einen wesentlichen Unterschied zwischen der Herrschaftspraxis der Preußen im späten 18. Jahrhundert und jener am Ende des 19. Jahrhunderts erkannte der Literaturwissenschaftler Gerhard Kozierek im Bewusstsein der Akteure über die Funktion ihrer Arbeit in den polnischen Gebieten. Demnach habe anders als in der deutschen Provinz Posen nach 1871 kaum ein preußischer Beamter um 1800 in Süd- oder Neuostpreußen im Bewusstsein einer preußischen Kolonisierungsmission gewirkt: „[N]icht das geringste Anzeichen weist darauf hin, dass sie [die Beamten; M. N.] daran dachten, eine kulturelle Mission zu erfüllen oder in Warschau und einem ‚folgerichtig nach Osten aufgebauten Preußenstaat‘ zwischen 1795 und 1806 ‚neue Pflanzschulen des Deutschtums‘ zu gründen“.<sup>10</sup>

Auch Gregor Thum kam jüngst mit Blick auf das „lange“ 19. Jahrhundert preußischer Herrschaft über die polnischen Territorien zu dem Schluss, dass diese nicht sinnvollerweise als kolonial definiert werden könne, wobei er auf die Unterschiede zur deutschen kolonialen Herrschaftspraxis im außereuropäischen Raum verweist.<sup>11</sup> Es stellt sich demnach die Frage, wie das Verhältnis zwischen einer diskursiven Einverleibung der polnischen Gebiete und der Herrschaftspraxis preußischer Beamter und anderer Akteure vor Ort gedeutet werden kann. Lässt sich in Bezug auf die erste Phase preußischer Herrschaft über die polnischen Territorien zwischen der ersten Teilung von 1772 und der preußischen Niederlage gegen Napoleon 1806/07 sinnvollerweise von einer Kolonialherrschaft sprechen?

Dazu muss zunächst der Begriff des Kolonialismus definiert werden. Jürgen Osterhammel nennt in seiner klassischen Studie zwei Aspekte, die seiner Ansicht nach den Kolonialismus kennzeichnen: zum Ersten die Ausübung von Herrschaft über eine Gesellschaft und die mit ihr verbundene völlige Fremdsteuerung ihrer Entwicklung, zum Zweiten die Konstruktion einer speziellen kulturellen Fremdheit oder Andersartigkeit zwischen Kolonisatoren und Kolonisierten.<sup>12</sup> Nicht jede erzwungene Übernahme eines fremden Territoriums ist demnach notwendigerweise ein Akt des Kolonialismus. Wesentlich ist die Verbindung von physisch ausgeübter Macht und der Produktion eines diskursiven Überlegenheitsanspruchs.<sup>13</sup> Daniel Stienen schlug mit Blick auf den historischen Bezugsrahmen um 1900 in den außereuropäischen Kolonien drei weitere Faktoren vor, die koloniale Herrschaftsbeziehungen charakterisierten. (1) Das Vorhandensein christlicher Missionare, (2) das Verbot bzw. die soziale Ächtung von Mischehen mit Einheimischen sowie (3) das aktive Unterbinden bzw. Verhinderung einer Assimilation der Kolonisierten an die Ko-

10 Gerhard Kozierek: Der Dichter in der Fremde. Preußische Beamte nach der dritten Teilung Polens in Warschau, in: Ders.: Reformen, Revolutionen und Reisen. Deutsche Polenliteratur, Wiesbaden 2000, S. 249–257, hier S. 256.

11 Vgl. Thum, Kulturelle Leere (wie Anm. 4), S. 264.

12 Vgl. Jürgen Osterhammel, Jan C. Jansen: Kolonialismus. Geschichte, Formen, Folgen, München 2021, S. 21. Siehe dazu auch Maria do Mar Castro Varela, Nikita Dhawan: Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung, Bielefeld 2005, S. 22.

13 Vgl. Stuart Hall: Wann gab es ‚das Postkoloniale‘? Denken an der Grenze, in: Sebastian Conrad, Shalini Randeria (Hrsg.): Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften, Frankfurt a. M. u. a. 2002, S. 219–246, hier S. 237.

lonisatoren.<sup>14</sup> Tatsächlich trifft keine der drei Bedingungen für die Existenz einer Kolonialherrschaft auf das preußische Teilungsgebiet im Zeitraum zwischen 1772 und 1807 zu. Weder sollte die einheimische polnisch-katholische (oder gar die jüdische) Bevölkerung missioniert werden, noch wurden eheliche Verbindungen zwischen Preußen und Polen verboten. Die Ehe zwischen der preußischen Prinzessin Luise und dem polnischen Magnaten Antoni Radziwiłł stellt dabei nur den prominentesten Fall dar. Zahlreiche in den neuen Provinzen dienende preußische Beamte waren mit Polinnen verheiratet und niemand von ihnen wurde deshalb benachteiligt und gar bestraft.<sup>15</sup> Wie später noch gezeigt wird, verfolgten die Preußen zudem eine Politik, die eine Angleichung der fremden Bevölkerung an die neuen Herrscher aktiv beförderte.

Allerdings existiert bislang keine Definition, die die historische Vielfalt kolonialer Herrschaftsbeziehungen umfassend beschreiben könnte. Wenn also nur einige der oben genannten Faktoren des Kolonialen in der preußischen Herrschaft über Polen um 1800 zutreffen, so muss dies nicht bedeuten, dass der Begriff keinerlei Relevanz hätte. Vor diesem Hintergrund erscheint es lohnenswerter, die Frage anders zu stellen und dabei Impulse postkolonialer Theorieangebote aufzunehmen. Die in den *postcolonial studies* zentral diskutierten Fragen nach der Herstellung von Identität und Alterität sowie der Produktion und Veränderung von zwischenmenschlichen Machtbeziehungen bieten ebenso produktive Anregungen wie der Blick auf Formen des Hybriden und des Mehrdeutigen. Für solche Perspektiven bietet die vorhandene Quellenbasis mannigfaltige Möglichkeiten, die letztlich zu einem besseren Verständnis der historischen Komplexität führen können. Roberto Zaugg etwa hat am Beispiel der preußischen Besetzung Großfriedrichsburg (heute Ghana) im 17. Jahrhundert die Vorteile einer postkolonial informierten Geschichtsschreibung aufgezeigt. Er plädiert für eine Perspektive, die zuvorderst nach den Räumen der Interaktion, Verhandlung und Kooperation zwischen Einheimischen und Neuankömmlingen fragt, um der Gefahr einer statischen Dichotomie zwischen Kolonisatoren und Kolonisierten in der Darstellung zu entgehen.<sup>16</sup>

In diesem Aufsatz soll zunächst der zeitgenössische Diskurs über Südpreußen dargestellt werden, bevor abschließend der Versuch unternommen wird, Herrschaftsdiskurs und -praxis miteinander zu vergleichen. Ziel einer solchen Perspektive, die hier nur ansatzweise vorgestellt werden kann, ist es, die historische Komplexität sozialer Interaktionen in den preußischen Ostprovinzen angemessen abzubilden.<sup>17</sup> Dies soll in drei Schritten versucht werden: (1) Der Diskurs über die preußische Herrschaft in Polen; (2) die Verwendung kolonialer Stereotype unter südpreußischen Beamten; und (3) die Persistenz kolonialer Denkmuster unter preußischen Akteuren nach dem Verlust der Provinzen 1807.

14 Vgl. Daniel Stienen: „Decolonize Prussian Poland?“ Kritische Reflexionen, in: Nordost-Archiv 34 (2025), S. 147–180; ausführlicher dazu: Stienen, *Verkauftes Vaterland* (wie Anm. 1), S. 16 f.

15 Unter den Warschauer Beamten sei beispielhaft auf die Ehe von E. T. A. Hoffmann mit Maria Tekla Michalina Trzcińska sowie die Zacharias Werners mit Małgorzata Mankwiatowska verwiesen.

16 Vgl. Roberto Zaugg: *Grossfriedrichsburg, the First German Colony in Africa? Brandenburg-Prussia, Atlantic Entanglements and National Memory*, in: John Kwadwo Osei-Tutu, Victoria Ellen Smith (Hrsg.): *Shadows of Empire in West Africa. New Perspectives on European Fortifications*, London 2017, S. 33–53, hier S. 42.

17 Der vorliegende Aufsatz ist Teil eines Habilitationsprojekts zur Geschichte sozialer Interaktionen in Warschau zwischen 1795 und 1830, das an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt a. d. O. entsteht.

## Preußische Überlegenheitsdiskurse und Herrschaftskonzepte im geteilten Polen-Litauen

Die preußischen Gebietsgewinne auf Kosten der polnisch-litauischen Adelsrepublik veränderten den demografischen Charakter des preußischen Staats erheblich.<sup>18</sup> Preußen war infolge der drei Teilungen Polen-Litauens (1772, 1793 und 1795) zu einem „halbpolnischen Staat“ (Adelheid Simsch) mit einem Anteil von fast 40 Prozent polnischsprachigen Bevölkerung geworden.<sup>19</sup> Unter den neuen Bewohnern befanden sich mehrheitlich Katholiken, aber auch eine im Vergleich zu den preußischen Kernlanden hohe Zahl von Juden. Durch die Expansion hatte sich Preußen ein Gebiet einverleibt, das bis zur Niederlage gegen Napoleon und dem Vertrag von Tilsit (9. Juli 1807) mit der Provinz Südpreußen (1793–1807) die größte regionale Verwaltungseinheit des preußischen Staates umfasste. Hier lebte jeder zehnte Einwohner der Hohenzollernmonarchie und ein Drittel der preußischen Judenheit.<sup>20</sup> Die komplizierten sprachlichen, konfessionellen, ständischen und ökonomischen Besonderheiten der polnischen Territorien stellten eine erhebliche Herausforderung für die Durchsetzung des preußischen Machtanspruchs in der neuen „Unruheprovinz“ dar.<sup>21</sup>

Die preußischen Gebietszuwächse auf Kosten Polen-Litauens lassen sich als Projekt des frühneuzeitlichen Staatsausbaus verstehen. Aus dieser Perspektive, wie sie jüngst von Jörg Ganzenmüller und Tatjana Tönsmeier vorgeschlagen wurde, war die preußische Eroberung im Osten Europas eng verknüpft mit dem Projekt eines vorrückenden Staates in der Fläche. Da den neuen Herrschern aber weder personelle noch militärische und finanzielle Ressourcen in ausreichendem Umfang zur Verfügung standen, war die preußische Herrschaftspraxis auf Kooperation angewiesen:

„Anordnungen und Normen mussten an die Adressaten kommuniziert, Informationen von und über Untertanen gesammelt und an die Herrschaft übermittelt, Soldaten ausgehoben, Steuern und Abgaben eingezogen und Dienste nutzbringend verwendet werden. Herrschaft bedurfte somit der regelmäßigen Zusammenarbeit zwischen den Inhabern von Herrschaftsrechten und den davon Betroffenen.“<sup>22</sup>

In den neuen Provinzen beschritten die Preußen nach 1772 einen doppelten Weg, um ihre Herrschaft dauerhaft zu sichern. An der Spitze der Provinzverwaltung standen jeweils erfahrene Minister und Verwaltungsbeamte. Auch in den regionalen Domänenkammern wurde ein Großteil der alltäglichen Arbeit von preußischen Beamten ausgeführt. Zugleich versuchten die Preußen, regionale und lokale Eliten in ihren Herrschaftsverband zu integrieren, indem sie polnische Adlige auf preußische Universitäten in Frankfurt (Oder) oder Halle, die Kadettenanstalt in Kalisz

18 Zu den Teilungen und ihren Folgen: Hans-Jürgen Bömelburg: Die Teilungen Polen-Litauens. Ein neues Modell in der europäischen Außenpolitik, in: Christoph Kampmann, Katharina Krause u. a. (Hrsg.): Neue Modelle im Alten Europa. Traditionsbruch und Innovation als Herausforderung in der Frühen Neuzeit, Köln u. a. 2012, S. 267–282; immer noch grundlegend: Michael G. Müller: Die Teilungen Polens 1772, 1793, 1795, München 1984.

19 Adelheid Simsch: Die Wirtschaftspolitik des preußischen Staates in der Provinz Südpreußen 1793–1806/07, Berlin 1983, S. 7.

20 Im Jahr 1804 lebten etwa 225 000 Juden in Preußen, davon 88 500 allein in Südpreußen. Vgl. Albert Bruer: Geschichte der Juden in Preußen (1750–1820), Frankfurt a. M. 1991, S. 148.

21 Der Begriff stammt von Jörg Ganzenmüller und Tatjana Tönsmeier, die ihn jedoch nicht näher bestimmen: Jörg Ganzenmüller, Tatjana Tönsmeier: Einleitung, in: Dies. (Hrsg.): Vom Vorrücken des Staates in die Fläche. Ein europäisches Phänomen des langen 19. Jahrhunderts, Weimar u. a. 2016, S. 7–31, hier S. 21.

22 Ebenda, S. 12.

oder das Königliche Lyzeum in Warschau schickten oder indem der König polnischen Adligen preußische Orden verlieh. Dieser Weg einer „indirekten Herrschaftsausübung“<sup>23</sup> stand im Einklang mit einer Politik der „Amalgamation“.<sup>24</sup> Demzufolge sollten die neuen, ehemals polnischen Territorien mittel- bis langfristig nach denselben Standards organisiert werden wie die alt-preußischen Provinzen. Den seinerzeit im absolutistischen Europa vorherrschenden Staatsvorstellungen zufolge galt die Herstellung von Ordnung als zentrale Leitidee der Staatlichkeit.<sup>25</sup> Dies gilt es zu berücksichtigen, wenn im Folgenden von den zahlreichen Aussagen über Unterschiede zwischen alten und neuen preußischen Provinzen die Rede sein wird. Aus Sicht führender preußischer Akteure galt es, die in Polen beobachtete Verschiedenartigkeit langfristig den bekannten preußischen Strukturen anzugleichen. Die Expansion auf Kosten Polen-Litauens lässt sich somit auch als ein Projekt der preußischen Staatsbildung im späten 18. Jahrhundert verstehen.

Die maßgeblichen Akteure der preußischen Herrschaftsausweitung in den polnischen Gebieten zeigten sich in ihrer behördlichen, publizistischen oder brieflichen Kommunikation stark beeinflusst vom negativen Polenbild, wie es sich im Zeitalter der europäischen Aufklärung herausgebildet hatte. Ein Denken, welches die Adelsrepublik aus dem Kreis der aufgeklärten Monarchien Europas ausschloss, konnte sich im preußischen Aufklärungsdiskurs unter Friedrich II. in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zunehmend verbreiten.<sup>26</sup> Dieses Bild entwarf einen Kontrast zwischen einem zivilisierten, ordentlichen und fortschrittlichen Preußen und einem unzivilisierten, wilden und rückständigen Polen.<sup>27</sup> Eine solche Gegenüberstellung ist auch aus der Kolonialgeschichte bekannt und diente dort zumeist dem Zweck, das Eingreifen der Kolonisatoren zu rechtfertigen, um die fremde Bevölkerung auf ein vermeintlich höheres Kulturniveau zu heben.<sup>28</sup> Dass der Zivilisierungsdiskurs und die auf Vereinheitlichung anstrebenden Verwaltungsmaßnahmen Hand in Hand gingen, lässt sich beispielhaft an der Neugestaltung des Warschauer Stadtwappens ablesen. Die einstige Haupt- und Residenzstadt Warschau nahm aufgrund ihrer herausragenden gesellschaftlichen, kulturellen und ökonomischen Bedeutung eine zentrale Stellung in der preußischen Politik ein. Infolge der dritten Teilung Polens gehörte Warschau der 1793 gegründeten und 1795 erweiterten Provinz Südpreußen an. Vom 9. Januar 1796 bis zum 26. November 1806 war die Stadt Sitz des neugegründeten Kammerdepartements Warschau. In seiner offiziellen Korrespondenz verwendete die Warschauer Stadtregierung ein neues Wappen. Dieses zeigt das preußische Königswappen mit der Königskrone, flankiert von zwei aufrechtstehenden „wildem Männern“. Im Zentrum ist das Wappentier der Stadt Warschau, die Meerjungfrau (poln. Syrenka) zu sehen. In der rechten Hand führt sie einen Säbel, in der linken Hand trägt sie ein Schild, auf dem der preußische schwarze Adler abgebildet ist.<sup>29</sup>

23 Ebenda, S. 13.

24 Der Begriff stammt aus der „Denkschrift Justus Gruners an den König vom 25. Februar 1807“, in: Kurt Schottmüller: Der Polenaufstand 1806/7. Urkunden und Aktenstücke aus der Zeit zwischen Jena und Tilsit, Lissa 1907, S. 35–51, hier S. 50.

25 Vgl. Ganzenmüller, Tönsmeier, Einleitung (wie Anm. 21), S. 17.

26 Vgl. Agnieszka Pufelska: Der bessere Nachbar? Das polnische Preußenbild zwischen Politik und Kulturtransfer (1765–1795), Berlin 2017, S. 131.

27 Vgl. ebenda, S. 137.

28 Jürgen Osterhammel bezeichnet dies als „sendungsideo-logische Rechtfertigungsdoktrin“, Osterhammel, Jansen, Kolonialismus (wie Anm. 12), S. 21.

29 Das Siegel ist abgedruckt in: Stefan Krzysztof Kuczyński: Herb Warszawy [Das Warschauer Wappen], Warszawa 1977, S. 46.



Die Annahme, es handele sich in den polnischen Gebieten, die nach 1772 unter preußische Herrschaft fielen, um Regionen im Prozess des kulturellen und zivilisatorischen Verfalls, findet sich bei fast allen preußischen Autoren, die in irgendeiner Form über Polen schrieben. Dazu zeichneten preußische Minister, Beamte und Intellektuelle ein Bild Polens als ein Land des allgegenwärtigen Schmutzes, des verbreiteten Alkoholismus, der vernachlässigten Städte und der ineffizient bewirtschafteten Landwirtschaft.<sup>30</sup> Das oben beschriebene Ziel der Amalgamation ist dabei eng verknüpft mit der aufklärerischen Vorstellung, wonach Gesellschaften verschiedene Stufen durchlaufen. Zwar fehlt im preußischen Denken über Polen die für den außereuropäischen Raum so typische koloniale Formel von „Völkern ohne Geschichte“, eng verwandt ist jedoch der Verweis auf die vermeintliche Kindlichkeit bestimmter Völker, die ohne externe Hilfe zum ewigen Verbleib auf einer niedrigen Stufe menschlicher Zivilisation verdammt seien.<sup>31</sup> Ein solches paternalistisches Denken zeigt sich beispielhaft in der programmatischen Rede des südpreußischen Provinzialministers Karl Georg Heinrich von Hoym während der Warschauer Huldigungszeremonie für den preußischen König im Juli 1796. Die späte Adelsrepublik sei Hoym zufolge ein Staat gewesen, dem Begriffe wie Ruhe, Sicherheit und Ordnung, sowie die häusliche Glückseligkeit fremd gewesen seien.<sup>32</sup> Die Schuld am Untergang des Staates trage maßgeblich der Adel, genauer jener Teil des Adels, der – vermutlich auf die Verfassung anspielend – den Begriff der Freiheit „falsch verstanden“ habe.<sup>33</sup> Dies habe eine „innere Zwietracht“ herbeigeführt, an deren Ende eine „furchtbare Verwüstung“ gestanden habe.<sup>34</sup> Indem er die polnisch-litauische Adelsrepublik als „failed state“ beschreibt, spricht Hoym den Polen die Fähigkeit ab, sich selbst zu regieren. Wenig überraschend folgt daraus für den Minister, dass es preußische Führung verlange.<sup>35</sup> Zum Abschluss seiner Ansprache versichert er den anwesenden Ständen die besten und wohlthätigen Absichten seines Monarchen. Mit Blick auf die Zukunft verkündet er schließlich, dass es Warschau am besten gehen werde, „wenn Frieden, Glück und Wohlstand die Erinnerung an die schrecklichen Ereignisse der Vergangenheit auslöschen und ihre blutigen Spuren verwischen.“<sup>36</sup> Hier wird exemplarisch ersichtlich, dass viele Preußen glaubten, mit einer Herrschaft der Vernunft und einer Politik des wirtschaftlichen Wohlstandes die Gunst der polnischen Untertanen gewinnen zu können.

Im Unterschied zu anderen kolonialen Kontexten zeichnen zeitgenössische preußische Denkschriften, Tagebücher, Reiseberichte und andere ähnliche Elitenquellen die Bevölkerung Polens nicht unisono als ausnahmslos Andere. Der Idee der Amalgamation folgend unterlagen die neuen Untertanen – mit einigen Ausnahmen etwa im Steuerrecht und der Judengesetzgebung – denselben Gesetzen wie die Einwohner der altpreußischen Provinzen.<sup>37</sup> Eine Assimilation oder Preußisch-

30 Zu einigen dieser Tropen im Osteuropadiskurs des Deutschen Kaiserreichs: Kienemann, *Der koloniale Blick* (wie Anm. 1), S. 280.

31 Vgl. ebenda, S. 236.

32 Vgl. [o. A.:] *Gazeta Warszawska*, 12. Juli 1796, S. 628.

33 Ebenda.

34 Ebenda.

35 Vgl. ebenda, S. 629.

36 Ebenda, S. 630.

37 So wurde etwa das Allgemeine Landrecht 1794 nach einer Übergangszeit und mit einigen wenigen Ausnahmen auch in Südpreußen eingeführt. Dazu wurde eine lateinische Übersetzung angefertigt, mit der Preußen und Polen gemeinsam arbeiten sollten. Vgl. Karsten Holste: *Herrschaftsstrategien der Teilungsmächte*, in: Michael G. Müller, Igor Kąkolewski u. a. (Hrsg.): *Polen in der europäischen Geschichte*, Bd. 3: *Die polnisch-litauischen Länder unter der Herrschaft der Teilungsmächte (1772/1795–1914)*, Stuttgart 2020, S. 43–86, hier S. 52. Zur Spezifik

werdung war demnach nicht nur möglich, sondern regelrecht erwünscht und wurde insbesondere im Bildungs- und Militärwesen entsprechend gefördert.<sup>38</sup> Wer sich den preußischen Normen anpasste, die deutsche Sprache lernte und Institutionen wie die Kadettenanstalt oder die Universität erfolgreich durchlief, konnte in das Kollektiv der „Zivilisierten“ aufgenommen werden. Wer sich diesen Maßnahmen verweigerte, sah sich indes mit der Gefahr eines Statusverlustes konfrontiert.

Die Vorstellung, Individuen und Kollektive ließen sich zivilisieren, existierte nicht nur in Preußen, sondern auch im russländischen Diskurs über die eroberten polnischen Provinzen.<sup>39</sup> Etwa in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kamen aufklärerische Ideen aus West- und Mitteleuropa über die Ostseeprovinzen ins Zarenreich.<sup>40</sup> Ebenso wie die mit polnischen Fragen betrauten Preußen verstand sich auch die russländische Elite „eingebunden in eine imaginär vorgestellte universale Gemeinschaft ‚der Zivilisierten‘, die in der Pflicht stand, sich für die Verbreitung von Zivilisiertheit bzw. später von Zivilisation einzusetzen.“<sup>41</sup> Im Unterschied zu Preußen richtete sich der zivilisierungsmissionarische Gedanke jedoch vorrangig nicht auf Polen-Litauen, sondern auf den Süden und den Osten des Reiches.<sup>42</sup>

Die Annahme einer Rückständigkeit der polnischen Gebiete und der Glaube an die Entwicklungsfähigkeit ihrer Bevölkerung gingen im preußischen Diskurs also häufig Hand in Hand. Anschaulich illustriert dies König Friedrich Wilhelm III. in einem Brief an die Minister der Provinzen Südpreußen und Neu-Ostpreußen, Otto Karl Friedrich von Voss und Friedrich Leopold von Schroetter, vom 10. Juli 1798. Darin schildert er seine Eindrücke, die er auf einer Reise durch die neuen Provinzen im Osten gesammelt hatte.

„Auf der jetzt zurückgelegten Reise durch die Provinzen Neu-, Ost- und Süd-Preussen habe ich die Erfahrung gemacht, dass die untersten Klassen meiner dortigen Unterthanen auf einer weit niedrigeren Stufe der Ausbildung stehen, als worauf dieselben Klassen sich in den älteren Provinzen befinden. Jene zeichnen sich besonders durch Unreinlichkeit im Anzuge und in der Wohnung, und durch ein übertrieben kriechendes Wesen sehr nachtheilig aus.“<sup>43</sup>

der Gesetzgebung für die Juden in den neuen Provinzen: Sophia Kemlein: Die Posener Juden 1815–1848. Entwicklungsprozesse einer polnischen Judenheit unter preußischer Herrschaft, Hamburg 1997, S. 53–57.

38 Vgl. Bernhard Schmitt: Der Militärdienst und die Neuformierung adliger Eliten in den habsburgischen und preußischen Teilungsgebieten 1772–1830, in: Karsten Holste, Dietlind Hüchtker u. a. (Hrsg.): Aufsteigen und Obenbleiben in europäischen Gesellschaften des 19. Jahrhunderts. Akteure – Arenen – Aushandlungsprozesse, Berlin 2009, S. 49–62; Marian Ptaszyk: Liceum Warszawskie. 1804–1831, Toruń 2020.

39 Für den habsburgischen Fall siehe Klemens Kaps: Creating Differences for Integration. Enlightened Reforms and Civilizing Missions in the Eastern European Possessions of the Habsburg Monarchy (1750–1815), in: Damien Tricoire (Hrsg.): Enlightened Colonialism. Civilization Narratives and Imperial Politics in the Age of Reason, Cham 2017, S. 133–155.

40 Vgl. Ricarda Vulpius: Grenzgänger im russländischen Verflechtungsraum. Der Livländer Otto Heinrich Graf von Igelström als imperialer Akteur des Zarenreichs im 18. Jahrhundert, in: Roland Borchers, Alina Bothe u. a. (Hrsg.): Das östliche Europa als Verflechtungsraum. Agency in der Geschichte. Festschrift für Prof. Dr. Gertrud Pickhan zum 65. Geburtstag, Berlin 2021, S. 33–51, hier S. 34.

41 Ricarda Vulpius: Aufklärung und Kolonialismus im Zarenreich des 18. Jahrhunderts, in: Johannes Birgfeld, Stephanie Catani u. a. (Hrsg.): Aufklärungen. Strategien und Kontroversen vom 17. bis 21. Jahrhundert, Heidelberg 2022, S. 187–204, hier S. 201.

42 Vgl. ebenda, S. 200.

43 Brief des Königs an die Minister Voß und Schroetter, 10. Juli 1798, in: Rudolph Stadelmann: Preussens Könige in ihrer Thätigkeit für die Landescultur: Friedrich Wilhelm III (1797–1807), Bd. 4, Leipzig 1887, S. 211 f., hier S. 211.



Die Ursache für die Andersartigkeit sieht der König in der „vormaligen Gesetzlosigkeit und in der dadurch begünstigten willkürlichen Unterdrückung [durch die Grundherren; M. N.]“<sup>44</sup> Die seiner Ansicht nach vorherrschende Rückständigkeit der polnischen Untertanen wolle der König schrittweise abschaffen. Die neuen Untertanen seien nämlich mit dem Beginn der preußischen Herrschaft in

„die der preussischen Verfassung eigenthümliche Gleichheit vor dem Gesetze eingetreten; der geringste Unterthan hat vor Mir und vor dem Gesetze den Werth der Menschheit; er hat die Pflicht der Treue und des Gehorsams gegen seinen Landesherrn und gegen seine Obrigkeit, und wenn er diese beobachtet, so hat er gleich dem Vornehmsten ein heiliges Recht auf Schutz und Sicherheit seiner Person und seines Eigenthums.“<sup>45</sup>

Dass es ihm mit diesem Anspruch ernst ist, macht der König in einem dringenden Appell an die beiden Provinzialminister deutlich. Infolge zahlreicher Beschwerden über das Verhalten preußischer Beamter in den neuen Provinzen sehe der König sich

„veranlasst, Euch aufzutragen, Euch die Abstellung dieses Missbrauchs, welchen die Unterbedienten von der ihnen anvertrauten Gewalt machen, so lieb euch meine Gnade ist, ernstlich angelegen zu seyn, auf das Benehmen der Unterbedienten genau Acht zu haben [...]; überhaupt aber bey allen Euern Einrichtungen nie aus dem Gesichte zu verlieren, dass solche nur mit der Civilisierung der Nation und ihrer Ueberzeugung von der Güte der dabey zum Grunde liegenden Absichten, gedeihen können.“<sup>46</sup>

Dass der preußische Diskurs gegenüber den polnischen Gebieten nicht nur von Abwertung, sondern eben auch vom Glauben an das Potential der einheimischen Bevölkerung bestimmt war, stellt dabei keinen Widerspruch zum oben beschriebenen asymmetrischen Denken dar. Dieses Potential bestehe laut dem hohen südpreußischen Beamten Joseph von Zerboni zum einen in den natürlichen Gegebenheiten, die es zu nutzen gelte; und zum anderen in den Menschen, die es zum Besseren zu erziehen gelte. Zerboni bescheinigt Südpreußen in seiner Schrift von 1800 diesbezüglich ein hohes Potential:

„Eine Provinz von beträchtlichem Umfange; von fast durchgängig ungemein fruchtbarem Boden; sparsam bevölkert; fast ohne alle Manufakturen; von der einen Seite in der Nähe, zum Theil selbst in dem Besitz eines wichtigen Flusses; [...] von mehreren kleinen Flüssen durchströmt, die in einem Theile ihres Laufes schiffbar sind, und in Rücksicht des übrigen gemacht werden können – scheint von der Natur bestimmt, [...] zu ihrem Wohlstande zu gelangen.“<sup>47</sup>

Neben der wirtschaftlichen Verbesserung hielt Zerboni auch eine kulturelle Hebung unter preußischen Vorzeichen für möglich: „Dass übrigens diese Veredelung der Nation überhaupt möglich sey, darüber wird das Südpreussische Departement – welches die zu diesem Zwecke dienlichsten Mittel aus sich selbst zu schöpfen nicht verlegen seyn wird – den Beweis durch die That führen.“<sup>48</sup> Sehr ähnlich argumentiert auch der preußische Offizier Hermann von Boyen in seiner kurz nach der dritten Teilung entstandenen Denkschrift. Wie Zerboni zeigt sich Boyen davon überzeugt, dass die neuen Provinzen „durch die Natur alles erhielten, was sie einst blühend machen kann“

44 Ebenda.

45 Ebenda.

46 Ebenda, S. 212.

47 Joseph von Zerboni di Sposetti: Einige Gedanken über das Bildungsgeschäfte von Südpreussen, Jena 1800, S. 22 f.

48 Ebenda, S. 128.

und „bey einer steigenden Kultur einen beträchtlichen Beytrag zur Summe der Preußischen Staatskräfte liefern“ könne.<sup>49</sup> Zentral erscheint hier beispielhaft der Gedanke einer Ausweitung des preußischen Staats auf die polnischen Gebiete. Diese sollten über einen Zeitraum von wenigen Jahren oder Jahrzehnten eine den altpreußischen Gebieten vergleichbare Entwicklung durchlaufen haben. Von einer Bewahrung des als rückständig betrachteten Status Quo ist dagegen in den Quellen kaum die Rede. Das argumentative Ziel des zeitgenössischen Zivilisierungsdiskurses war demnach stets die Angleichung der polnischen Untertanen, nicht die dauerhafte Konservierung ihrer postulierten Differenz.

## Koloniale Bezüge in Schriften südpreußischer Beamter

Ansichten über ein zivilisatorisches Gefälle zwischen Preußen und Polen waren unter den fast 8 000 preußischen Staatsdienern in den neuen Provinzen Süd-, Neuost- und Westpreußen sowie Neuschlesien weit verbreitet.<sup>50</sup> Davon zeugen zahlreiche Berichte und Beschreibungen preußischer Zeitgenossen über die Beamten in den polnischen Gebieten. Der mehrere Jahre in Posen wirkende Beamte Friedrich von Cölln verglich Südpreußen in seinen „Vertrauten Briefen über die Geschehnisse am Berliner Hof“ aus dem Jahr 1807 mit den britischen Strafkolonien in Australien. Die polnischen Gebiete erscheinen bei ihm als Orte voller Chaos, Gesetzlosigkeit und Korruption.

„Die [polnischen; M. N.] Officianten, welche man fand, jagte man fort, und setzte dagegen in der Regel den Ausschuss aus diesem Stande an, der sich in den alten Provinzen befand. [...] Es schien als wolle man ein Botanybay [gemeint ist Botany Bay in Australien; M. N.] aus Südpreussen für alle solche Officianten machen, welche längst hätten kassirt oder aufgehängt sein sollen.“<sup>51</sup>

Es sei, so von Cölln, „ein Schimpf geworden, als Civilist in dieser Provinz zu dienen.“<sup>52</sup> Im Abstand von einigen Jahren schrieb Georg Leopold Freiherr von Reisewitz, selbst langjähriger Beamter in Südpreußen, gegen die ausschließlich negative Darstellung der polnischen Gebiete an und scheint damit auch auf die Äußerungen von Cöllns einzugehen. „Die Fälle, wo Versetzungen zur Strafe erfolgten, verhielten sich eins wie zu tausend, und nur die Wuth einiger Schreiber, denen es mehr um Worte und Bogen, als um Wahrheit und Glauben zu thun ist, hat aus Südpreußen eine Botanybay [Botany Bay; M. N.] machen wollen.“<sup>53</sup> Die Nennung Australiens lässt sich als offenkundiger – wenngleich vielleicht auch nur ironisch intendierter – kolonialer Verweis deuten. Eine ähnliche Funktion erfüllte aber auch eine Rhetorik, die die neuen preußischen Provinzen wahlweise mit Sibirien, Asien, der ukrainischen Steppe oder der arabischen Wüste gleichsetzte. Der Finanzbeamte Eduard Hitzig, der 1799 nach Warschau versetzt wurde, gab in seinen 1848 anonym veröffentlichten Memoiren an, um das schlechte Image der neuen Provinzen gewusst zu

49 Hermann von Boyen: Die beträchtlichen Theile des ehemaligen Pohlischen Staates, in: Hans Rothe: Hermann von Boyen und die polnische Frage. Denkschriften von 1794 bis 1846, Köln u. a. 2010, S. 321 f., hier S. 321.

50 Die Zahl stammt aus [Georg Leopold Reisewitz:] Die ehemaligen Beamten des abgetretenen Preuß. Antheils von Pohlen, ihre Zahl, Geschichte, Lage, und Rechte. Geschildert von einem ihrer Unglücksgefährten. Ein Beitrag zur künftigen Geschichte unserer Zeiten, Gleiwitz 1809, S. 2.

51 Georg Friedrich von Cölln: Vertraute Briefe über die innern Verhältnisse am Preußischen Hof seit dem Tode Friedrichs II, Bd. 1, Amsterdam u. a. 1807, S. 73.

52 Ebenda, S. 170.

53 Reisewitz, Die ehemaligen Beamten (wie Anm. 50), S. 26.

haben. Demnach hätten viele seiner Kollegen Südpreußen seinerzeit „als ein Sibirien“ betrachtet. Auch Reisewitz schrieb 1809, dass sich seiner Ansicht nach viele Beamte gegen eine Versetzung nach Südpreußen wehrten, weil ihre Familien und Verwandten Polen für „ein zweites Sibirien“ hielten.<sup>54</sup> Nicht so jedoch Hitzig, der in seinen Memoiren schreibt: „Von diesem Vorurtheil war ich frei. Als mir daher im Herbst 1799 eine Versetzung nach Warschau angetragen wurde, nahm ich dies ohne Bedenken an.“<sup>55</sup> In der Rückschau gibt Hitzig an, weniger von der Rückständigkeit als vielmehr von der Ebenbürtigkeit der neuen Untertanen an seinem neuen Dienstort überzeugt gewesen zu sein. „Von Warschau konnte ich voraus setzen, es werde nicht nur alle Bequemlichkeit für häusliche Einrichtung gewähren, sondern manchen Lebensgenuß, und ich wurde in meinen Erwartungen nicht getäuscht.“<sup>56</sup> Folgt man den bereits 1809 veröffentlichten Ausführungen von Reisewitzes, so bildet die retrospektiv formulierte positive Erwartungshaltung von Hitzig definitiv eine Ausnahme. Denn die Mehrheit der preußischen Staatsdiener sei Reisewitz zufolge überzeugt gewesen, „daß das Licht der neuen Aufklärung nie durch die pohnischen Wälder dringen, daß man dort weder Journale noch Casinos und Resource, weder Nahrung des Geistes noch Geselligkeit finden würde und an der Weichsel wenigstens die Steppen der Ukraine oder wohl gar Sandwüsten Arabiens liegen sah.“<sup>57</sup> Wie entscheidend die kolonialen, exotisierend-stereotypen Bilder bei der Wahl gegen einen Dienst in den neuen Provinzen waren, lässt sich nur schwer rekonstruieren. Fest steht allerdings, dass der preußische Staat in den eroberten Territorien große Schwierigkeit bei der Besetzung freier Stellen mit kompetenten Beamten hatte.<sup>58</sup>

Zugleich waren die Erwartungen an die Beamten äußerst vielfältig und anspruchsvoll, schließlich vertraten sie den preußischen Machtanspruch vor Ort. Der südpreußische Provinzialminister Hoym formulierte 1794 folgende Leitlinie für die künftigen Aufgaben im Dienst der Beamten:

„[Die] dem preussischen Staatskörper neu einverleibte, jetzt noch so heterogene Nation kann nur allmählich an die Ordnung und Präcision der preussischen Einrichtungen gewöhnt werden, und jetzt ist besonders von dem Officianten darauf zu sehen, der Nation alle Veranlassung zur Unzufriedenheit möglichst zu benehmen und sie der preussischen Verfassung immer geneigter zu machen.“<sup>59</sup>

Auch der preußische Reformler Athanasius Ludwig Mencken erkannte in den Beamten Repräsentanten des Staates vor Ort und forderte deshalb in seinen Empfehlungen zum Aufbau der südpreußischen Verwaltung aus dem Jahr 1796, dass bei der Auswahl der Beamten in den neuen Provinzen mit „besonderer Sorgfalt“ vorgegangen werden müsse: „In einem Lande, wo die Untertanen durch den Geist der Regierung erst gebildet werden müssen, ist es von der allernachtheiligsten Folgen, wenn die Landesstellen ihnen durch die Ignoranz, Immorabilität, Bestechlichkeit

54 Ebenda, S. 25.

55 [Julius Eduard Hitzig:] Die Polen. Ein Beitrag zur Charakteristik dieses Volkes aus den Erinnerungen eines alten Justiz-Beamten, Berlin 1848, S. 7.

56 Ebenda.

57 Reisewitz, Die ehemaligen Beamten (wie Anm. 50), S. 25.

58 Vgl. William H. Hagen: Germans, Poles, and Jews. The Nationality Conflict in the Prussian East, 1772–1914, Chicago 1980, S. 54.

59 Immediat-Bericht von Hoym vom 24. Sept. 1794, in: Max Lehmann (Hrsg.): Preussen und die katholische Kirche seit 1640: nach den Acten des Geheimen Staatsarchives. 7. Theil: Von 1793 bis 1797: nebst Nachträgen zu sämtlichen Theilen, Leipzig 1894, S. 144–154, hier S. 154.

und Übermut der Offizianten verächtlich und verhaßt werden.“<sup>60</sup> Die gewünschten Kandidaten sollten nach Ansicht von Mencken auch über Polnischkenntnisse in einem Maße verfügen, das ihnen erlaubte, mit der einheimischen Bevölkerung zu kommunizieren. Um dies zu gewährleisten, sollten vor allem Beamte aus den Provinzen Westpreußen und Schlesien nach Südpreußen versetzt werden.<sup>61</sup> Zwar fehlen systematische Untersuchungen über Ausbildung, Herkunft und Sprachkenntnisse der circa 8 000 Beamten in den mehrheitlich polnischsprachigen Gebieten, doch lässt sich begründet annehmen, dass in der Praxis die wenigsten Staatsbediensteten fließend Polnisch sprachen.<sup>62</sup> Die Ablehnung einer Versetzung in ein „zweites Sibirien“ durch etablierte Beamte, der Einsatz vieler unerfahrener Männer und das weitgehende Fehlen ausreichender Polnischkenntnisse führten zu zahlreichen Klagen über die Repräsentanten der Hohenzollernmonarchie sowohl in preußischen als auch in polnischen Zeugnissen.

Die beherrschten polnischen Untertanen bemerkten nicht nur wiederholt die verbreitete Inkompetenz, Überforderung und Korruption der Beamten, sie machten sich auch über deren ärmlichen und bescheidenen Lebensstil lustig, der in scharfem Kontrast zur traditionellen polnischen adligen Amtsführung stand.<sup>63</sup> Der polnische adlige Staatsmann und Ökonom Fryderyk Skarbek beschreibt das Aufeinandertreffen differierender Repräsentationsformen in seinen Memoiren wie folgt:

„Die Polen waren daran gewöhnt, die Vorzüglichkeit eines Adelsgeschlechts und seine prachtvolle Vornehmheit an den von ihm bekleideten Staatsämtern zu messen, daher konnten sie sich nicht an die Vorsteher der Regierung gewöhnen, die sich weder durch ihre Geburt noch durch ihre Lebensart und schon gar nicht durch ihr äußeres Erscheinen von den gewöhnlichen Leuten unterschieden. [...] Alle diejenigen, die an Stelle des Adels die Regierungsmacht übernahmen, konnten keine größere Hochachtung von den Polen erfahren.“<sup>64</sup>

Skarbeks Äußerungen sind durchaus repräsentativ für einen Teil des wohlhabenden polnischen Adels, der als traditionell etablierte politische Vertretung der polnischen Nation über ein ausgeprägtes Selbstbewusstsein verfügte und sich nur schwerlich auf die preußische Bürokratie einlassen wollte. Im Verlaufe der 13-jährigen Existenz der Provinz Südpreußen verschwanden die kolonialen Bezüge auf alles Außereuropäische sukzessive aus den deutschsprachigen Zeugnissen. Die rhetorisch hergeleitete Differenz machte infolge der geteilten Alltagserfahrung allmählich der Vorstellung einer partiellen Gemeinsamkeit Platz.<sup>65</sup> Die Ereignisse des Jahres 1806 unterbrachen indes den Prozess einer gegenseitigen Annäherung zwischen den Preußen und der einheimischen Bevölkerung.

60 Instruktionen von Mencken für die zur Organisation der Finanzadministration in Südpreußen allerhöchst ernannte Kommission, in: Charlotte Bussenius, Walther Hubatsch (Hrsg.): *Urkunden und Akten zur Geschichte der preußischen Verwaltung in Südpreußen und Neustostpreußen 1793–1806*, Frankfurt a. M. 1961, S. 200–217, hier S. 203.

61 Vgl. Simsch, *Wirtschaftspolitik* (wie Anm. 19), S. 61.

62 Vgl. ebenda.

63 Vgl. Richard Breyer: *Die südpreußischen Beamten und die Polenfrage*, in: *Zeitschrift für Ostforschung* 4 (1955), H. 4, S. 531–548, hier S. 538.

64 Zitiert nach Pufelska, *Der bessere Nachbar?* (wie Anm. 26), S. 294.

65 Bernhard Struck konnte solcherlei geteilte Auffassungen in den Berichten deutschsprachiger Reisender nach Polen um 1800 feststellen. Demnach bildeten die Reisenden mit ihren Gesprächspartnern aus anderen Städten eine transnationale „Gelehrtenrepublik“, die sich über geteilte ständische Kultur und nicht etwa über nationale, konfessionelle oder ethnische Zugehörigkeit definierte. Vgl. Bernhard Struck: *Nicht West – nicht Ost. Frankreich und Polen in der Wahrnehmung deutscher Reisender zwischen 1750 und 1850*, Göttingen 2006, S. 441.

## Frühe Reflexionen über die preußische Herrschaft in Polen nach 1806/07

Infolge des französischen Vordringens auf preußisches Territorium sahen sich Zivilverwaltung und Truppen gezwungen, den größten Teil der in den Teilungen eroberten polnischen Gebiete im Laufe des Sommers 1806 zu verlassen. Nach einer mehrmonatigen Übergangsphase endete die preußische Teilungsherrschaft formal durch den Vertrag von Tilsit und die wenig später erfolgte Gründung des Herzogtums Warschau (9. bzw. 22. Juli 1807). Die Niederlage gegen Napoleons Armee und die anschließende Zeit der Besatzung durch französische Truppen gelten in der preußischen Historiografie für gewöhnlich als einschneidende Ereignisse für die Herausbildung der späteren Staatsreformen. Nachfolgend soll untersucht werden, wie einige Akteure aus dem Kreis der Reformer die jüngste Politik gegenüber der polnischen Bevölkerung bewerteten. Wie wirkten sich die Niederlage Preußens und das faktische Ende der Herrschaft über die polnische Bevölkerung auf den etablierten Überlegenheitsdiskurs gegenüber Polen aus?

Auch nach mehreren Jahren der Koexistenz zwischen alten und neuen Untertanen war unter führenden preußischen Beamten die Vorstellung einer polnischen Rückständigkeit noch immer präsent. Das lässt sich beispielhaft an einer Rechtfertigungsschrift erkennen, die Wilhelm von Klewitz im Jahr 1812 veröffentlichte, fünf Jahre nach der Gründung des Herzogtums Warschau. Klewitz lebte zwischen 1793 und 1806 überwiegend in Posen und war als Geheimer Finanzrat im Berliner Generaldirektorium für die Provinz Südpreußen zuständig. Er vertrat den südpreußischen Provinzialminister in dessen Abwesenheit in Warschau und gehörte zu den einflussreichsten preußischen Polenexperten seiner Zeit. Sechs Jahre nach dem Abzug preußischer Truppen aus den polnischen Gebieten veröffentlichte Klewitz seine in deutscher und polnischer Sprache verfasste Schrift, die er „an die polnische Nation“ adressierte.<sup>66</sup> Der Text ist interessant für die Frage nach der Persistenz kolonialer Denkmuster in einer Zeit der politischen Machtlosigkeit Preußens. Klewitz zieht darin Bilanz über 13 Jahre preußische Herrschaft und wirbt für eine mögliche zukünftige preußisch-polnische Kooperation unter Führung der Hohenzollern.

Klewitz beginnt seine Ausführungen, indem er sich als ein Freund und Vertrauter der polnischen Nation vorstellt. „Polen! Nicht ein Fremdling ist es, welcher um die Erlaubniß bittet, zu Ihnen zu reden.“ Er sei „von vielen verehrten Männern Ihrer Nation gekannt und geachtet“. Zudem habe er gern in Polen gelebt: „Die besten Jahre seines Lebens hat er [Klewitz spricht von sich in der dritten Person; M. N.] Ihrem Lande geopfert, und gern geopfert.“<sup>67</sup> Die Darstellung seiner guten Beziehungen zu den polnischen Adligen dient Klewitz als Einstieg in eine sehr ausführliche Bilanz der preußischen Herrschaft über die polnischen Gebiete zwischen 1793 und 1806. Verglichen mit seinen Zeitgenossen kann Klewitz zwar durchaus als Polenfreund bezeichnet werden, doch auch sein Denken ist durchdrungen von der Idee einer preußischen Zivilisierungsmission. So kommt ihm etwa nicht in den Sinn, dass die Polen bzw. der polnische Adel eine eigene legitime Auffassung von der Entwicklung eines polnischen Staates gehabt haben könnten. Scheinbar empathisch äußert Klewitz zwar Verständnis für den Patriotismus der Polen, fordert aber zugleich,

66 Wilhelm von Klewitz: Über die preußische Verwaltung in dem ehemaligen Süd- und Neu-Ost-Preußen, Berlin 1812.

67 Alle Zitate ebenda, S. 7, 9.

die aus seiner Sicht positiven Errungenschaften der preußischen Herrschaft in den polnischen Gebieten zwischen 1772 und 1806 zur Kenntnis zu nehmen: „Auch ich liebe mein Vaterland, so wie Sie das Ihrige, und vermag den Schmerz zu würdigen, der dennoch in Ihrer Seele zurückbleibt. Aber lassen Sie uns unbefangen untersuchen, ob nicht dafür der Segen einer wohlwollenden Regierung Sie entschädigte.“<sup>68</sup> Auch mit dem zeitlichen Abstand eines halben Jahrzehnts hält Klewitz an der Idee einer preußischen Zivilisierungsmission auf Kosten Polen-Litauens fest. In seiner Bilanz preußischer Herrschaft hebt er folglich jene Leistungen hervor, die als Ausdruck preußischen Fortschrittsbewusstseins galten: „Große Flächen sind [...] urbar gemacht; sehr viele neue Wohnungen, die schönsten neuen Dörfer sind entstanden, und die Kultur anderer Gegenden ist ins Land gekommen; alles das wird bleiben, auch wenn [die] deutschen Ansiedler sich wieder verlieren sollten.“<sup>69</sup> Klewitz sieht auch in den Bereichen der Wirtschaft und des Justizwesens positive Entwicklungen.

„Der Erfolg einer so wohlwollenden Verwaltung war, daß Ackerbau, Viehzucht und mehrere Städte sich kräftig emporhoben; Ihr Bauer und Bürger sich in seinem Zustande verbessert fühlte; Ihre Geistlichkeit der Regierung Gerechtigkeit widerfahren ließ; und Ihr Adel in seinen Gütern an Ertrag und Kredit außerordentlich gewann, daher auch auf seinen Gütern, und in Betrieb und in Verbesserung der Landwirthschaft, sich gefiel. Das Gewerbe Ihres Landes regte sich lebhaft, bedurfte, suchte und beschäftigte neue Kapitalien; millionenweise flossen diese aus den alten Provinzen des Staates von den Geldbesitzern zu Ihnen.“<sup>70</sup>

Klewitz' Schrift ist ein Produkt der preußischen Ohnmachtserfahrung angesichts von Napoleons Erfolgen. Sie stellt einen Versuch dar, eine mögliche Allianz vorzubereiten zwischen dem geschwächten Preußen und den polnischen Eliten, die im Jahr des Russlandfeldzugs nicht mehr uneingeschränkt zu Napoleon hielten. Doch selbst in einer Position der politischen Schwäche zweifelt Klewitz nicht an der zivilisatorischen Überlegenheit Preußens gegenüber den Polen. Zwar will er sie umwerben, aber nicht als gleichberechtigte Gesprächspartner, sondern als künftige Untertanen der preußischen Krone. Klewitz' Argumentation fußt auf der Überzeugung, dass es den Polen unter der Herrschaft der Hohenzollern ohne eigenen Staat besser ergangen sei als zu Zeiten der *Rzeczpospolita*. Es gab jedoch auch kritische Stimmen, die aus den Erfahrungen preußischer Herrschaft über Polen gänzlich andere Schlüsse für die Zukunft zogen. So formulierte der damalige leitende Minister und spätere Reformier Karl August von Hardenberg wenige Monate nach dem Verlust Südpreußens an die Armeen Napoleons in einer Denkschrift an den König eine erste Selbstkritik.<sup>71</sup> Wenngleich der Autor nicht als ausgewiesener Polenexperte zu bezeichnen ist, so zeigt der Text doch die Bedeutung, die den polnischen Gebieten für die Zukunft der preußischen Staatsbildung beigemessen wurde. In seiner Denkschrift zeigt Hardenberg Verständnis dafür, dass Teile des polnischen Adels vor der dritten Teilung Hoffnungen auf den Schutz Preußens gesetzt hatten und sich nach 1795 „ganz vorzüglichst getäuscht“ sahen. Es sei deshalb zu erwarten gewesen, dass sich die Polen nicht ohne weiteres „unterjochen“ lassen würden.<sup>72</sup> Für den

68 Ebenda, S. 27.

69 Ebenda, S. 41.

70 Ebenda, S. 45.

71 Vgl. Hardenbergs Denkschrift betreffend die Vorschläge von Radziwill und Gruner für Südpreußen, März 1807, in: Schottmüller, *Der Polenaufstand* (wie Anm. 24), S. 158–180.

72 Ebenda, S. 160.



Minister zeugte es „von Schwäche und Beschränktheit, wenn man verzweifelt, mit einer Nation auf andere Art als durch die grausamste Strenge und gleichsam ihrer gänzlichen Vertilgung fertig zu werden.“<sup>73</sup> Aus diesem Grund sollte die Leitlinie künftiger preußischer Politik gegenüber dem polnischen Adel deutlich kooperativer und konzilianter ausfallen:

„Die Polen müssen unter der preußischen Regierung so viel Schonung ihrer Vorurteile und soviel Schmeichelhaftes für ihre Eitelkeit finden, dass sie gar keine Veranlassung haben, sich großer Gefahr auszusetzen, um eine ungewisse Verbesserung ihrer Lage zu veranlassen, und dass sie dadurch so lange gewonnen werden, bis ihre niedere Ausbildung und Erfahrung sie von den Vorteilen überzeugt, welche sie als preußische Untertanen im höheren Grade als unter jeder anderen Verfassung genießen.“<sup>74</sup>

Ebenso wie Klewitz zeigt sich Hardenberg davon überzeugt, dass Preußen in Zukunft erneut Teile der ehemaligen Adelsrepublik beherrschen würde. Während Klewitz jedoch für eine Fortsetzung der bisherigen Politik plädiert, will Hardenberg dem polnischen Adel mehr faktische Partizipation ermöglichen. Wenngleich die beiden Preußen zu unterschiedlichen Schlüssen kommen, wie die Zukunft gestaltet werden solle, so sind sie vereint in ihrer paternalistischen, von der Überzeugung einer preußischen zivilisatorischen Überlegenheit geprägten Sicht auf die ehemalige Adelsrepublik. Dass die preußische Herrschaftspraxis in den polnischen Gebieten nach dem Wiener Kongress (1815) nicht an der Idee einer Amalgamation festhielt und stattdessen den Weg der national definierten Konfrontation wählte, war zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch nicht abzusehen.

## Fazit: Kolonial oder nicht kolonial ist (nicht nur) die Frage

Die drei oben ausgeführten Perspektiven betonen vor allem die diskursive Ebene des Kolonialen unter führenden preußischen Akteuren in Südpreußen. Das dabei hervortretende Polenbild ist zugleich Ausdruck eines breiteren Osteuropadiskurses, der sich in der Aufklärung im deutschen Sprachraum herausgebildet hatte.<sup>75</sup> Die Teilungen Polen-Litauens stellen für die Entwicklung des preußischen Polendiskurses zugleich sowohl eine Zuspitzung als auch eine Herausforderung bestehender Stereotype dar. Die Eroberungen wurden nicht einfach als militärische, diplomatische oder ökonomische Notwendigkeit gerechtfertigt, sie wurden stattdessen von allen Beteiligten durchweg als zivilisatorische Zwangsläufigkeit gedeutet. Ein solches Denken war nicht bloß Propaganda, außenpolitische Rechtfertigungsrhetorik oder übereifrige Machtphantasie, sondern entsprang einer aufrichtigen und weit verbreiteten Überzeugung. Dieser Diskurs ließe sich mit guten Gründen als kolonial bezeichnen.

Abschließend soll das Verhältnis zwischen dem kolonialen Diskurs über Polen und der faktischen Herrschaftspraxis in Südpreußen erörtert werden. Letztere zeichnete sich durch zahlreiche Mischformen aus, die zwischen einer systematischen Diskriminierung und einer Politik der Umwerbung polnischer Bevölkerungsteile schwankten. Wenngleich etwa der deutschen Sprache

73 Ebenda, S. 165.

74 Ebenda, S. 175.

75 Vgl. Pufelska, *Der bessere Nachbar?* (wie Anm. 26), S. 127; Hans Lemberg: *Zur Entstehung des Osteuropabegriffs im 19. Jahrhundert. Vom „Norden“ zum „Osten“ Europas*, in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 33 (1985), H. 1, S. 48–91.

Vorrang in den Amtsstuben, Gerichtssälen und Schulgebäuden eingeräumt wurde, so wurde der Gebrauch des Polnischen nicht umfassend verboten. Neugründungen wie etwa das zweisprachige Königlich-preußische Lyzeum in Warschau oder die ausschließlich in polnischer Sprache agierende Warschauer Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften zeigen, dass es durchaus vielfältige Versuche gab, auf die Bedürfnisse der polnischen Bevölkerung, vor allem der adligen, einzugehen.<sup>76</sup> Maßgeblich für die Beurteilung solcher auf den ersten Blick wohlwollenden Maßnahmen sollte jedoch das deutliche Machtungleichgewicht zwischen preußischen Herrschern und polnischer Bevölkerung sein. Selbst auf dem Höhepunkt einer „polenfreundlichen“ Politik der Hohenzollern um 1800, als sowohl das erwähnte Lyzeum als auch die Warschauer Gesellschaft entstanden, wurden die Polen bestenfalls als künftige, momentan noch unvollständige Preußen betrachtet. Sämtliche Initiativen für eine polnische Teilautonomie unter dem Zepter der Hohenzollern wurden in Berlin abgelehnt. Die jahrelangen Bemühungen preußenfreundlicher Adliger wie Antoni Radziwiłł und Feliks Łubieński bildeten im polnischen politischen Denken zwischen 1795 und 1807 eine Ausnahme.<sup>77</sup> Auch ein cursorischer Blick auf weitere Handlungsfelder preußischer Herrschaftspraxis wie etwa Militär, Steuerwesen oder Bildung verstärkt den Eindruck einer asymmetrischen, aber nicht als kolonial zu klassifizierenden Politik. So wurden polnische Untertanen ebenso für den Dienst in der preußischen Armee ausgehoben wie ihre Altersgenossen in den alten Provinzen. In den Kasernen der Provinzhauptstadt lebten zahlreiche Einheimische, die dem traditionellen Vorgehen entsprechend in die bestehenden Einheiten integriert wurden. Polnische Männer wurden also weder vom Militärdienst ausgenommen, noch mussten sie in separaten Regimentern dienen.<sup>78</sup> Im Steuerwesen wählte die preußische Verwaltung den Weg eines Kompromisses zwischen früherem polnischen und jetzigem preußischen Vorgehen. So unterschied sich etwa die Praxis der Besteuerung von Juden erheblich von jener in den alt-preußischen Territorien, weil die hohe Zahl der jüdischen Einwohner in Südpreußen eine regionale Sonderregelung erforderlich machte.<sup>79</sup> Eine vergleichbare Politik, die regionale Besonderheiten berücksichtigte, lässt sich auch im Bildungsbereich erkennen. Zwar formulierten führende preußische Bildungsakteure wie der erwähnte Klewitz konkrete Pläne für den Ausbau

76 Vgl. Benedikt Stimmer: Zwischen polnischer Metropole und preußischer Provinzstadt. Die Warschauer Bildungslandschaft um 1800, in: Copernico. Geschichte und kulturelles Erbe im östlichen Europa, <https://www.copernico.eu/de/themenbeitraege/zwischen-polnischer-metropole-und-preussischer-provinzstadt-die-warschauer-bildungslandschaft-um-1800> [letzter Zugriff: 11.04.2024].

77 Vgl. Richard Breyer: Südpreußen, Neuostpreußen und das Herzogtum Warschau, in: Joachim Rogall (Hrsg.): Deutsche Geschichte im Osten Europas. Land der großen Ströme. Von Polen nach Litauen, Berlin 1996, S. 172–192, hier S. 189; Szymon Askenazy: Książę Józef Poniatowski 1763–1813 [Fürst Józef Poniatowski 1763–1813], Warszawa u. a. 1910, S. 97.

78 Genaue statistische Angaben über den Anteil polnischer Rekruten im preußischen Heer sind mir nicht bekannt. Zu polnischen Adlige im preußischen Heer und den polnischen sogenannten Towarczys-Einheiten in Neuostpreußen vgl. Bernhard Schmitt: Der polnische Adel in den Armeen Preußens und der Habsburger Monarchie. Inklusion und Exklusion neuer Untertanen im Militär (1772–1806), in: Hans-Jürgen Bömelburg, Andreas Gestrich u. a. (Hrsg.): Die Teilungen Polen-Litauens. Inklusions- und Exklusionsmechanismen – Traditionsbildung – Vergleichsebenen, Osnabrück 2013, S. 359–376, hier S. 369.

79 Vgl. zur Besteuerung der Juden in Südpreußen Manfred Jehle: Judenpolitik und Okkupationsherrschaft in Polen 1772–1804: Preußen, Russland und Österreich im Vergleich, in: Transversal: Zeitschrift des Centrums für jüdische Studien 8 (2007), H. 1, S. 63–84. Zur allgemeinen preußischen Steuerpolitik in Südpreußen vgl. Simsch, Wirtschaftspolitik (wie Anm. 19).



des Schulwesens in der Provinz, diese wurden jedoch bis 1806 nur in Ansätzen realisiert.<sup>80</sup> In der Liste der Prioritäten standen aus preußischer Sicht an erster Stelle die militärische Sicherung der neuen Provinzen durch die Aushebung neuer Rekruten sowie die Erhebung und Eintreibung von Steuern. Da bislang keine systematische vergleichende Studie über die verschiedenen Politikfelder vorliegt, kann aus den vorliegenden Erkenntnissen nur geschlossen werden, dass das preußische Projekt eines Staatsausbaus in den polnischen Territorien wiederholt und nachdrücklich als Ziel formuliert wurde. In der Praxis verfolgten die Preußen jedoch keine stringente Strategie zur Umsetzung dieser Vorstellungen. Kurzfristige Bedürfnisse widersprachen zuweilen mittel- und langfristigen Zielen wie etwa jenem der Amalgamation der einheimischen Bevölkerung. In allen erwähnten Bereichen lassen sich deshalb widersprüchliche Vorgehensweisen erkennen, deren Ursachen sowohl in unterschiedlichen Auffassungen der führenden Minister und Beamten, als auch in ad hoc-Reaktionen auf außenpolitische Entwicklungen oder in fehlenden finanziellen Ressourcen zu suchen sind. Nicht zuletzt stieß der weitreichend formulierte preußische staatliche Gestaltungsanspruch angesichts beschränkter frühneuzeitlicher Durchsetzungsinstrumente schnell an seine Grenzen.<sup>81</sup>

Bei allen Unterschieden in der Herrschaftspraxis zwischen 1800 und 1900 lässt sich die nationalistische Zuspitzung der preußisch-polnischen Konfrontation an der Schwelle zum 20. Jahrhundert durchaus als Erbe der Hohenzollernexpansion seit 1772 verstehen.<sup>82</sup> Die nationalistische Radikalisierung des späten 19. Jahrhunderts transformierte die Provinz Posen im Kaiserreich nach Ansicht Justyna Aniceta Turkowskas in einen „Schauplatz einer doppelten imperialen Agitation und kolonialen Codierung“.<sup>83</sup> Wenngleich der Keim dieser Entwicklung in der Zeit um 1800 zu suchen ist, so sind die Konstellationen jedoch nicht identisch. Denn was um 1900 in ethnisch-nationaler Form gedacht wurde, war um 1800 in der Regel noch in vormodernen ständischen Kategorien gedeutet worden.<sup>84</sup> Soziale Verflechtungen zwischen polnischen und preußischen Eliten gehörten um 1800 zum Alltag in Südpreußen. Einige Jahrzehnte später waren solche Beziehungen im Zeitalter des Kulturkampfes bereits deutlich seltener und zugleich kontroverser geworden.

Eine postkolonial informierte Geschichte der preußischen Expansion nach Osten muss demnach einen Spagat wagen: Sie muss rekonstruieren, mit welchen kolonialen Denkfiguren die handelnden preußischen Akteure im eroberten Polen auftraten, sie darf jedoch zugleich die zahlreichen Alltagskontakte und die sich verändernden Loyalitätsbekundungen polnischer Akteure im vor-nationalen Zeitalter nicht vernachlässigen. Ferner sollte das Verhältnis zwischen kolonialem Diskurs und konkreter Herrschaftspraxis systematisch untersucht werden. Ein möglicher Gewinn einer solchen Perspektivverschiebung könnte darin bestehen, Traditionslinien preußischen kolonialen Denkens gegenüber dem östlichen Europa im „langen“ 19. Jahrhundert zu erkennen und

80 Vgl. dazu Wilhelm von Klewitz: Geschichte und Darstellung des Südpreußischen Schulwesens, in: Neue Berlinische Monatsschrift 14 (1805), S. 161–192. Zur preußischen Bildungspolitik in Südpreußen vgl. Dariusz Łukasiewicz: Szkolnictwo w Prusach Południowych (1793–1806) w okresie reform oświeceniowych [Das Schulwesen in Südpreußen (1763–1806) im Zeitalter aufklärerischer Reformen], Poznań 2004.

81 Vgl. Hubatsch, Vorwort, in: Ders., Busenius, Urkunden und Akten (wie Anm. 60), S. 9.

82 Vgl. Turkowska, Kolonisor:innen (wie Anm. 1), S. 589.

83 Ebenda, S. 591.

84 Vgl. Kienemann, Der koloniale Blick (wie Anm. 1), S. 282.

diese Erkenntnisse stärker in die bestehenden Forschungen zum Kaiserreich zu integrieren. Um allerdings nicht bei der Frage nach dem Wechselverhältnis zwischen preußischer Herrschaftsausübung und polnischer Reaktion zu verharren, reicht der Begriff des Kolonialen allein nicht aus. Wie dieser Aufsatz zu zeigen versucht hat, lässt sich die Komplexität sozialer Interaktionen zwischen Herrschern und Beherrschten nicht allein im Raster dichotomer Begriffe wie Kolonisatoren und Kolonisierte erklären. Werden aber die Erkenntnisse über die Wirkungsmacht kolonialer Denkmuster mit der Rekonstruktion sozialer Interaktionen und politischer Herrschaftspraxis zusammengeführt, so kann am Ende ein besseres Verständnis historischer Machtkonstellationen im preußisch-polnischen Grenzraum stehen.

## Markus Nesselrodt

Europa-Universität Viadrina, Professur für Kultur und Geschichte Mittel- und Osteuropas, Große Scharrnstraße 59, 15230 Frankfurt (Oder),  
e-mail: nesselrodt@europa-uni.de

wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Professur für Kultur und Geschichte Mittel- und Osteuropas an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt (Oder); seine Dissertationsschrift an der Freien Universität Berlin zum Thema „Dem Holocaust entkommen: Polnische Juden in der Sowjetunion, 1939–1946“ wurde u. a. mit dem Fritz Theodor Epstein-Preis des Verbandes der Osteuropahistorikerinnen und -historiker ausgezeichnet; er forscht aktuell zur multiethnischen Sozialgeschichte der Warschauer Stadtbevölkerung im frühen 19. Jahrhundert; weitere Forschungsschwerpunkte: Polnische, jüdische, preußische und russische Geschichte vom 18.–20. Jahrhundert, Migrationsgeschichte sowie Stadtgeschichte; Publikationen: *Encounters Between Jews and Non-Jews in Prussian Warsaw, 1796–1806*, in: *Polin. Studies in Polish Jewry* 37: *Jews in Polish and German Lands: Encounters, Interactions, Inspirations*, S. 94–119 (erscheint im Januar 2025); (zus. mit Felix Töppel): *Die Preußische Seehandlung und die Rzeczpospolita: Eine wirtschaftsgeschichtliche Perspektive auf die Teilung Polen-Litauens im späten 18. Jahrhundert*, in: Samuel Eleazar Wendt, Felix Töppel, Lilja-Ruben Vowe u. a. (Hrsg.): *Berlins Weg in die Moderne. Eine Stadt am Schnittpunkt kolonialer Warenströme und Sehnsüchte (1713–1918)*, Bielfeld 2024, S. 59–82; *Dem Holocaust entkommen: Jüdische Migrationswege zwischen Polen, der Sowjetunion und Deutschland, 1939–1948*, in: *Medaon – Magazin für jüdisches Leben in Forschung und Bildung* 15 (2021), 29, S. 1–14.

Felix Matheis

## „Die Kolonien liegen im Osten“

### Kolonialistische und antisemitische (Selbst-)Deutungen hansestädtischer Kaufleute im Generalgouvernement 1940 bis 1945

**Abstract:** This article examines autobiographical and journalistic accounts of the activities of trading companies from Hamburg and Bremen that relocated to the Nazi-occupied General Government since 1940. Most of these companies had been active overseas until 1939, many of them in colonial territories. The (self-)portrayals of the leaders of these companies show a particular combination of colonialist and anti-Semitic stereotypes about „Eastern Europe“ as well as colonialist interpretations derived from the „African“ context. In the context of ongoing controversies about the colonial dimension of Nazi occupation, the paper investigates transfers, overlaps, and entanglements between colonial and anti-Semitic discourses. The article also aims to show the functionality of these imaginations for this specific group of actors.

**Keywords:** NS-Besatzungsherrschaft, Generalgouvernement, Antisemitismus, Kolonialismus, „Osteuropa“-Diskurs

## Einleitung

Das Verhältnis von Kolonialismus und Nationalsozialismus während der nationalsozialistischen Besatzung im östlichen Europa hat in den letzten Jahren vermehrt für öffentliche Diskussionen gesorgt. An diesen jüngsten Debatten, die sich vor allem im Feuilleton zugespitzt haben, beteiligten sich zwar maßgeblich Historikerinnen und Historiker, dennoch drehten sie sich in erster Linie um erinnerungspolitische Fragen, insbesondere um die „Vergleichbarkeit“ von Holocaust und kolonialen Massenverbrechen.<sup>1</sup> Inwiefern diese Auseinandersetzungen nun einen größeren Schub quellenbasierter Forschungen rund um „koloniale“ Aspekte der nationalsozialistischen Herrschaft und ihrer Verbrechenskomplexe anregen werden, ist abzuwarten. Historiografische Fachdiskussionen haben bereits früher eingesetzt. Vor allem in der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft wurde vor einigen Jahren darüber diskutiert, inwiefern sich eine Kontinuitätslinie von kolonialen Massenverbrechen, insbesondere dem Massaker an den Herero und

1 Z. B. die Beiträge von Michael Rothberg, Meron Mendel, A. Dirk Moses, Sonja Hegasy, Hajo Funke, Hanno Hauenstein, Eyal Weizman in: Jürgen Zimmerer (Hrsg.): *Erinnerungskämpfe. Neues deutsches Geschichtsbewusstsein*, Ditzingen 2023; Natan Sznajder: *Fluchtpunkte der Erinnerung. Über die Gegenwart von Holocaust und Kolonialismus*, München 2022; v. a. feuilletonistische Beiträge zusammenfassend siehe Saul Friedländer, Norbert Frei u. a.: *Ein Verbrechen ohne Namen. Anmerkungen zum neuen Streit über den Holocaust*, München 2022; s. auch Frank Bajohr, Rachel O’Sullivan: *Holocaust, Kolonialismus und NS-Imperialismus. Forschungen im Schatten einer polemischen Debatte*, in: *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte* 70 (2022), H. 1, S. 191–202, hier S. 191–193.

Nama in „Deutsch-Südwest“, zum NS-Massenmord an den europäischen Juden ziehen lasse.<sup>2</sup> Eine „Kontinuitätsthese“ wurde dabei mit Blick auf die Ermordung der Juden von unterschiedlicher Seite zurückgewiesen.<sup>3</sup> Dass der nationalsozialistische Eroberungsfeldzug und die nachfolgende Besatzungspraxis im (mittel-)östlichen Europa wenigstens teilweise koloniale Züge und zahlreiche ihrer Akteure ein kolonialistisches Selbstverständnis besaßen, ist dagegen kaum kontrovers.<sup>4</sup> Trotz gewisser Fortschritte mangelt es indes noch an Forschungen, die koloniale beziehungsweise kolonialistische Elemente und Kontexte der Besatzungspraxis und im Selbstverständnis der Besatzer im Einzelnen genauer bestimmen und sie mit anderen Aspekten der NS-Herrschaft ins Verhältnis setzen.<sup>5</sup>

Der vorliegende Aufsatz soll hierzu einen Beitrag leisten, und zwar am Beispiel hansestädtischer Handelsunternehmer, die zwischen 1940 und 1945 im Generalgouvernement (GG), einem Teil des nationalsozialistisch besetzten Polen, tätig waren.<sup>6</sup> Bei diesen Akteuren handelte es sich um eine bestimmte und klar abgrenzbare Gruppe von Handelsunternehmen beziehungsweise deren Eigentümern und Managern, die im Generalgouvernement als sogenannte Kreisgroßhandelsfirmen in besonderer Weise tätig waren. Diese Firmen stammten in ihrer überwiegenden Mehrheit aus Hamburg und Bremen, in geringerer Zahl vor allem aus Danzig und Berlin.<sup>7</sup>

- 2 Siehe v. a. Jürgen Zimmerer (Hrsg.): *Von Windhuk nach Auschwitz? Beiträge zum Verhältnis von Kolonialismus und Holocaust*, Münster 2011.
- 3 Z. B. Robert Gerwarth, Stephan Malinowski: *Der Holocaust als „kolonialer Genozid“? Europäische Kolonialgewalt und nationalsozialistischer Vernichtungskrieg*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 33 (2007), H. 3, S. 439–466; Birthe Kundrus: *From the Herero to the Holocaust? Some Remarks on the Current Debate*, in: *Afrika Spectrum* 40 (2005), H. 2, S. 299–308; s. auch Bajohr, O’Sullivan, *Holocaust* (wie Anm. 1), S. 194–197; die Diskussion kritisch zusammenfassend Steffen Klävers: *Decolonizing Auschwitz? Komparativ-postkoloniale Ansätze in der Holocaustforschung*, Berlin u. a. 2019, insbesondere S. 40–132.
- 4 Vgl. z. B. David Furber: *Going East. Colonialism and German Life in Nazi-Occupied Poland*, Ann Arbor, MI 2003; Wendy Lower: *Nazi Empire-Building and the Holocaust in Ukraine*, Chapel Hill, NC 2005; David Furber, Wendy Lower: *Colonialism and Genocide in Nazi-Occupied Poland and Ukraine*, in: Anthony Dirk Moses (Hrsg.): *Empire, Colony, Genocide. Conquest, Occupation, and Subaltern Resistance in World History*, New York, NY 2008, S. 372–400; Mark Mazower: *Hitlers Imperium. Europa unter der Herrschaft des Nationalsozialismus*, München 2009; Michelle Gordon, Rachel O’Sullivan: *Colonial Paradigms of Violence. Comparative Analysis of the Holocaust, Genocide, and Mass Killing*, Göttingen 2022; Rachel O’Sullivan: *Nazi Germany, Annexed Poland and Colonial Rule. Resettlement, Germanization and Population Policies in Comparative Perspective*, London 2023; Sybille Steinbacher: *Sonderweg. Kolonialismus. Genozide. Der Holocaust im Spannungsfeld von Kontinuitäten und Diskontinuitäten der deutschen Geschichte*, in: Frank Bajohr, Andrea Löw (Hrsg.): *Der Holocaust. Ergebnisse und neue Fragen der Forschung*, Frankfurt a. M. 2015, S. 83–101, hier S. 94 f.; als Überblick u. a. Bajohr, O’Sullivan, *Holocaust* (wie Anm. 1), S. 197–202.
- 5 Vgl. Birthe Kundrus: *Kontinuitäten, Parallelen, Rezeptionen. Überlegungen zur „Kolonialisierung“ des Nationalsozialismus*, in: *WerkstattGeschichte* 43 (2006), S. 45–62; Steinbacher, *Sonderweg* (wie Anm. 4), S. 95; Bajohr, O’Sullivan, *Holocaust* (wie Anm. 1), S. 202.
- 6 Zum Generalgouvernement grundlegend Martin Broszat: *Nationalsozialistische Polenpolitik 1939–1945*, Stuttgart 1961; Gerhard Eisenblätter: *Grundlinien der Politik des Reichs gegenüber dem Generalgouvernement 1939–1945*, Frankfurt a. M. 1969; Czesław Madajczyk: *Polityka III Rzeszy w okupowanej Polsce [Die Politik des Dritten Reichs im besetzten Polen]*, 2 Bde., Warschau 1970; Martin Winstone: *The Dark Heart of Hitler’s Europe. Nazi Rule in Poland Under the General Government*, London 2015.
- 7 Siehe ausführlich Felix Matheis: *Hanseaten im „Osteinsatz“. Hamburger und Bremer Handelsfirmen im Generalgouvernement 1939–1945*, Göttingen 2024, S. 11–15, S. 32–35. Aufgrund der Dominanz der Firmen aus den Hansestädten soll im Folgenden von „hanseatischen“ Akteuren die Rede sein, auch wenn diese Zuschreibung nicht auf alle Kreisgroßhändler zutrifft. Eine spezifisch „hanseatische“ Identifikation spielte zudem für die Hamburger und Bremer implizit wie explizit eine Rolle in ihren Selbstbildkonstruktionen, wie gezeigt werden wird.

Die Quellengrundlage bilden öffentliche und halböffentliche (Selbst-)Darstellungen der Akteure und ihrer Unterstützer im Kontext ihrer Tätigkeit im besetzten Gebiet. Das sind vor allem Erfahrungs- und Geschäftsberichte einzelner Unternehmer sowie Ausschnitte aus den äußerst zahlreichen zeitgenössischen publizistischen Darstellungen. Deren Autoren gehörten häufig dem Umfeld der hanseatischen Unternehmen an und bewarben und rechtfertigten das hansestädtische Engagement im Generalgouvernement.<sup>8</sup>

Auf die Suche nach spezifischen „Kontinuitätslinien“ im Sinne direkter Ereignis- und Wirkungsketten oder im Sinne eines Fortbestehens bestimmter personeller und institutioneller Akteure soll hier allerdings verzichtet werden. Dafür erweist sich der Begriff der Kontinuität in der Geschichtswissenschaft bislang als theoretisch und methodisch zu unbestimmt.<sup>9</sup> Anhand der hier untersuchten Quellen bietet sich stattdessen der Begriff des Transfers an. Dieser biete, so Birthe Kundrus, den Vorteil, einen Übertragungsvorgang zu beschreiben, dessen Ausgangs- und Endpunkt unterschiedlich seien. Beim Transfer handele es sich mithin nicht um eine originalgetreue Übertragung, sondern vielmehr um eine Form der produktiven beziehungsweise kreativen Aneignung. Kundrus identifiziert in diesem Zusammenhang mehrere parallele Erfahrungs- und Deutungskontexte der NS-Gewaltherrschaft, von denen hier drei besonders interessieren. Das ist erstens der deutsche bzw. europäische Kolonialismus bis zu den Afrikaplänen der Nationalsozialisten, zweitens die ebenfalls kolonialistischen Osteuropadiskurse in Deutschland seit dem 19. Jahrhundert und drittens die Radikalisierung des Antisemitismus.<sup>10</sup> In diesem Beitrag geht es darum, inwiefern sich im Hinblick auf die untersuchten Akteure Transfervorgänge zwischen diesen drei Kontexten aufzeigen lassen und in welchem Verhältnis diese miteinander stehen. Die Frage, ob das Generalgouvernement oder die NS-Besetzung historiografisch insgesamt als „kolonial“ einzuordnen ist, würde eine größer angelegte, vergleichende makrohistorische Studie erfordern und wird hier nicht diskutiert. Im vorliegenden Aufsatz stehen vielmehr die Deutungen der spezifischen und eingrenzbaaren Akteursgruppe der hansestädtischen Unternehmer im besetzten Gebiet im Mittelpunkt.<sup>11</sup>

- 8 Z.B. Tätigkeitsbericht C.F. Corssen & Co., 6.3.1945, Staatsarchiv Bremen (StaB), 9V/B 111; Tätigkeitsbericht Wilhelm Eicke & Co., 19.5.1944, StaB, 9V/B 110; Wilhelm Contag: Hanseatische Kaufleute im Osten. Ein Besuch bei den Bremer Handelsniederlassungen im Osten, in: *Der Schlüssel* 8 (1943), H. 1, S. 1–4. Contag publizierte diesen Text mehrfach, siehe z. B. ders.: Unsere Kaufleute im Generalgouvernement, in: *Bremische Wirtschafts-Zeitung* 25 (1943), H. 6, S. 84–87; Kurt Remuß: Sie halfen im Nebenland. Reichsgau-Kaufleute beim Wirtschaftseinsatz im Generalgouvernement, in: *Danziger Wirtschaftszeitung* 23 (1943), H. 3, S. 61–63; Geschäftsbericht Osthandel, April 1944, Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde (BArch), R 8119 F/8560, S. 19.
- 9 Vgl. Sybille Steinbacher, Birthe Kundrus: Einleitung, in: Dies. (Hrsg.): *Kontinuitäten und Diskontinuitäten. Der Nationalsozialismus in der Geschichte des 20. Jahrhunderts*, Göttingen 2013, S. 9–29, hier S. 11–14; s. auch Kundrus, *Kontinuitäten* (wie Anm. 5), S. 51 f.; Steinbacher, *Sonderweg* (wie Anm. 4), S. 90 f.
- 10 Vgl. Kundrus, *Kontinuitäten* (wie Anm. 5), S. 52 f.; s. auch dies.: *Kolonialismus. Imperialismus. Nationalsozialismus? Chancen und Grenzen eines neuen Paradigmas*, in: Claudia Kraft, Alf Lüdtke u. a. (Hrsg.): *Kolonialgeschichten. Regionale Perspektiven auf ein globales Phänomen*, Frankfurt a. M. 2010, S. 187–210, hier S. 191 f.
- 11 Vgl. zum Ansatz auch Marie Muschalek, Sven Reichardt: Ein Versuch, Dirk Moses vom Kopf auf die Füße zu stellen. Die NS-Geschichtsschreibung und globalgeschichtliche Ansätze in der Genozidforschung, in: *Redaktion der „Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus“* (Hrsg.): *NS-Geschichte als Herausforderung. Neue und alte Fragen*, Göttingen 2022, S. 130–153, hier S. 150–153.

## Hansestädtische Handelsunternehmer in der Besatzungswirtschaft des Generalgouvernements

Bei den Akteuren handelte es sich um Handelsunternehmen beziehungsweise deren Eigentümer und Manager, die im Generalgouvernement als sogenannte Kreisgroßhandelsfirmen tätig waren. Sie stammten mehrheitlich aus Hamburg und Bremen und waren in der Mehrheit bis 1939 in transozeanischen Ländern beziehungsweise kolonialen Gebieten in Afrika, Südamerika oder dem Nahen und Fernen Osten tätig gewesen. Darunter befanden sich renommierte Hamburger Überseehäuser wie C. Woermann, G. L. Gaiser oder Arnold Otto Meyer, die eine lange Tradition in der kolonialen beziehungsweise überseeischen Handelswirtschaft besaßen. Zuzüglich einiger weiterer hamburgischer Firmen, die nicht im speziellen Feld Kreisgroßhandel tätig waren, fanden sich im Generalgouvernement rund 50 Hamburger und Bremer Firmen ein.

Dass diese Firmen im besetzten Polen aktiv wurden, war Ergebnis einer komplexen politisch-wirtschaftlichen Dynamik, die sich seit 1933 entfaltet hatte. Zwar hatten sich die von Handelsunternehmern dominierten Wirtschaftseliten in den Hansestädten bereits mit der Expansion der Nationalsozialisten seit den späten 1930er Jahren tendenziell von Übersee auf Europa umorientiert. So versuchten sie, sich an der Verdrängung jüdischer Gewerbetreibender seit März 1938 in Wien und seit März 1939 in Prag zu beteiligen. Die zentrale Voraussetzung bildete jedoch der deutsche Angriff auf Polen im September 1939. Sofort richteten die Briten eine Seeblockade gegen Deutschland ein und konfiszierten deutsche Firmen in Übersee. Damit nahmen sie der für Hamburg und Bremen so wichtigen Außenhandelswirtschaft fast auf einen Schlag ihre gesamten Betätigungsfelder. Die Kaufmannseliten stürzten in eine schwere Krise. Ein bereits seit etwa 1933 etabliertes hanseatisch-nationalsozialistisches Lobbynetzwerk unter hamburgischer Führung, das vor allem aus den Handelskammern, exponierten Handelsunternehmern und führenden NSDAP-Repräsentanten bestand, suchte händeringend nach Kompensation. Der Osten und Südosten Europas gerieten schnell in den Blick und dank der Vermittlung hanseatischer Lobbyisten fanden Hamburger und Bremer Handelsunternehmer sowie die Regierung des Generalgouvernements in Krakau seit 1940 zu einer intensiven Kooperation zusammen. Zahlreiche Firmen nahmen ihre Tätigkeit in dem Gebiet auf. Die Unternehmen zogen freiwillig ins Generalgouvernement, während die heimischen Handelskammern das Engagement maßgeblich unterstützten und betreuten.

Die Kreisgroßhandelsfirmen erfüllten durch ihren so bezeichneten „Osteinsatz“ in dem besetzten Territorium eine Doppelrolle: Die erste Funktion bestand darin, die wirtschaftliche Existenzvernichtung der jüdischen Bevölkerung zu unterstützen, die die NS-Besatzer schnellstmöglich durchführen wollten. Zunächst führte die Verdrängung der schätzungsweise 200 000 jüdischen Händler im Generalgouvernement zu schweren Störungen der Wirtschaft und zum Zusammenbruch des Handels. Indem die Hamburger und Bremer die wirtschaftliche Funktion der jüdischen Gewerbetreibenden übernahmen, konnten unerwünschte Begleiterscheinungen der Verdrängungspolitik jedoch gemindert werden. Die Hansestädter profitierten von der Judenverfolgung, indem sie an ihre Stelle traten und deren Warenbestände teilweise übereignet bekamen. In den rassistischen und antisemitischen Neuordnungsplänen der Regierung des Generalgouvernements erhielten die Kaufleute als deutsche Oberschicht eine explizite Sonderstellung, in der sie über eine christlich-polnische Mittel- und Unterschicht herrschen sollten.



Die zweite Funktion bestand darin, die NS-Besitzer bei der Ausbeutung der polnischen Landwirtschaft, einem zentralen Besatzungsziel, zu unterstützen. Die Krakauer Administration zwang die polnische Landbevölkerung mit brutaler Gewalt, ihre Feldfrüchte und ihr Vieh an den deutschen Wirtschaftsapparat zu verkaufen – zu niedrigen, behördlich festgelegten Preisen. Die Landwirte verkauften ihre Produkte jedoch lieber auf dem für sie viel rentableren Schwarzmarkt, der für die hungernde Bevölkerung überlebenswichtig war. Um diesen illegalen Handel zu unterbinden, schufen die Besitzer zusätzliche Ablieferungsanreize in Form sogenannter Prämienwaren. Die Bauern, die ihre Produkte ablieferten, erhielten Bezugsscheine, mit denen sie „Prämien“ erwerben konnten, die die Kreisgroßhandelsfirmen in den Handel einspeisten (hauptsächlich Textilien und andere industriell hergestellte Konsumprodukte). Die Unternehmen erhielten für den Vertrieb der Prämien ein durch die Behörden zugewiesenes Monopol in einem Landkreis. Das Geschäft erwies sich für die Unternehmer als lukrativ, wie sich anhand steigender Umsätze und Profite nachweisen lässt. Mithin gelang es den Unternehmern durch ihre Tätigkeit im Generalgouvernement, ihr Unternehmen durch die vom Krieg verursachte wirtschaftliche Krise zu bringen. Auch die Besatzungsverwaltung profitierte durch das unternehmerische Engagement.

Mit dem Prämienwarenhandel nahmen die Kreisgroßhandelsfirmen eine tragende Funktion im NS-Ausbeutungsapparat ein. Die ökonomische und besatzungspolitische Bedeutung der Kreisgroßhandelsfirmen ist außerordentlich hoch einzuschätzen. Mit ihrer Doppelfunktion erhielten die Unternehmen eine zentrale Aufgabe im Rahmen der NS-Herrschaft im Generalgouvernement. Sie waren integraler Teil der Besatzung und des Ausbeutungssystems.

## **„Osteuropa“ und „Afrika“: kolonialistische Perspektiven auf das unterworfenen Polen**

Kolonialistische Perspektiven auf Polen waren keine Besonderheit oder gar Erfindung der nationalsozialistischen Besatzer. Den „Osten“ durch eine kolonialistische Brille zu betrachten, war in Deutschland seit dem 19. Jahrhundert üblich und Teil eines Diskurses, der sich im Kaiserreich zunehmend mit einem auf Afrika bezogenen Kolonialdiskurs verschränkte.<sup>12</sup> Ein rassistischer beziehungsweise antisemitischer Blick auf sogenannte Slawen und sogenannte Ostjuden radikalisierte sich seit der Zeit des Deutschen Kaiserreichs mehr und mehr.<sup>13</sup> Auch während des Zweiten

12 Z. B. Furber, *Going East* (wie Anm. 4), S. 83–134; Kristin Kopp: *Germany's Wild East. Constructing Poland as Colonial Space*, *Ann Arbor* 2012; Christoph Kienemann: *Der koloniale Blick gen Osten. Osteuropa im Diskurs des Deutschen Kaiserreiches von 1871*, Paderborn 2018, S. 55–241; Philipp Ther: *Deutsche Geschichte als imperiale Geschichte. Polen, slawophone Minderheiten und das Kaiserreich als kontinentales Empire*, in: Sebastian Conrad, Jürgen Osterhammel (Hrsg.): *Das Kaiserreich transnational. Deutschland in der Welt 1871–1914*, Göttingen 2004; Sebastian Conrad: *Globalisierung und Nation im Deutschen Kaiserreich*, München 2006, S. 139–153.

13 Vgl. David Vlahek: *Deutschnationaler und nationalsozialistischer Antislawismus – Kontinuitäten und Paradigmenwechsel eines heterogenen Ressentiments (1848–1945)*, in: *Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung* 71 (2022), H. 1, S. 1–38; Conrad, *Globalisierung* (wie Anm. 12), S. 146 f.; Kienemann, *Blick gen Osten* (wie Anm. 12), S. 181–232; für die Weimarer Republik z. B. Trude Maurer: *Ostjuden in Deutschland 1918–1933*, Hamburg 1986, S. 104–190.

Weltkriegs beschrieben die Eroberer, etwa Hitler oder der Generalgouverneur Hans Frank, die unterworfenen Regionen Osteuropas als koloniale Gebiete.<sup>14</sup>

Die Tatsache, dass die Kreisgroßhandelsfirmen zum ökonomischen Herrschafts- und Ausbeutungsapparat im Generalgouvernement zählten, manifestierte sich in der Art und Weise, wie die Kaufleute und ihre Firmen vor Ort auftraten. Diejenigen von ihnen, die bis 1939 in kolonialen Gebieten – vor allem in Afrika – tätig gewesen waren, übertrugen nun ihre Erfahrungen sowie Selbst- und Fremdzuschreibungen vom afrikanischen auf den polnischen Kontext. Diese Deutungen basierten auf einem kolonialen „Resonanz- und Assoziationsraum“<sup>15</sup> beziehungsweise einem „kolonialen Archiv“<sup>16</sup>, in dem legitimatorische und sinnstiftende Ressourcen zur Verfügung standen.

Die hansestädtischen Handelsunternehmer fügten sich keineswegs unauffällig in das Geschäftsleben des unterworfenen Gebiets ein. Ihr Tätigkeitsschwerpunkt lag in den kleinen und kleineren Provinzstädten, und da sie für das Prämiensystem ein breites Spektrum an Artikeln vorrätig hatten, galten die Niederlassungen als Warenhäuser. Die Unternehmer nannten ihre an repräsentativen Adressen gelegenen Häuser etwa „Kaufhaus Hamburg“, „Kaufhaus Hansa“, „Hammonia“, „Hansaladen“, „Bremaladen“.<sup>17</sup> In Przemysł kaufte man bei der Adresse Wehrmachtsplatz 1 im „Modehaus Hamburg“ Bekleidung.<sup>18</sup> Die Kreisgroßhändler drückten auf diese Weise ihr hanseatisches Selbstverständnis aus und erweckten Assoziationen an ein weltweit renommiertes Kaufmannswesen. Zudem bezogen sie sich damit auf das unter hanseatischen Unternehmereliten traditionell verbreitete Selbstverständnis als „ehrbare Kaufleute“.<sup>19</sup>

Die Immobilien, die die Kreisgroßhändler bezogen, dürften in aller Regel räuberisch angeeignet gewesen sein. Einzelne Beispiele zeigen, dass die Treuhandstellen Gebäude an die Kaufleute übertrugen. So erhielt etwa die Firma C. Illies & Co., ein bislang im Handel mit Japan tätiges Unternehmen mit Hauptsitz in Hamburg und Berlin, die „Treuhanderschaft“ für eine Immobilie in Sochaczew bei Warschau, die bis dahin einem jüdischen Einwohner gehört hatte.<sup>20</sup> Der Syndikus

14 Z. B. Eisenblätter, Grundlinien (wie Anm. 6), S. 111; Jürgen Zimmerer: Die Geburt des ‚Ostlandes‘ aus dem Geiste des Kolonialismus. Die nationalsozialistische Eroberungs- und Beherrschungspolitik in (post-)kolonialer Perspektive, in: Sozial.Geschichte 19 (2004), H. 1, S. 10–43, hier S. 17 f., S. 21 f.; Carroll P. Kakek III: „One Should Take America as a Model“. How Adolf Hitler Used American Westering as Model and Legitimation for the Nazi Lebensraum Empire, in: Gordon, O’Sullivan (Hrsg.), Colonial Paradigms (wie Anm. 4), S. 137–160; kritisch zur These eines US-amerikanischen kolonialen Vorbildes siehe Jens-Uwe Guettel: Frontier im Westen – Frontier im Osten? Der Amerikanische Westen und die nationalsozialistische Vision vom Lebensraum im Osten, in: Ulrike Jureit (Hrsg.): Umkämpfte Räume. Raumbilder, Ordnungswille und Gewaltmobilisierung, Göttingen 2016, S. 287–304.

15 Kundrus, Kolonialismus (wie Anm. 10), S. 192.

16 Steinbacher, Sonderweg (wie Anm. 4), S. 92.

17 Vgl. Firmenrahmen für Papier- und Papierwaren, Kreishauptmannschaft Jaroslau, o.D. [ca. 1944]; Firmenrahmen des Eisenwaren-Einzelhandels, Kreishauptmannschaft Neu-Sandez, o.D. [ca. 1944]; Firmenrahmen des Eisenwaren-Einzelhandels, Kreishauptmannschaften Miechow und Neumarkt (Firmenliste), o.D. [ca. 1944], Liste der Textilhandelsgeschäfte im Kreise Miechow, 15.1.1944, Archiwum Narodowe w Krakowie (ANwK), 319/126.

18 Vgl. Liste der Textilhandelsgesellschaft im Kreise Przemysl, 15.1.1944, ANwK, 319/126.

19 Zum „Hanseatischen“ siehe z. B. Lu Seegers: Hamburg und das Hanseatische, in: Jürgen Zimmerer, Kim Sebastian Todzi (Hrsg.): Hamburg. Tor zur kolonialen Welt. Erinnerungsorte der (post-)kolonialen Globalisierung, Göttingen 2021, S. 247–262.

20 Vgl. Johannes Bähr: C. Illies & Co. in der Zeit der Weltkriege (1914 bis 1952), in: Johannes Bähr, Jörg Leszczynski u. a. (Hrsg.): Handel ist Wandel. 150 Jahre C. Illies & Co., München u. a. 2009, S. 105–186, hier S. 169; zur Ent-



und Geschäftsführer der Bremer Handelskammer Wilhelm Contag vermerkte nach einer Reise zu den Bremer Niederlassungen im Generalgouvernement:

„Man kann heute zwar nicht mehr sehen, wie die Bremer Firmen in den ländlichen Kreisstädten seinerzeit ihren Betrieb angefangen haben: mit einer Kiste und einem Stuhl in einem unvorstellbar primitiven und ungepflegten Raum! Wenn man sich das vergegenwärtigt, konnte man aber einen Eindruck von der Aufbauarbeit bekommen, die geleistet werden musste [...]. Es mussten Häuser beschlagnahmt werden, mitunter zwei kleinere Häuser nebeneinander, und dann kamen die Reinigungs- und Instandsetzungsarbeiten.“<sup>21</sup>

Behauptungen, man habe sich zunächst mit „Reinigungs- und Instandsetzungsarbeiten“ belasten müssen, legitimierten nur zum Schein die moralisch offenkundig fragwürdigen Übernahmen. Beschreibungen von Schmutz und Unordnung, die in Polen angeblich allgegenwärtig seien, gehörten zum Repertoire des kolonialistischen deutschen Polendiskurses seit dem 19. Jahrhundert. Letzterer fand in der stereotypen Rede von der „polnischen Wirtschaft“ seinen prägnantesten Ausdruck.<sup>22</sup>

Kurt Remuß, Kaufmann und Publizist aus Danzig, glorifizierte die Kreisgroßhandelsfirmen in einem Artikel unter dem Titel „Sie halfen im Nebenland“. Die Gründung ihrer Niederlassungen war für ihn eine Großtat angesichts der angeblich „unvorstellbaren polnisch-jüdischen Gleichgültigkeit hinsichtlich der Pflege der Bauten“:

„Es muss daher in Anbetracht dieser Umstände als besondere Leistung gewertet werden, dass die Kaufleute trotzdem dablieben und sich mit primitivsten Unterbringungsmöglichkeiten begnügten [...]. Nach kurzer Zeit indessen waren sie daran gegangen, die ihnen zugewiesenen Gebäude entweder neu aufzubauen, zumindest aber sie von dem in unvorstellbaren Mengen vorhandenen Schmutz – es waren meistens viele Wagenladungen – zu befreien.“<sup>23</sup>

Die eigene Aufbauleistung mit dieser ubiquitären „Schmutzwirtschaft“ zu kontrastieren, gehörte zu den zentralen Rechtfertigungstopoi der NS-Herrschaft in Polen.<sup>24</sup> Dieser Topos bringt die Perspektive einer vermeintlichen kolonialen Kulturmission auf den Punkt, die die Deutschen gegenüber den angeblich kulturell sowie rassisch minderwertigen Polen auszuüben hätten. Die unternehmerische Tätigkeit im Generalgouvernement sollte damit als kolonisatorische Tätigkeit gerechtfertigt werden. „Kaufhaus Hansa“ war also nicht bloß Marke und Reklame, sondern

eignung jüdischer Immobilienbesitzer im Generalgouvernement ausführlich Jan Grabowski: *Zarząd Powierniczy i nieruchomości żydowskie w Generalnym Gubernatorstwie. „Co można skonfiskować? W zasadzie wszystko“* [Die Treuhandverwaltung und jüdische Immobilien im Generalgouvernement. „Was kann man konfiszieren? Grundsätzlich alles“], in: Jan Grabowski, Dariusz Libionka (Hrsg.): *Klucze i kasa. O mieniu żydowskim w Polsce pod okupacją niemiecką i we wczesnych latach powojennych 1939–1950* [Schlüssel und Kasse. Über jüdisches Eigentum in Polen unter deutscher Besatzung und in den frühen Nachkriegsjahren 1939–1950], Warschau 2014, S. 73–112.

21 Contag, Kaufleute (wie Anm. 8), S. 3.

22 Vgl. Dirk Herweg: Von der „Polnischen Wirtschaft“ zur Un-Nation. Das Polenbild der Nationalsozialisten, in: Christoph Jahr, Uwe Mai u. a. (Hrsg.): *Feindbilder in der deutschen Geschichte. Studien zur Vorurteilsgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert*, Berlin 1994, S. 201–223, hier S. 203 f.; Hubert Orłowski: „Polnische Wirtschaft“. Zum deutschen Polendiskurs der Neuzeit, Wiesbaden 1996, insbesondere S. 319–346; Kienemann, *Blick gen Osten* (wie Anm. 12), S. 145–165.

23 Kurt Remuß: *Sie halfen im Nebenland. Reichsgau-Kaufleute beim Wirtschaftseinsatz im Generalgouvernement*, in: *Danziger Wirtschaftszeitung* (1943), H. 3, S. 61–63, hier S. 61.

24 Vgl. Stephan Lehnstaedt: *Imperiale Polenpolitik in den Weltkriegen. Eine vergleichende Studie zu den Mittelmächten und zu NS-Deutschland*, Osnabrück 2017, S. 445.

repräsentierte deutscher Herrschaft in Polen. In ihrer Selbstwahrnehmung nahmen Hanseaten fremden Boden in Besitz und „kolonisierten“ diesen.

Dabei betonten die Hansestädter gerne ihre eigenen Entbehrungen und schlossen so ebenfalls an den Topos der „deutschen Aufbauarbeit“ an, der sich weithin und in vielfachen Variationen in den Quellen der NS-Besatzung in Polen findet.<sup>25</sup> Hermann Wenhold, Geschäftsführer der Bremer Firma C. F. Corssen & Co., die bis 1939 unter anderem in Belgisch-Kongo und Portugiesisch-Westafrika tätig gewesen war, behauptete beispielsweise in einem Tätigkeitsbericht über seine neuen Niederlassungen in den ostpolnischen Orten Radzyń und Biłgoraj: „Bei Beginn unserer Arbeit standen wir vor dem Nichts.“<sup>26</sup> Der Bremer Kaffeehändler Wilhelm Eicke, dessen Kreisgroßhandelsfirma in Puławy bei Lublin tätig war, betonte: „Die ersten Anfänge waren verheerend. Beispiele, wie man es machen konnte, gab es nicht.“<sup>27</sup>

Zum selbsterklärten Kolonisatorenattribut zählte auch die notwendige „Herrenmenschen“-Attitüde gegenüber der ansässigen Bevölkerung im täglichen Kontakt. Die Kreisgroßhandelsfirmen beschäftigten zahlreiche Einheimische in den Tätigkeiten im Warenlager, im Verkauf oder im Schreibbüro.<sup>28</sup> Der Umgang mit diesen sogenannten Fremdvölkischen forderte den selbststilierten kaufmännischen Pionieren eine angeblich zivilisierende Leistung ab. So hieß es in einem Geschäftsbericht der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft aus Ostgalizien:

„Zweifelsohne hat sich die Kenntnis und Erfahrung unserer eingesetzten afrikanischen Herren in der Behandlung fremder Volksstämme sehr günstig ausgewirkt, zumal es in unserem Kreis durch die gemischte ukrainische und polnische Bevölkerung, die sich gegenseitig spinnefeind sind, besonders schwer war, sowohl mit der Kundschaft als auch mit dem polnischen und ukrainischen Personal gut auszukommen und Frieden zu halten.“<sup>29</sup>

Die Bremer Firma Overbeck & Co. hatte sich bis 1939 in Liberia und an der Goldküste betätigt und war seit 1940 gemeinsam mit C. F. Corssen & Co. ebenfalls in Radzyń und Biłgoraj aktiv. Ihr Geschäftsführer Ernst Durlach schöpfte beim Abfassen eines Tätigkeitsberichts ebenfalls aus seinem Fundus kolonialer Erfahrung im außereuropäischen Raum: „Einen Begriff vom Wert der Zeit hat der polnische Bauer und Kleinhändler – auch der Arbeiter – nicht, und die ganze Primitivität des Handels, der Umgebung und der Menschen erinnerte uns manchmal stark an Afrika.“<sup>30</sup>

Hans E. B. Kruse, Vizepräsident der Hamburger Handelskammer, äußerte sich nach einer Besichtigungsreise ins Generalgouvernement vor seinem Kammerplenium analog: „Die Arbeit der Firmen erfolgt teilweise unter den primitivsten den kolonialen ähnlichen Verhältnissen und ist besonders hoch einzuschätzen.“<sup>31</sup>

25 Vgl. exemplarisch Friedrich Gollert: Zwei Jahre Aufbauarbeit im Distrikt Warschau, Krakau 1942; Walter Emmerich: Aufbau im neuen Wirtschaftsraum, in: Berliner Börsenzeitung, 30. November 1940, S. 5; Dr. v. Dewitz, Kreishauptmann von Stryj: Zur Dokumentation des Kreises Stryj, Bundesarchiv-Lastenausgleichsarchiv, OstDok 13/320.

26 Tätigkeitsbericht C. F. Corssen & Co., 6.3.1945, StaB, 9V/B 111.

27 Tätigkeitsbericht Wilhelm Eicke & Co., 19.5.1944, StaB, 9V/B 110.

28 Siehe z. B. Contag, Kaufleute (wie Anm. 8), S. 4; Geschäftsbericht Overbeck & Co., Radzyń, April 1941, BArch, R 2/13251, S. 277.

29 Geschäftsbericht Osthandel, April 1944, BArch, R 8119 F/8560, S. 19.

30 Tätigkeitsbericht Overbeck & Co., 20.5.1944, StaB, 9V/B 110.

31 Protokoll, 12.12.1941, Archiv der Handelskammer Hamburg, Plenarsitzungen.

Dieser Transfer kolonialistischer Interpretationsschemata sollte nicht bloß die eigene Herrschaft im besetzten Gebiet legitimieren, er diente auch der Rationalisierung der völlig neuartigen und zunächst vor allem krisenhaften Situation der betreffenden Unternehmen seit Kriegsbeginn. Eine Tätigkeit im besetzten Polen war für Überseekaufleute wie Durlach oder Wenhold in der Tat betriebswirtschaftliches Neuland, die sinnstiftend und plausibel in die eigene Unternehmer- und Firmenbiografie eingebettet werden musste. Hinzu kam, dass die groß angelegten Afrikapläne von Teilen der NS-Führung, die auch für die hansestädtische Überseewirtschaft sehr verheißungsvoll waren,<sup>32</sup> sich im Verlauf des Kriegs als zunehmend unrealistisch erwiesen. Für Adolf Hitler hatte Afrika ohnehin immer eine untergeordnete Rolle gespielt, träumte er doch vom „Lebensraum im Osten“.<sup>33</sup> Durch die Brille kolonialwirtschaftlicher Überseehandelsunternehmer konnten die besetzten Gebiete im östlichen Europa leicht in die eigene mentale Landkarte einbezogen werden. Die bereits seit Jahrzehnten in Deutschland vorhandenen kolonialistischen Imaginationen sowohl des „Ostens“ als auch Afrikas erwiesen sich für die Urheber der zitierten Selbstdarstellungen als Ressource, deren Bestandteile kreativ rekombiniert werden konnten, und zwar gerade vor dem Hintergrund einer deutlichen Diskontinuität in der Unternehmensbiografie.

In der Tat erweiterte sich die *mental map* hanseatischer Unternehmer, sie verschob sich nicht einfach. Beispiele zeigen, dass viele der beteiligten Firmen ihre traditionellen überseeischen Arbeitsfelder nicht aus den Augen verloren. Rolf Brettschneider, Eigentümer der Hamburger Firma G. L. Gaiser, die bis 1939 in Nigeria tätig gewesen war, vermerkte etwa bereits 1940 zu seinen neuen Niederlassungen in den ostpolnischen Orten Chelm und Hrubieszów:

„Diese Neueinrichtung kann auch durchaus nicht als eine vorübergehende Kriegerscheinung gewertet werden. Ich stehe auf dem Standpunkt, dass dieses Geschäft [...] auch für später eine kommende Ausgleichsmöglichkeit für die Unkosten des hiesigen [hamburgischen; F.M.] Betriebs einerseits und eine Schulungsstätte für den afrikanischen Nachwuchs andererseits bilden wird.“<sup>34</sup>

Nach dem deutschen Angriff auf die Sowjetunion erhielt das Generalgouvernement Ostgalizien als fünften Distrikt, in dem die NS-Besatzer eine sowjetische Behördenwirtschaft vorfanden. Die Krakauer Besatzungsverwaltung setzte dort weitere Kreisgroßhandelsfirmen ein, um die Handelswirtschaft teilweise zu reprivatisieren und die Agrarausbeutung mithilfe des Prämiensystems voranzubringen.<sup>35</sup> Im ostgalizischen Złoczów errichtete die bereits erwähnte Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft seit Herbst 1941 eine Kreisgroßhandelsfirma unter dem Namen „Osthandel“, gemeinsam mit Firmen aus Hamburg.<sup>36</sup> Dazu schrieb die Geschäftsführung im Oktober 1941 an ihren Aufsichtsratsvorsitzenden: „Wir freuen uns [...], endlich wieder etwas Positives zu tun zu haben und beim Aufbau im Osten mithelfen zu können. Momentan gilt im Allgemeinen die Parole: Die Kolonien liegen im Osten.“<sup>37</sup>

Die Krise ihres traditionellen Geschäfts und der massive Bruch in ihrer Tätigkeit, die der Krieg hervorrief, verunsicherte die Unternehmer zutiefst. Die Zukunft war ungewiss, auch wenn man auf

32 Siehe ausführlich Matheis, *Hanseaten* (wie Anm. 7), S. 174–183.

33 Kundrus, *Kolonialismus* (wie Anm. 10), S. 197–202.

34 Geschäftsbericht G. L. Gaiser, 28.11.1940, BArch, R 2/13208, S. 332 f.

35 Ausführlich siehe Matheis, *Hanseaten* (wie Anm. 7), S. 274–288.

36 Vgl. Broschüre der Arbeitsgemeinschaft der Kreisgroßhändler im GG, StaB, 9V/B 110.

37 Schreiben DOAG an Peter Ernst Eiffe, 3.10.1941, BArch, R 8119 F/P 8549, S. 147.

eine Rückkehr in die angestammten Märkte hoffte. Aus dem kolonialen Archiv zu schöpfen und bekannte Deutungen auf den „Osten“ zu transferieren, diente auch zur Kontingenzbewältigung.

## Hanseatische Überseefirmen gegen „jüdische Spekulanten“: Selbstlegitimation durch antisemitische Abgrenzung

Die Tätigkeit der Unternehmer stand, wie bereits erwähnt, in direktem Zusammenhang mit der NS-Judenverfolgung, insbesondere der wirtschaftlichen Existenzvernichtung der jüdischen Gewerbetreibenden. Die Quellen zeigen, dass die Unternehmer und ihre publizistischen Claqueure diesen Zusammenhang nicht leugneten, ihn jedoch auf eine bestimmte Weise sprachlich rahmten, um ihn zu verschleiern oder offen zu rechtfertigen. Die dabei verwendeten Topoi entstammten dem gängigen Fundus antisemitischer Ressentiments, die die Besitzer gegenüber der jüdischen Bevölkerung in Polen hegten. Allerdings griffen die hanseatischen Kaufleute auch in dieser Hinsicht auf einen ganz spezifischen Strang antisemitischer Diskurse zurück. Bereits die wirkmächtigen Vorstellungen vom „Hanseatischen“ boten dazu eine implizite Kontrastfolie, mithilfe derer man sich von jüdischen Unternehmern abgrenzen konnte. Denn die verbreitete Selbststilisierung hanseatischer Kaufleute als „ehrbar“, „verlässlich“ und „integer“<sup>38</sup> war insofern antisemitisch aufladbar, als sie dem Stereotyp des „jüdischen Geschäftemachers“ gegenübergestellt werden konnte. In einem betriebswirtschaftlichen Handbuch von 1923 hieß es beispielsweise zum „Genius des Kaufmanns“:

„Der Geist unterscheidet den Kaufmann von den Raffkes und den Schiebern. Ihnen ist es gleich, wieviel sie durch gerissene Rohheit oder rohe Gerissenheit rings um sich zertrümmern, zerstören, vernichten, wenn sie nur dabei ‚verdienen‘. [...] Die Raffkes und Schieber sind Einreißer, keine Bauer. Den Kaufmann unterscheidet von ihnen, dass er wirtschaftet.“<sup>39</sup>

Das Stereotyp des unzuverlässigen und raffgierigen Juden, das mit den Begriffen „Raffkes“ und „Schieber“ unzweifelhaft zu identifizieren ist, war zudem bereits seit dem 19. Jahrhundert Bestandteil des deutschen „Osteuropa“-Diskurses. Als literarisches Schlüsselbeispiel hierfür gilt Gustav Freytags klassischer und breit rezipierter Roman „Soll und Haben“ von 1855, der sich um einen deutschen Kaufmann in Polen dreht. Der Roman kontrastiert diesen als integer und der Tradition verpflichtet dargestellten Unternehmer immer wieder mit als dubios gezeichneten jüdischen Geschäftemachern, während sich die Handlung vor dem Hintergrund eines als unzivilisiert beschriebenen Landes entfaltet, dessen „primitive“ polnische Bevölkerung auf das zivilisierende Engagement Deutscher angewiesen ist.<sup>40</sup> Hierin bestand also ein weiteres diskursives Archiv, aus dem NS-Besitzer sinnstiftende Ressourcen schöpfen konnten, das zunächst keinen Bezug zu kolonialistischen Vorstellungen aus überseeischen Zusammenhängen besaß.

38 Vgl. dazu z. B. Seegers, Hamburg (wie Anm. 19), S. 248; Dorothee Wierling: Mit Rohkaffee handeln. Hamburger Kaffeeimporteure im 20. Jahrhundert, Hamburg 2018, S. 47–50.

39 Heinrich Nicklisch: Der Genius des Kaufmanns, in: Julius Maier, Louis Rothschild u. a. (Hrsg.): Handbuch der Kaufmannswissenschaften und der Betriebstechnik, Berlin 1923, S. 991.

40 Vgl. Kopp, Wild East (wie Anm. 12), S. 29–56; Christine Achinger: Gespaltene Moderne. Gustav Freytags Soll und Haben. Nation, Geschlecht und Judenbild, Würzburg 2007, S. 141–244.

Den NS-Besatzern galt die Wirtschaft Polens als „verjudet“, woraus sich aus ihrer Sicht die erwähnte wirtschaftliche Existenzvernichtungspolitik gleichsam notwendig von selbst ergab.<sup>41</sup> Auch den hansestädtischen Handelsunternehmern im Generalgouvernement war es wichtig, ihre traditionsreichen Unternehmen von dieser Wirtschaft abzugrenzen, wobei ihr Selbstverständnis als hanseatische Überseefirmen die Maßstäbe setzte. Ernst Durlach zeichnete die Arbeit seiner Firma im Generalgouvernement in einem Geschäftsbericht von 1941 ganz explizit vor der Kontrastfolie vermeintlich jüdischen Spekulantentums: „Der Handel im ganzen GG war vollständig desorganisiert, Waren [...] wurden durch Zwischenhandel und Spekulation auf Absinken des Złoty-Kurses sprunghaft teurer; andererseits stiegen die Schleichhandelspreise für landwirtschaftliche Produkte entsprechend, woran sich hauptsächlich die Juden beteiligten.“ So legitimierte Durlach seinen „Einsatz“ im besetzten Gebiet: Seine Firma musste dort Ordnung schaffen, wo vermeintliche jüdische Spekulanten und Schleichhändler dieser im Weg standen.<sup>42</sup>

Noch etwas expliziter formulierte es Wilhelm Eicke in seinem Tätigkeitsbericht:

„Als im Jahr 1939 durch den ‚Krieg der 18 Tage‘ der Widerstand in Polen beseitigt war und die Zivilverwaltung ihre Tätigkeit begann, stellte sich sehr bald heraus, dass der polnische Handel sich in einem chaotischen Zustand befand. Eine weitestgehende Verjudung war in allen Betrieben festzustellen. Diese Verjudung ergab sich etwa mit 60 % überhaupt. Die Schlüsselpositionen, vor allem der Großhandel, waren fast restlos in jüdischen Händen.“<sup>43</sup>

Es war für ihn evident, dass die „Verhältnisse katastrophal“ waren, „ganz neue Wege beschritten werden“ mussten, und eine hanseatische Übernahme nur folgerichtig war: „Gerade die Außenhandelsfirmen hatten durch ihre Tätigkeit mit Übersee teilweise durch eigene Faktoreien besonders gute Erfahrungen.“<sup>44</sup> Außereuropäisch-koloniale Erfahrungswerte avancierten in dieser Darstellung also zur besonderen Qualifikation, um gegen angebliche „Verjudung“ vorzugehen.

Es ist an dieser Stelle wichtig, die enge Verbindung zwischen den antisemitischen und antipolnischen Topoi zu betonen, die zum „Osteuropa“-Diskurs gehörte. Die „Ostjuden“ wurden in ihren vermeintlichen Eigenschaften dabei deutlich von den Juden in westeuropäischen Ländern unterschieden.<sup>45</sup> Es stellt sich die Frage, ob die Spezifika des „Ostjuden“-Diskurses in den oben erwähnten Debatten analytisch angemessen gewürdigt werden. In den derzeitigen erinnerungspolitischen Auseinandersetzungen wird häufig die analytisch herzustellende Differenz zwischen Antisemitismus und (post-)kolonialem Rassismus betont. In der Tat ist das radikale antijüdische Vernichtungsprogramm der Nationalsozialisten ohne den spezifischen Welterklärungscharakter des NS-Antisemitismus, in dem die Juden die ultimativ gefährliche „Gegen-Rasse“ darstellten, nicht zu verstehen. Dieser unterscheidet sich sowohl in ideengeschichtlicher als auch in semantischer Hinsicht vom Rassismus gegenüber kolonialisierten „Anderen“. Insofern kann

41 Siehe z. B. Peter Heinz Seraphim: Die Wirtschaftsstruktur des Generalgouvernements, Krakau 1941, S. 86 f.; Werner Peiner: Der Handel im Generalgouvernement, in: Deutsche Wirtschafts-Zeitung 39 (1942), S. 522 f.

42 Vgl. Geschäftsbericht Overbeck & Co., Radzyń, April 1941, BArch, R 2/13251, S. 273.

43 Tätigkeitsbericht Wilhelm Eicke & Co., 19.5.1944, StaB, 9V/B 110.

44 Ebenda.

45 Siehe z. B. Dan Michman: Angst vor den „Ostjuden“. Die Entstehung der Ghettos während des Holocaust, Frankfurt a. M. 2011, S. 66; Kienemann, Blick gen Osten (wie Anm. 12), S. 223; Massimo Ferrari Zumbini: Große Migration und Antislawismus. Negative Ostjudenbilder im Kaiserreich, in: Jahrbuch für Antisemitismusforschung 3 (1994), S. 194–236.

der Holocaust nicht aus Entwicklungen der europäischen kolonialen Expansion erklärt werden. Die Antisemitismusforschung betont auch die für die heutige Zeit stereotype Zuschreibung von „Überzivilisiertheit“, „Allmacht“, „Parasitentum“ der Juden in der antisemitischen Projektion, die sich wiederum von den Zuschreibungen von „Unzivilisiertheit“, „Naturhaftigkeit“, „Faulheit“ der kolonialrassistischen Projektion unterscheidet.<sup>46</sup>

So richtig diese Differenzierungen hinsichtlich des Antisemitismus (insbesondere seiner postnazistischen Varianten) sind, können sie indes ungewollt dazu beitragen, den Blick auf den besonderen Charakter des historischen Diskurses um die „Ostjuden“ zu verstellen, der in Deutschland seit dem Kaiserreich und bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein existierte. Denn in dieser Betrachtung wurden die Juden wie die Polen – bei allen weiterhin vorhandenen Unterschieden in den Zuschreibungen – ebenfalls mit „Schmutz“ und kultureller „Rückständigkeit“ identifiziert; es handelt sich somit um Zuschreibungen, die keineswegs mit vermeintlicher „Überzivilisiertheit“ deckungsgleich sind.<sup>47</sup> Darauf deutet etwa die oben zitierte Rede von der „unvorstellbaren polnisch-jüdischen Gleichgültigkeit hinsichtlich der Pflege der Bauten“ exemplarisch hin. Auch die Selbstdarstellung Ernst Durlachs bietet hierfür ein weiteres Beispiel. Als die Besatzungsbehörden seiner Firma ein zusätzliches Betätigungsfeld neben dem Prämienwarenhandel anboten, zeigte sich der Hanseat pikiert, zumal man ihm versprochen hatte, ein „Faktoreigeschäft“ wie in Afrika eröffnen zu können:<sup>48</sup> „Es mutet uns, offen gesagt, etwas merkwürdig an, dass man uns gerade die Sachen angetragen hat, die eine Spezialdomäne des jüdischen Handels sind, wie Federn, Knochen, Lumpen, also ausgesprochene Schmutzbetriebe.“<sup>49</sup>

Angesichts der Gemengelage, die antipolnische, antisemitische und übersee-kolonialistische Topoi in den Selbst- und Fremdkonstruktionen der hansestädtischen Unternehmer im Generalgouvernement bilden, sind die obigen Feststellungen relevant. Die Überlappungen des anti-

46 Z. B. Julia Bernstein, Beate Küpper: Antisemitismus – Rassismus: Gemeinsamkeiten und Unterschiede, in: Julia Bernstein, Marc Grimm u. a. (Hrsg.): Schule als Spiegel der Gesellschaft. Antisemitismen erkennen und handeln, Frankfurt a. M. 2022, S. 265–287; Andrea Truman: „Deconstruct Antisemitism“. Zum unmöglichen Unterfangen in poststrukturalistischer Manier den Antisemitismus zu begreifen, in: die röteln (Hrsg.): „Das Leben lebt nicht“. Postmoderne Subjektivität und der Drang zur Biopolitik, Berlin 2006, S. 105–134; hier insbes. S. 129–133; Felix Axster: Arbeit, Teilhabe und Ausschluss. Zum Verhältnis zwischen kolonialem Rassismus und nationalsozialistischem Antisemitismus, in: Steinbacher, Kundrus (Hrsg.), Kontinuitäten (wie Anm. 5), S. 121–133; Klävers, Decolonizing (wie Anm. 3), S. 202–213; zur zugespitzten (Forschungs-)Kontroverse siehe Sina Arnold, Felix Axster: Antisemitismus und Rassismus, in: Peter Ullrich, Sina Arnold u. a. (Hrsg.): Was ist Antisemitismus? Begriff und Definitionen von Judenfeindschaft im Überblick, Göttingen 2024, S. 79–85; Floris Biskamp: Ich sehe was, was Du nicht siehst: Antisemitismuskritik und Rassismuskritik im Streit um Israel (Zur Diskussion), in: PERIPHERIE – Politik, Ökonomie, Kultur 40 (2020), H. 3–4, S. 426–440, <https://doi.org/10.3224/peripherie.v40i3-4.12> [letzter Zugriff: 29.11.2024].

47 Siehe z. B. Michman, Angst (wie Anm. 45), S. 83; Furber, Lower, Colonialism and Genocide (wie Anm. 4), S. 376; Kienemann, Blick gen Osten (wie Anm. 12), S. 221–227; vor dem Hintergrund der Antiziganismusforschung vgl. auch Markus End: Die Dialektik der Aufklärung als Antiziganismuskritik. Thesen zu einer Kritischen Theorie des Antiziganismus, in: Wolfram Stender (Hrsg.): Konstellationen des Antiziganismus. Theoretische Grundlagen, empirische Forschung und Vorschläge für die Praxis, Wiesbaden 2016, S. 53–94, hier S. 60 f.

48 Zu einem klassischen „Faktoreibetrieb“ hätte der Handel mit Agrarprodukten gehört, der im Generalgouvernement jedoch weitgehend durch den Staatskonzern Landwirtschaftliche Zentralstelle monopolisiert war und an dem bloß einzelne Kreisgroßhandelsfirmen teilhatten, siehe Czesław Szczepańczyk: Centralny Urząd Rolniczy – Landwirtschaftliche Zentralstelle, in: *Zeszyty Majdanka* 7 (1973), S. 121–158; Matheis, Hanseaten (wie Anm. 7), S. 321–323.

49 Geschäftsbericht Overbeck & Co., Radzyń, April 1941, BArch, R 2/13251, S. 276.



semitischen mit dem antipolnischen Diskurs dürften ein wichtiger Ansatzpunkt gewesen sein, der die Anschlussfähigkeit beziehungsweise den Transfer außereuropäisch-kolonialer Muster in die Deutung der eigenen Tätigkeiten im Generalgouvernement begünstigte. Das kolonialistische Zivilisierungsnarrativ konnte so noch besser auf die Situation der selbststilisierten „ehrbaren hanseatischen Kaufleute“ in dem besetzten Gebiet gemünzt werden, die ihre spezifische wirtschaftliche Tätigkeit umso positiver darstellen konnten.

Angesichts der massenmörderischen Politik der Besatzer gegen die Juden fanden apologetische Transferleistungen und Zivilisierungsnarrative aus kolonialistischen Kontexten jedoch ihre Grenzen. Die Massenerschießungen und brutalen Deportationsaktionen fanden in den polnischen Provinzstädten statt und zahlreiche der dort tätigen Unternehmer müssen Augenzeuge dieser Vorgänge geworden sein.<sup>50</sup> Hinweise auf den eigentlichen Genozid fehlen in ihren Berichten jedoch meist. Diese hätten das Handeln vor Ort in ein allzu schlechtes Licht gerückt, denn selbst eine mittelbare Nähe zum Völkermord war kaum mit dem Selbstbild vom kolonisatorischen Leistungsträger vereinbar. In Radzyń beispielsweise, wo Durlach und Wenhold eine ihrer Niederlassungen hatten, liquidierten Angehörige des Reserve-Polizeibataillon 101 am 22. September 1942 das örtliche Ghetto, erschossen dabei an Ort und Stelle 200 Personen und verschleppten die verbliebenen rund 1 800 Menschen eine Woche später ins Vernichtungslager Treblinka.<sup>51</sup> Durlach verschwieg diese Deportationen und Massaker an seinen Standorten in seinem Tätigkeitsbericht von 1944. Er deutete sie bloß an, wobei er die jüdische Bevölkerung auch hier negativ konnotierte: „Bauch- und Flecktyphus waren anfangs eine Gefahr, aber nach Abzug der Juden hört man sehr wenig nur noch hiervon.“<sup>52</sup> Das war eine Referenz an die ebenfalls für den „Ostjuden“-Diskurs typische Unterstellung, wonach Juden aus Regionen östlich von Deutschland Krankheiten verbreiten würden, auf die auch Maßnahmen der NS-Besatzer maßgeblich mitbestimmte.<sup>53</sup> Mit solchen Formulierungen konnte Durlach auf den Massenmord Bezug nehmen, ohne dieses, in der deutschen Gesellschaft offene Geheimnis aussprechen zu müssen.<sup>54</sup>

## Fazit

In den (Selbst-)Darstellungen der hansestädtischen Handelsunternehmer im Generalgouvernement und ihrer propagandistischen Gehilfen verbanden sich Bezugnahmen auf anti-polnische und antisemitische Deutungsmuster einerseits und ein außereuropäisch-kolonialistischer Assoziationsfundus andererseits und bildeten eine besondere Gemengelage. Die Akteure knüpften

50 Zu den Erschießungsaktionen dieses Polizeibataillons siehe z. B. Christopher Browning: *Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die „Endlösung“ in Polen*, Reinbek bei Hamburg 1996.

51 Vgl. Alina Skibińska: *Powiat Biłgorajski*, in: Barbara Engelking, Jan Grabowski (Hrsg.): *Dalej jest noc. Losy Żydów w wybranych powiatach okupowanej Polski* [Es ist immer noch Nacht. Schicksale von Juden in ausgewählten Landkreisen des besetzten Polens], Bd. 1, Warschau 2018, S. 191–382, hier S. 276–279, S. 292–298.

52 Tätigkeitsbericht Overbeck & Co., 20.5.1944, StaB, 9V/B 110.

53 Vgl. Conrad, *Globalisierung* (wie Anm. 12), S. 153–157; Klaus-Peter Friedrich: *Rassistische Seuchenprävention als Voraussetzung nationalsozialistischer Vernichtungspolitik. Vom Warschauer „Seuchensperrgebiet“ zu den „Ghetto“-Mauern* (1939/40), in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 53 (2005), H. 7, S. 609–636.

54 Vgl. Frank Bajohr, Dieter Pohl: *Der Holocaust als offenes Geheimnis. Die Deutschen, die NS-Führung und die Alliierten*, München 2006, S. 55–65.

dabei an vorhandene Diskurse um „Osteuropa“, „Ostjuden“ und darüber hinaus an stereotype Perspektiven aus dem außereuropäischen Kolonialismus an. Sie nahmen dabei den Topos der „deutschen Aufbauarbeit“ in Anspruch, der per se eine kolonialistische Komponente besaß. Die Akteure glaubten, im östlichen Europa und in Afrika Gebiete mit kulturell sowie rassisch unterlegener Bevölkerung rechtmäßig in Besitz zu nehmen. Gerade den Eigentümern und Geschäftsführern der hanseatischen Handelshäuser musste diese Sichtweise besonders plausibel vorkommen, hatten doch einige dieser Kaufleute in beiden Erdteilen ihre Betriebe errichtet. Das Selbstverständnis als „ehrbare Kaufleute“ schien wiederum Plausibilität vor der Kontrastfolie der „jüdischen Spekulanten“ zu gewinnen. In ihrer Selbstbetrachtung als erfahrene deutsche Kolonisatoren befreiten die Hanseaten Ostmitteleuropa von angeblicher „Verjudung“ und „polnischer Wirtschaft“. Aus den vorhandenen kolonialen sowie antisemitischen Gedächtnisarchiven zu schöpfen, hatte dabei zweierlei Funktion: Der Transfer überseeisch-kolonialer, antipolnischer und antisemitischer Topoi auf die spezifische Situation dieser Akteursgruppe diente erstens der moralischen und politischen Selbstlegitimation, zweitens diente er der Rationalisierung und Plausibilisierung des Engagements dieser Gruppe in Polen, in einem für sie bis 1939 eigentlich vollkommen fremden Arbeitsgebiet. Mithin zeigen diese Beispiele, wie fließend die Grenzen des Kolonialismus sein können.

Felix Matheis

Hamburg,

e-mail: felix.matheis@web.de

Historiker, Dr. phil, wurde am Fachbereich Geschichte der Universität Hamburg promoviert, die Dissertation erschien 2024 im Wallstein Verlag unter dem Titel „Hanseaten im ‚Osteinsatz‘. Hamburger und Bremer Handelsunternehmen im Generalgouvernement 1939–1945“.



Oleksandra Krushynska

## Koloniale Strategien und postkoloniale Diskurse zwischen der galizischen Szlachta und der Habsburgermonarchie (1772–1815)\*

**Abstract:** The article deals with the applicability of the postcolonial theoretical framework to the relationship between the Habsburg Monarchy agents and the noble elites of the Kingdom of Galicia and Lodomeria following the First Partition of the Polish-Lithuanian Commonwealth. It is argued that the imperial government attempted to implement 'subalternization' strategies concerning the local elites by depriving them of possibilities to influence provincial politics. The reactions of the nobility of the Kingdom to these strategies, their attempts to retain dominant positions in Galicia through creating a hybrid government model, and the eventual outcome of the Habsburg homogenization politics in Galicia by the end of Napoleonic Wars are also examined.

**Keywords:** Königreich Galizien und Lodomerien, Habsburgermonarchie, Szlachta, postkoloniale Studien, Zivilisierungsmission, Subalternisierung

### Einführung

Die Möglichkeit der Anwendung postkolonialer Ansätze in der Erforschung der Geschichte der Habsburgermonarchie wurde in vielen Studien unter Beweis gestellt. Einige prominente Beispiele sind der von Johannes Feichtinger, Ursula Prutsch und Moritz Csáky herausgegebene Sammelband „Habsburg Postcolonial: Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis“<sup>1</sup> oder die interdisziplinäre Plattform „Kakanien Revisited“<sup>2</sup>. Darüber hinaus wurden postkoloniale Theorien häufig auf die Forschung zur mittelosteuropäischen Geschichte im weiteren Sinne angewendet, einschließlich Larry Wolffs Monografie „Inventing Eastern Europe“<sup>3</sup> und Maria Todorovas Studie zu „Imagining the Balkans“<sup>4</sup>. Der Sammelband „Deploying Orientalism in Culture and History. From Germany to Central and Eastern Europe“<sup>5</sup> enthält mehrere Essays zum Thema, darunter „Germany's Local Orientalisms“ von Todd Kontje, der die Orientalisierungstendenzen deutschsprachiger Agenten in den europäischen Nachbarregionen untersucht, sowie „Where the Orient Ends? Orientalism and its Function for Imperial Rule in the Russian Empire“ von Kerstin S. Jobst, in dem der Orientalismus im

\* Die englische Version „Becoming Subaltern? The Application of Postcolonial Theories to the Relationship between the Galician Nobility and the Habsburg Monarchy“ ist veröffentlicht in *Historyka. Studia Metodologiczne* 54 (2024), S. 587–612.

- 1 Johannes Feichtinger, Ursula Prutsch u. a. (Hrsg.): *Habsburg Postcolonial. Machtstrukturen und Kollektives Gedächtnis*, Innsbruck u. a. 2003.
- 2 *Kakanien Revisited*, <https://www.kakanien-revisited.at/> [letzter Zugriff: 16.07.2024].
- 3 Larry Wolff: *Inventing Eastern Europe. The Map of Civilization on the Mind of the Enlightenment*, Stanford, CA 1994.
- 4 Maria Todorova: *Imagining the Balkans*, New York, NY 2009.
- 5 Johannes Feichtinger, Ursula Prutsch u. a. (Hrsg.): *Deploying Orientalism in Culture and History. From Germany to Central and Eastern Europe*, Rochester, NY 2013.

Russländischen Reich behandelt wird. Die Beiträge im Sammelband „Konstruierte (Fremd-?) Bilder. Das Östliche Europa im Diskurs des 18. Jahrhunderts“,<sup>6</sup> herausgegeben von Christoph Augustynowicz und Agnieszka Pufelska, beschäftigen sich mit der Reflexion über die verschiedenen mittelosteuropäischen Gebiete in den Diskursen der „aufgeklärten“ Zeitgenossen des 18. Jahrhunderts. Abschließend präsentiert „Ostmitteleuropa im 19. und 20. Jahrhundert“<sup>7</sup> von Joachim von Puttkamer die multidimensionale Forschung zu Mittel- und Osteuropa in einem breiteren Netzwerk komplexer politischer, sozialer und wirtschaftlicher Beziehungen des europäischen Kontinents.

Postkolonialen Analysekategorien wurden auf verschiedene Regionen und Territorien der Habsburgermonarchie angewendet, insbesondere auf die Geschichte des Königreichs Galizien und Lodomerien (oder einfach Galizien), das von der Monarchie im Zuge der Teilungen Polen-Litauens am Ende des 18. Jahrhunderts erworben wurde. Um nur einige Beispiele zu nennen: Die Studie „Galizien: Peripherie der Moderne – Moderne der Peripherie?“<sup>8</sup>, herausgegeben von Elisabeth Haid, Stephanie Weismann und Burkhard Wöller, zielt darauf ab, verschiedene Aspekte der galizischen Geschichte im Kontext von „Modernisierungsprozessen“ in der Monarchie im Allgemeinen und im Königreich im Besonderen ab Mitte des 19. Jahrhunderts postkolonial zu reflektieren. Der Sonderband „Post-Colonial Perspectives on Habsburg Galicia“<sup>9</sup>, herausgegeben von Klemens Kaps und Jan Surman, befasst sich hauptsächlich mit den Prozessen der Einbeziehung Galiziens in den monarchischen Kontext und die Entstehung der Narrative, welche die Diskurse über das habsburgische Galizien bis zum Ende seiner Existenz dominieren sollten. Schließlich untersucht Larry Wolffs „The Idea of Galicia. History and Fantasy in Habsburg Political Culture“<sup>10</sup> Galizien durch die Linse der *intellectual history* und untersucht die Wahrnehmung des Landes und seiner heterogenen Bevölkerung sowohl durch die lokalen Eliten als auch die politischen und intellektuellen Eliten des Reiches.

Das Ziel dieses Beitrages ist es, die Beziehungen zwischen der Habsburgermonarchie und ihren Vertretern einerseits und den indigenen Adelseliten (der galizischen *Szlachta*) andererseits im Zeitraum zwischen der ersten Teilung Polen-Litauens (1772) und dem Wiener Kongress (1815) mittels postkolonialer Theorien zu analysieren. In Studien, die sich mit den imperialen Politiken in Mittel- und Osteuropa befassen, richtet sich der postkoloniale Blick häufig auf den Status der völlig marginalisierten Gruppen innerhalb der kolonisierten Bevölkerung. Im Falle Galiziens wäre dies in erster Linie die leibeigene ruthenische bzw. ukrainische griechisch-katholische Bauernmehrheit, die sowohl in sozioökonomischer als auch in ethnisch-religiöser Hinsicht doppelter Unterdrückung durch die polnische und die polonisierte katholische *Szlachta* ausgesetzt war. Diese Studie konzentriert sich jedoch auf die Veränderungen des Status und der Wahrnehmung der *Szlachta* selbst, nachdem die Habsburger ihre führende Position in der galizischen sozialen Hierarchie in Frage gestellt hatte. Die Bauernschaft wird daher ausschließlich im Kontext der Beziehungen zwischen der Wiener Regierung und dem örtlichen Adel behandelt.

6 Christoph Augustynowicz, Agnieszka Pufelska (Hrsg.): Konstruierte (Fremd-?) Bilder. Das östliche Europa im Diskurs des 18. Jahrhunderts, Berlin u. a. 2017.

7 Joachim von Puttkamer: Ostmitteleuropa im 19. und 20. Jahrhundert, München 2011.

8 Elisabeth Haid, Stephanie Weismann u. a. (Hrsg.): Galizien. Peripherie der Moderne – Moderne der Peripherie?, Marburg 2013.

9 Klemens Kaps, Jan Surman (Hrsg.): Post-Colonial Perspectives on Habsburg Galicia, Kraków 2012.

10 Larry Wolff: The Idea of Galicia. History and Fantasy in Habsburg Political Culture, Stanford, CA 2010.

Es wird argumentiert, dass in der beschriebenen Periode zwei Diskurse über die Verwaltung des Landes einander gegenüberstanden: Einerseits derjenige der neuen, fremden Regierung und andererseits derjenige der ehemaligen lokalen Eliten. Zur Rekonstruktion dieser Diskurse werden Narrative von Vertretern beider Gruppen untersucht. Die Analyse zeigt, dass die Zeit zwischen 1772 und 1815 von Versuchen der Habsburgermonarchie geprägt war, die Vertreter der galizischen *Szlachta* in eine untergeordnete Position innerhalb der kaiserlichen Machtstrukturen zu überführen oder sie gar dazu zu zwingen, ihre Identität radikal umzugestalten und sich somit zu loyalen Anhängern des Reiches zu entwickeln. Diese Versuche erwiesen sich zwar letztendlich als weitgehend vergeblich, das Fallbeispiel verdeutlicht jedoch, dass eine postkoloniale Perspektive auf Galizien unser Verständnis der soziopolitischen Beziehungen innerhalb der Donaumonarchie und der Veränderungen, die die adligen Eliten im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert in ganz Ostmitteleuropa durchliefen, erweitern kann.

Der erste Teil des Artikels widmet sich den Rechtfertigungsversuchen des Reiches, dem galizischen Adel den ambivalenten Status von „kolonisierten Kolonisatoren“<sup>11</sup> aufzuzwingen und ihm die Handlungsfreiheit und die bis dahin praktisch unbegrenzte Verfügungsgewalt über das Land zu entziehen. Der zweite Teil untersucht den Widerstand der *Szlachta* gegen ihre „Subalternisierung“ sowie ihre Versuche, die in Polen-Litauen bestehenden adligen Privilegien und „Freiheiten“ zu behaupten und von dem neu errichteten gesellschaftlichen System zu profitieren. Im letzten Teil wird die Entwicklung beider Diskurse zur Zeit der Napoleonischen Kriege und die Folgen der ersten Jahrzehnte habsburgischer Adelspolitik in Galizien beleuchtet. Im gesamten Text werden die Narrative und Ereignisse auf die Anwendbarkeit postkolonialer Schlüsselbegriffe wie „Othering“, „Zivilisierungsmission“, „Hybridität“, „Ambivalenz“ und „Subalternisierung“ untersucht. Zu diesem Zweck werden die grundlegenden Arbeiten zum Postkolonialismus, darunter die von Homi K. Bhabha, Albert Memmi und Edward Said, auf die vorliegende Fallstudie angewendet. Unter anderem kann, wie Pieter Judson ausgearbeitet hat, durch „placing empire at the centre of investigation“<sup>12</sup> der Einfluss imperialer Institutionen auf die lokale Gesellschaft aufgezeigt werden.

In diesem Artikel werden unter dem „habsburgischen“ Diskurs die Texte und Narrative der Reichseliten verstanden, also die der Regierungsbeamten und der Mitglieder politischer und intellektueller höherer Kreise, die sich mit den von der Wiener Regierung in Galizien gesetzten Zielen identifizierten. Was die galizische *Szlachta* betrifft, so wird sie in dieser Untersuchung als eine relativ homogene Gruppe betrachtet, die nach der polnisch-litauischen Gesetzgebung über formale innere Gleichheit und unbegrenzten Einfluss verfügte und daher mit den radikalen Veränderungen, auferlegt durch die neue Regierung nach 1772, weitgehend unzufrieden war. Aus diesem Grund werden die proprietären, konfessionellen und ethnischen Unterschiede innerhalb dieser Gruppe weitgehend außer Acht gelassen, mit Ausnahme der Fälle, in denen diese Unterschiede für das zentrale Erkenntnisinteresse relevant sind.

11 Zur Stellung der *Szlachta* sowohl als „Kolonisatoren“ der *Kresy Wschodnie* als auch als durch die drei Teilungsmächte im späten 18. Jahrhundert „Kolonisierte“ s. Maria Janion: *Niesamowita słowiańszczyzna. Fantazmaty literatury* [Das erstaunliche Slawentum. Phantasmen der Literatur], Kraków 2006, S. 170.

12 Pieter M. Judson: *The Habsburg Empire: A New History*, Cambridge 2016, S. 4.

## Der „habsburgische“ Diskurs

Die Gründung des „Königreichs Galizien und Lodomerien“ im Jahr 1772 kann als der erste postkoloniale Moment in der galizischen Geschichte angesehen werden. Laut Andriy Zayarnyuk sei Galiziens „regional and cultural identity [...] a direct consequence of a political action related to imperial expansion“, die diese Identität „typologically [...] similar to that of a number of colonial formations“<sup>13</sup> geprägt habe. Die Regierung von Maria Theresia unternahm weitreichende Versuche, um die habsburgische Herrschaft über das Land zu rechtfertigen, und forderte Historiker dazu auf, Beweise für diese Legitimation zu finden. Infolgedessen wurde 1772 in Wien eine detaillierte Studie mit dem Titel „Wywod Poprzedzaiący Praw Korony Węgierskiej Do Rusi Czerwoney Y Do Podola, Tak Iako Korony Czeskiej Do Xięstw Oswiecimskiego Y Zatorskiego“ („Vorläufige Begründung der Rechte der ungarischen Krone an Rotruthenien und Podolien sowie der tschechischen Krone an den Fürstentümern Osowiecim und Zator“) veröffentlicht.<sup>14</sup> Diese Legitimation ermöglichte der Habsburgermonarchie, das Land nach ihrer Vorstellung zu regieren, und verhinderte gleichzeitig, dass andere Mächte diese Herrschaft in Frage stellten. In Wirklichkeit gab es in der *Rzeczpospolita* vor 1772 keine Gebietseinheit, die den Namen „Galizien und Lodomerien“ oder einen verwandten Namen getragen hatte. Die von den habsburgischen Truppen besetzten Gebiete gehörten zu verschiedenen Verwaltungseinheiten innerhalb Polen-Litauens. Deshalb waren die behaupteten Bezüge zu den mittelalterlichen Fürstentümern Halytsch und Wolodymyr problematisch, da die Stadt Wolodymyr (die Hauptstadt des gleichnamigen Fürstentums) nie von der Habsburgermonarchie kontrolliert wurde und später Teil des Russländischen Reiches wurde. Mit der Gründung des Königreichs Galizien und Lodomerien schuf der habsburgische Staat also eine neue Realität, die dem von Albert Memmi in „The Colonizer and the Colonized“ beschriebenen Modell folgte.<sup>15</sup> Gleichzeitig festigte die Habsburgermonarchie ihren Status als Imperium – durch die Schaffung einer weiteren bestätigte sie ihre zentrale Rolle innerhalb des Staates.<sup>16</sup>

Die Rechtfertigung des Herrschaftswechsels war jedoch nicht die einzige Herausforderung, vor der die Habsburger nach 1772 standen. Um Galizien tatsächlich in den Staat zu inkorporieren, musste die Monarchie die dort vorhandenen Strukturen und Institutionen so anpassen, dass sie dem Reich zugutekamen. Im Falle Galiziens bedeutete dies eine radikale Umgestaltung des ehemaligen Staatssystems, das institutionell auf den Adel ausgerichtet war. Die *Szlachta* besetzte eine äußerst privilegierte Stellung in der polnisch-litauischen Gesellschaft, auch im Vergleich zum Adel in anderen europäischen Staaten zu dieser Zeit. Traditionell wurden nur die Adligen

13 Andriy Zayarnyuk: Empire, Peasants, National Movements – Galician Postcolonial Triangle?, in: *Historyka. Studia Metodologiczne* 42 (2012), S. 133–149, hier S. 138.

14 Christoph Augustynowicz: Johann Thomas Trattners (Nicht-)Wirken im Neuen Bildungszentrum der Habsburgermonarchie Lemberg, in: Ders., Johannes Frimmel (Hrsg.): *Der Buchdrucker Maria Theresias. Johann Thomas Trattner (1717–1798) und sein Medienimperium*, Wiesbaden 2019, S. 79–87, hier S. 85.

15 In diesem wird der Kolonisierende beschrieben als „claim[ing; O.K.] his place and, if need be, [...] defending it by every means at his disposal. [...] He endeavours to falsify history, he rewrites laws, he would extinguish memories – anything to succeed in transforming his usurpation into legitimacy“, Albert Memmi: *The Colonizer and the Colonized*, London 2003, S. 96.

16 Vgl. Hans-Christian Maner: Zentrum und Grenzregionen in der Habsburgermonarchie im 18. und 19. Jahrhundert. Eine Einführung, in: Ders. (Hrsg.): *Grenzregionen der Habsburgermonarchie im 18. und 19. Jahrhundert. Ihre Bedeutung und Funktion aus der Perspektive Wiens*, Münster 2005, S. 9–24, hier S. 22.

als die „wirklichen“ Vertreter der polnischen Nation und als die einzigen angesehen, die in der Lage waren, das Land zum Wohlstand zu führen.<sup>17</sup> Aus diesem Grund erhielten nur die Adligen Zugang zu den höchsten Ämtern der weltlichen und klerikalen Macht und konzentrierten so die politische Kontrolle über das Land in ihren eigenen Händen. Darüber hinaus war der Adel aufgrund seines alleinigen Rechts auf Landbesitz, durch den Profit von Leibeigenschaft sowie durch die Befreiung von Steuern und Zöllen der Hauptnutznießer der Ressourcen in Galizien. Außerdem genoss jedes Mitglied des Adelstandes, unabhängig von seinem Reichtum oder seiner Machtposition, rechtlichen Schutz, der jeden Adligen über den Rest der Landbevölkerung stellte.<sup>18</sup> Der König Polen-Litauens wurde ebenfalls von der *Szlachta* gewählt, und musste eine Reihe von Verpflichtungen gegenüber der „Nation“ einhalten. Das nahm ihm jede Möglichkeit, wichtige Entscheidungen ohne Zustimmung der *Szlachta* zu treffen.<sup>19</sup> So nahm die *Szlachta* die Position einer indigenen Elite in der galizischen Gesellschaft ein. Die Exklusivität ihrer Position spiegelte sich im sogenannten sarmatischen Herkunftsmythos wider, nach dem die Abstammung des Adels von der *Rzeczpospolita* auf die nomadischen sarmatischen Stämme zurückzuführen sei.<sup>20</sup> Mit diesem Verständnis wurde der Anspruch der *Szlachta* auf die Macht über das gesamte Gebiet der *Rzeczpospolita* gerechtfertigt. Die von der Habsburger Metropole durchgeführten Reformen beeinträchtigten also in erster Linie die privilegierte Position des Adels. Besonders im Umgang mit anderen gesellschaftlichen Gruppen (wie mit der Bauernschaft) war die *Szlachta* für die Habsburgermonarchie von äußerster Wichtigkeit.

Das Habsburgerreich begann nach seiner Machtübernahme sofort damit, zwei voneinander abhängige Kolonialstrategien anzuwenden, um der *Szlachta* ihre privilegierte Stellung zu entziehen und sie schließlich zu harmlosen und loyalen Untertanen zu machen: zum einen über das „Othering“, zum Anderen über eine „Zivilisierungsmission“.<sup>21</sup> Indem der „Siedler“ – in diesem Fall die Habsburgermonarchie – die Einheimischen gezielt herabwürdigte und in eine unterlegene Position rückte, wollte er nicht nur seinen Status in Galizien stärken, sondern auch das neu erworbene Land im Zuge der zukünftigen Transformationen zur „Zivilisation“ bringen.

Die Beispiele für das „Othering“ in den Narrativen des Reiches kann man direkt in der äußerst detaillierten Beschreibung des Königreichs finden, die Joseph II. von dem ersten habsburgischen Gouverneur Galiziens, Graf Johann Anton von Pergen, im Jahr 1773 vorgelegt wurde. Dieses

17 Vgl. Walerian Kalinka: *Galicja i Kraków pod panowaniem austriackim* [Galizien und Krakau unter österreichischer Herrschaft], Paris 1853, S. 34 f.

18 Vgl. Andrzej Zajączkowski: *Szlachta Polska. Kultura i Struktura* [Der polnische Adel: Kultur und Struktur], Warszawa 1993, S. 30.

19 Vgl. Antoni Mączak: *Pierwsza Rzeczpospolita. Władza i Przestrzeń* [Die erste Rzeczpospolita. Macht und Raum], in: Michał Kopczyński, Wojciech Tygielski (Hrsg.): *Rzeczpospolita – Europa: XVI–XVII wiek. Próba Konfrontacji* [Rzeczpospolita – Europa: XVI–XVII. Jahrhundert. Ein Konfrontationsversuch], Warszawa 1999, S. 15–27, hier S. 18.

20 Vgl. Janusz Maciejewski: *Sarmatyzm jako formacja kulturowa: (geneza i główne cechy wyodrębniające)* [Sarmatismus als Kulturformation: (Genese und Hauptunterscheidungsmerkmale)], in: *Teksty: teoria literatury, krytyka, interpretacja* 4 (1974), Nr. 16, S. 13–42, hier S. 16.

21 Das Konzept des „Othering“ wurde von Edward Said in seinem Buch „Orientalism“ folgendermaßen beschrieben: „The development and maintenance of every culture requires the existence of another different and competing alter ego. The construction of identity [...] involves establishing opposites and otherness whose actuality is always subject to the continuous interpretation and reinterpretation of their differences from us“, Edward W. Said: *Orientalism. Western Conceptions of the Orient*. Reprinted with a new Afterword, London 1995, S. 332.

Dokument kann als Inbegriff der Einschätzung eines „aufgeklärten“ Bürokraten über die „Adelsrepublik“ angesehen werden. Sein Zweck bestand nicht nur darin, den Monarchen über die Merkmale Galiziens zu informieren, sondern eine geeignete Rechtfertigung für die zukünftigen Assimilationspraktiken vorzuschlagen. Von Pergén bezeichnete den polnisch-litauischen Monarchen und seine Regierung als „Skklaven“ des Adels, da die *Szlachta* ihre Interessen ständig in das Handeln des Staates einfließen lasse.<sup>22</sup> Gleichzeitig sei, so von Pergén, der Adel nicht in der Lage, das Land weise zu verwalten, da er schlecht ausgebildet sei<sup>23</sup> und sein Hauptinteresse darin bestehe, persönliche Macht und Reichtum zu erlangen. Um höhere Positionen zu erreichen, greife er oft auf Intrigen und Korruption zurück.<sup>24</sup> Die ärmeren Adligen müssten sich dem Willen der reicheren Adligen unterwerfen, dies habe die Staatsverwaltung in einen Flickenteppich von ständig kollidierenden Magnatenfamilien verwandelt.<sup>25</sup>

Der konstruierte, angeblich niedrige moralische Standard der *Szlachta* spiegelte sich in mehreren literarischen Werken dieser Zeit wider, von denen das wohl berühmteste die „Briefe über den itzigen Zustand von Galizien. Ein Beitrag zur Staatistik und Menschenkenntnis“<sup>26</sup> von Franz Kratter sind. Kratter, ein junger Gelehrter aus Bayern, reiste 1784 nach Galizien, in der Hoffnung, eine Anstellung an der Universität Lemberg zu finden. Als dies misslang, veröffentlichte er seine Eindrücke von der Provinz, lobte die damals stattfindenden frühen Josephinischen Reformen und übte scharfe Kritik an den gesellschaftlichen Elementen – besonders an dem Adel –, die sich dem Wandel widersetzen. Zum Beispiel bezeichnete er den galizischen Adligen als den „unmenschlichste[n], verabscheuungswürdigste[n] Wildling“, der weder Ehre noch standesgemäße Erziehung besitze und seine Tage mit Spielen, Festen und anderer unmoralischer Unterhaltung verbringe.<sup>27</sup> Da die *Szlachta* für die Verwaltung des Staates verantwortlich war, gab Kratter ausschließlich ihr die Schuld für die „Degeneration“ von Polen-Litauen vor den Teilungen und behauptete, der Adel habe „die Nation verurtheilt“.<sup>28</sup>

Ein anderer polnisch-litauischer Rechtsstand, den die aufgeklärten Zeitgenossen kritisierten, war die Leibeigenschaft. Im 18. Jahrhundert wurden die Zustände der Bauernschaft in Staaten wie dem Russländischen Reich, Polen-Litauen oder dem Osmanischen Reich mit Sklaverei verglichen und als Symptom extremer Rückständigkeit aufgefasst.<sup>29</sup> Zwar gab es Leibeigenschaft auch in der Habsburgermonarchie, Maria Theresia vertrat jedoch die Ansicht, dass der Schutz des Bauerntums für das Wohlergehen des Staates von entscheidender Bedeutung sei. Die Bauern waren nicht nur für den größten Teil der Steuereinnahmen verantwortlich, sondern bildeten durch die Wehrpflicht auch die entscheidende Gruppe beim Militär. Darüber hinaus konnten die Bauern, wenn sie sich

22 Vgl. Beschreibung der Königreiche Galizien und Lodomerien nach dem Zustand, in welchem Sie Sich zur Zeit der Revindicirung durch Ihro Kais. Königl. Apostolischen Majestät und Besonders im Monat Julius 1773 Befunden Haben, Österreichisches Staatsarchiv, Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Hausarchiv, Hofreisen, Ktn. 5, fol. 457–582, P. 41.

23 Vgl. ebenda, P. 34 f; P. 52.

24 Vgl. ebenda, P. 36 f.

25 Vgl. ebenda, P. 50 f.

26 Franz Kratter: Briefe über den itzigen Zustand von Galizien. Ein Beitrag zur Staatistik und Menschenkenntnis, Leipzig 1786.

27 Ebenda, S. 165.

28 Ebenda, S. 154 f.

29 Vgl. Wolff, *Inventing Eastern Europe* (wie Anm. 3), S. 52.



aus Verzweiflung zu einem Aufstand gezwungen sahen, eine sehr zerstörerische Kraft entwickeln. Diese Möglichkeit der Aufstände konnte die Monarchie nicht ignorieren.<sup>30</sup> Aus diesem Grund wurden bereits vor 1772 mehrere Dekrete erlassen, die darauf abzielten, die Macht der Grundbesitzer über ihre Bauern einzuschränken: eines von 1747 für Siebenbürgen, die „urbairalen“ Dekrete von 1755 für Kroatien und eines von 1756 für Slawonien. Das böhmische „Robot“-Patent von 1738 wurde in den 1750er Jahren bestätigt, und in den 1760er Jahren verlagerte sich der Schwerpunkt der Reformen auf das Königreich Ungarn.<sup>31</sup> 1771 wurde nach zahlreichen Bauernaufständen in Schlesien trotz Protesten der Landstände das „Robot“-Patent auch dort ausgestellt.<sup>32</sup>

Es erstaunt daher wenig, dass die Lage der galizischen Bauernschaft die direkte Aufmerksamkeit der habsburgischen Beamten erregte. Von Pergen bezeichnete in seinem Bericht die galizischen Bauern als „höchst dumm“ und verwies auf deren mangelnde Kenntnis des Christentums, des gesellschaftlichen Lebens und der Landwirtschaft. Gleichzeitig machte er für diese Defizite die enorme Unterdrückung verantwortlich, der die Bauern im täglichen Leben durch ihre Grundherren ausgesetzt seien. Er behauptete, dass der Leibeigene kein Recht auf die Früchte seiner Arbeit und keine Möglichkeit habe, seine Interessen zu schützen. Darum gebe es für ihn keinen Grund, seine Moral zu verbessern oder fleißiger zu arbeiten.<sup>33</sup> Dies führe zusammen mit der allgemeinen Unfähigkeit der Adligen, ihre Güter effizient zu verwalten, zum allgemeinen Niedergang der Wirtschaft.<sup>34</sup>

Auch Kratter ist in seiner Rhetorik streng. Obwohl sich die Situation im Laufe des Jahrzehnts der habsburgischen Regierung hätte verbessern sollen, bleibe die Bauernschaft in Galizien „dumm, träge, fühllos, mit einer sklavischen Seele, und [...] zu taumelnden Trunkenheit entkräfteten, und verunstalteten Körper [...] schmutzig in Kleidung“<sup>35</sup> und werde „von einem Edelmann so tiranisirt, wie er keine Pferde tiranisirte“.<sup>36</sup> Kratters Sympathie gilt jedoch eindeutig der Bauernschaft, da die Hauptursache ihres Elends die tägliche Unterdrückung sei, die sie durch die *Szlachta* erleide, und das nicht nur auf ihre inhärenten Eigenschaften zurückzuführen sei.

Diese düsteren Beschreibungen Galiziens erforderten aus der Perspektive der Monarchie sofortige radikale Veränderungen, die die Form einer „Zivilisierungsmission“ annehmen sollten.<sup>37</sup> Im Falle Galiziens fiel die Einführung dieser Normen zeitlich mit den Reformen des Aufgeklärten Absolutismus in der Habsburgermonarchie zusammen. Die Umgestaltungen in Galizien wurden als Versuch gesehen, ein Exempel dieser Reformen zu statuieren. Trotz ihrer angeblichen „Rückständigkeit“ ging man davon aus, dass die Bevölkerung Polen-Litauens doch noch verbesserungsfähig

30 Vgl. Michael Hochedlinger, Anton Tantner: „– der grösste Teil der Untertanen lebt elend und mühselig“. Die Berichte des Hofkriegsrates zur sozialen und wirtschaftlichen Lage der Habsburgermonarchie 1770–1771, Innsbruck u. a. 2005, S. LV.

31 Vgl. Franz A. J. Szabo: *Kaunitz and Enlightened Absolutism 1753–1780*, Ottawa 1994, S. 157.

32 Vgl. ebenda, S. 165 f.

33 Vgl. Beschreibung (wie Anm. 22), P. 194 f.

34 Vgl. ebenda, P. 43.

35 Kratter, Briefe (wie Anm. 26), S. 217.

36 Ebenda, S. 219.

37 Laut Jürgen Osterhammel, „the civilizing mission [...] includes the self-proclaimed right and duty to propagate and actively introduce one's own norms and institutions to other peoples and societies, based upon a firm conviction of the inherent superiority and higher legitimacy of one's own collective way of life“. Jürgen Osterhammel: *Europe, the „West“ and the Civilizing Mission*, London 2006, S. 8.



sei,<sup>38</sup> weshalb eine „Zivilisierungsmission“ durch die Habsburger als durchaus möglich erschien. Nach Aussage Michael Confinos dominierte die Überzeugung, dass die Prinzipien der Aufklärung für jede soziale Gruppe universell gültig seien, wobei ihre Anwendung unvermeidlich zum Fortschritt führen werde.<sup>39</sup> Das Territorium Galiziens sollte „neu aufgebaut“ werden, wobei alle sozialen, politischen oder wirtschaftlichen Strukturen des ehemaligen Regimes, die nicht den Idealen der Aufklärung und den Zentralisierungstendenzen der Habsburgermonarchie entsprachen, zerstört werden sollten.<sup>40</sup> Letztendlich, so Anna Veronika Wendland, hätten die „zivilisatorischen“ Transformationen zu einer standardisierten und daher zuverlässigen Verwaltungsstruktur, zu höheren Steuereinnahmen und qualifizierteren Rekruten für die kaiserliche Armee führen können.<sup>41</sup>

Die habsburgische Regierung nahm an, dass ein „sanfterer“ kolonialer Ansatz ohne direkte militärische oder polizeiliche Unterdrückung (im Gegensatz zum preußischen Imperialismus) bei der Assimilation der ehemals polnisch-litauischer Länder wirksamer wäre.<sup>42</sup> Aber auch ohne die gewaltsame Durchsetzung von Assimilierung waren die Konsequenzen der habsburgischen Politik gegenüber dem galizischen Adel nicht besonders „sanft“. Die zahlreichen Reformen, die in den 1770er und 1780er Jahren durchgeführt wurden, beraubten die *Szlachta* zunehmend ihres politischen Einflusses und ihrer wirtschaftlichen Unabhängigkeit. Die Agrarreformen, die auf die Emanzipation der Bauernschaft abzielten, einschließlich der Urbarial- und Steuerregulierung von 1789, machte den Reichtum der *Szlachta* von der Regierung abhängig.<sup>43</sup> Auch der Umfang des politischen Einflusses der *Szlachta* auf das Land wurde erheblich eingeschränkt. Vertreter des Adels konnten zunächst keine offiziellen Posten in den Ämtern Galiziens einnehmen. Erst nachdem der Mangel an fähigen Beamten, die mit der lokalen Bevölkerung kommunizieren konnten, offensichtlich wurde, durften die polnischen Adligen ab 1781 bestimmte Positionen einnehmen, waren jedoch weiterhin von den höchsten Ämtern ausgeschlossen.<sup>44</sup> Der *Szlachta* war zwar die ständische Vertretung (der Landtag) gestattet, dessen Funktionen waren jedoch weitgehend symbolischer Natur und er hatte keinen nennenswerten Einfluss auf die Provinzpolitik.<sup>45</sup>

Mit diesen Maßnahmen setzte die habsburgische Regierung eine weitere als kolonial zu bezeichnende Strategie gegenüber Galizien um, nämlich den Versuch der „Subalternisierung“ der indigenen Eliten. Traditionell definiert der Postkolonialismus Subalternität als den Ausschluss der Kolonialbevölkerung aus der von der Metropole aufgebauten Machthierarchie. Eine der führenden

38 Vgl. Wolff, *Inventing Eastern Europe* (wie Anm. 3), S. 181.

39 Vgl. Michael Confino: *Re-inventing the Enlightenment: Western Images of Eastern Realities in the Eighteenth Century*, in: *Canadian Slavonic Papers* 36 (1994), H. 3/4, S. 505–522, hier S. 518.

40 Vgl. Horst Glassl: *Das österreichische Einrichtungswerk in Galizien (1772–1790)*, Wiesbaden 1975, S. 11.

41 Vgl. Anna Veronika Wendland: *Imperiale, koloniale und postkoloniale Blicke auf die Peripherien des Habsburgerreiches*, in: Claudia Kraft, Alf Lüdtke u. a. (Hrsg.): *Kolonialgeschichten. Regionale Perspektiven auf ein globales Phänomen*, Frankfurt a. M. 2010, S. 211–235, hier S. 218.

42 Vgl. Ursula Prutsch: *Habsburg Postcolonial*, in: Feichtinger, Prutsch u. a. (Hrsg.), *Habsburg Postcolonial* (wie Anm. 1), S. 33–44, hier S. 36.

43 Vgl. Glassl, *Einrichtungswerk* (wie Anm. 40), S. 172–183.

44 Vgl. Iryna Vushko: *The Politics of Cultural Retreat. Imperial Bureaucracy in Austrian Galicia, 1772–1867*, New Haven 2015, S. 69 f.

45 Vgl. *Continuatio Edictorum et Mandatorum Universalium in Regnis Galiciae et Lodomeriae. A Die 1. Januarii Ad Ultimam Decembris Anno 1782. Emanatorum* [Fortsetzung der universalen Edikte und Mandate im Königreich Galizien und Lodomerien. Vom 1. Januar bis zum letzten Dezember des Jahres 1782. Emanatorum], Leopoli 1782, S. 17–23.

Forscherinnen zu Subalternität, Gayatri Chakravorty Spivak, verbindet Subalternität mit der Abwesenheit eines Subjekts in einem hegemonialen Diskurs<sup>46</sup> sowie in allen Linien sozialer Mobilität.<sup>47</sup> Neben der Abhängigkeit sind mit der „Subalternisierung“ auch Unterordnung, Ausschluss, unvollständige Autonomie, eingeschränkte Ausdrucksfähigkeit der Subjektivität und fehlender Zugang zu symbolischem Kapital verbunden.<sup>48</sup> Obwohl diese Elemente in der habsburgischen Politik sicher vorhanden waren, war deren Ansatz zur „Subalternisierung“ des galizischen Adels nuancierter. Da es keine rassischen Unterschiede zwischen dem galizischen Adel und den Eliten der Monarchie gab, war ihre Anbindung an die habsburgische Adelselite möglich. Der *Szlachta* konnten sogar Posten am Wiener Hof zugewiesen werden, wenn ein solcher Akt die Verbindungen zwischen Provinz und Zentralregierung stärken konnte.<sup>49</sup> Um jedoch Teil der monarchischen Elite zu werden, musste der galizische Adlige seine Identität als allmächtiger polnisch-litauischer Aristokrat aufgeben und Teil eines stark zentralisierten Staatsmechanismus werden. Diejenigen, die sich weigerten, die Zentralregierung zu unterstützen, verfügten aufgrund ihres angeblichen „Mangels an Zivilisation“ über keinerlei Einflussmöglichkeiten auf die lokale Politik, und wer der Zentralgewalt gegenüber loyal war, konnte deren Beschlüsse nur unverändert umsetzen. Darüber hinaus wurde ein großer Teil der verarmten *Szlachta* praktisch ihrer Stellung beraubt und im Status dem eines freien Bauern in den anderen habsburgischen Kronländern gleichgesetzt.<sup>50</sup>

In Anlehnung an Spivaks berühmteste Essay „Can the Subaltern Speak?“<sup>51</sup> könnte man argumentieren, dass das Ziel der Habsburgermonarchie darin bestand, sicherzustellen, dass die galizische *Szlachta* „nicht sprechen konnte“ – schon gar nicht mit der Stimme einer mächtigen und unabhängigen Gruppe, die in der Lage gewesen wäre, die Zukunft der Provinz selbst zu bestimmen. Die ursprünglichen Reformpläne der Habsburgerregierung betrachteten die *Szlachta*, wie sie in der *Rzeczpospolita* existierte, nicht als Stütze des neuen Regimes, sondern als Hindernis auf dem Weg zur „Zivilisierung“ Galiziens.<sup>52</sup> Da die Monarchie großen Aufwand in Kauf nahm, um die Kontrolle über das Land historisch zu legitimieren, fühlte sie sich der Tradition ihrer polnisch-litauischen Vorgänger gegenüber nicht verpflichtet. Auf diese Weise war das Opfer der von den Habsburgern betriebenen „Subalternisierung“ nicht die *Szlachta* selbst, sondern ihr Status, ihre Kultur sowie ihr wirtschaftlicher Wohlstand, der durch die zahlreichen Agrarreformen, die auf die Emanzipation der Bauern und eine strengere Regulierung der Leibeigenschaft abzielten, bald

46 Vgl. Gayatri Chakravorty Spivak, Leon De Kock: Interview with Gayatri Chakravorty Spivak: New Nation Writers Conference in South Africa, in: *Ariel: A Review of International English Literature* 23 (1992), H. 2, S. 29–47, hier S. 46.

47 Vgl. Gayatri Chakravorty Spivak: *Scattered Speculations on the Subaltern and the Popular*, in: *Postcolonial Studies* 8 (2005), H. 4, S. 475–486, hier S. 475.

48 Vgl. Jan Sowa: *Fantomowe ciało króla. Peryferyjne zmagania z nowoczesną formą* [Der Phantomkörper des Königs. Periphere Kämpfe mit moderner Form], Kraków 2011, S. 455.

49 Vgl. Michał Baczkowski: *W służbie Habsburgów. Polscy ochotnicy w austriackich siłach zbrojnych w latach 1772–1815* [Im Dienste der Habsburger. Polnische Freiwillige im österreichischen Heer in den Jahren 1772–1815], Kraków 1998, S. 88.

50 Vgl. Krzysztof Ślusarek: *Drobna szlachta w Galicji 1772–1848* [Kleinadel in Galizien 1772–1848], Kraków 1994, S. 126 f.

51 Gayatri Chakravorty Spivak: *Can the Subaltern Speak?*, in: Laura Chrisman, Patrick Williams (Hrsg.): *Colonial Discourse and Post-Colonial Theory. A Reader*, London 1994, S. 66–111.

52 Vgl. Vorläufige Anweisungs-Punkten, nach welchem sich von Seite des Civilis in Unserm neu occupirten Pohnischen Antheil zubetragen, 29.5.1772, Österreichisches Staatsarchiv, Kriegsarchiv, Hofkriegsrat 1772-29-45, o. Pag.

erschüttert wurde.<sup>53</sup> Um innerhalb des Reiches zu überleben, musste sich die *Szlachta* völlig neu erfinden und die Zeiten der „Goldenen Freiheiten“ für immer hinter sich lassen. Von nun an sollte sie subaltern gemäß den dominierenden Standards kommunizieren.<sup>54</sup>

## Der Diskurs der lokalen Eliten und ihre Reaktionen auf die habsburgische Politik

Es war unmöglich, den galizischen Adel daran zu hindern, ein eigenes Narrativ zu schaffen. Die *Szlachta*-Diskurse mit kolonialen Elementen existierten in der galizischen Tradition bereits vor 1772, und hörten auch nach der Ersten Teilung nicht auf. Obwohl sich die *Szlachta* durch Kultur, Kleidung und sogar Frisuren (gemeinhin als „sarmatische“ Praktiken bezeichnet)<sup>55</sup> deutlich von den westeuropäischen Eliten abhob, sahen sich die Adligen nicht als „Barbaren“, die importierten Fortschritt benötigten. Im Gegenteil, die „Adelsrepublik“ wurde verstanden als Außenposten Europas und Verteidigerin der christlichen Zivilisation gegenüber dem Osmanischen Reich.<sup>56</sup> Die „Freiheiten“, auf die die Befürworter des Aufgeklärten Absolutismus herabblickten, galten als unveräußerliches „wahres Wesen“ des Staates und nur die „freie“ *Szlachta* konnte den „moralischen Kern“ der *Rzeczpospolita* verteidigen und deren Wohlergehen gewährleisten.<sup>57</sup> Darüber hinaus stärkten die adligen „Freiheiten“ die Überzeugung von moralischer Überlegenheit der *Szlachta* und erlaubten ihr zu behaupten, dass ihr Staat über alle Voraussetzungen verfüge, um auf dieselbe (oder gar eine höhere) Entwicklungsstufe mit den mächtigsten Staaten Europas gestellt zu werden.<sup>58</sup>

In Galizien beschäftigten sich die polnischsprachigen katholischen Eliten jahrhundertlang mit Prozessen, die denen ähnelten, die die Habsburger Ende des 18. Jahrhunderts herbeiführten. Man könnte behaupten, dass sich die *Szlachta* im Jahr 1772 in der Position „kolonisierter Kolonisatoren“ befand, da sie bereits Macht über die „Anderen“ ausübte, nämlich über die ruthenische (ukrainische) orthodoxe Mehrheit der Bevölkerung, und auf diesem Erfolg ihr eigenes Kolonialnarrativ gründete. Der polnische Adel glaubte, dass er nach der Besetzung des ehemaligen Rotrutheniens im 14. Jahrhundert zivilisierenden Einfluss genommen habe und dass das Land unter seiner Herrschaft gediehen sei. Die erzwungene Polonisierung und Katholisierung der ehemaligen ruthenischen Eliten wurde als ihre „Kulturalisierung“ dargestellt.<sup>59</sup> So war die

53 Vgl. Łukasz Jewuła, Tomasz Kargol, Krzysztof Ślusarek: *Dwór, wieś i plebania w przestrzeni społecznej zachodniej Małopolski w latach 1772–1815* [Herrenhaus, Dorf und Pfarrhaus im gesellschaftlichen Raum Westkleinpolens in den Jahren 1772–1815], Kraków 2015, S. 124–126.

54 Vgl. Joanne P. Sharp: *Geographies of Postcolonialism. Spaces of Power and Representation*, Los Angeles 2023, S. 101.

55 Vgl. Kerstin S. Jobst: *A Sacral and Mythical Landscape. The Crimea in the East European Context*, in: *Prace Filologiczne. Literaturoznawstwo* [PFLIT] 9 (2019), H. 12, S. 11–32, hier S. 16.

56 Vgl. Robert Born, Sarah Lemmen: *Einleitende Überlegungen zu Orientalismen in Ostmitteleuropa*, in: Dies. (Hrsg.): *Orientalismen in Ostmitteleuropa. Diskurse, Akteure und Disziplinen vom 19. Jahrhundert bis zum Zweiten Weltkrieg*, Bielefeld 2014, S. 9–28, hier S. 14 f.

57 Vgl. Kalinka, *Galicja* (wie Anm. 17), S. 34–36.

58 Vgl. ebenda, S. 27 f.

59 Vgl. Burkhard Wöller: *Zivilisierungsmission oder Fremdherrschaft? Die Annexion Rotrussens unter Kasimir III. im kolonialistischen Diskurs polnischer und ruthenischer Historiker im österreichischen Galizien*, in: *Historyka*.

polnisch-litauische *Szlachta* der Meinung, dass sie in der Vergangenheit eine eigene „Zivilisierungsmission“ durchgeführt hätte. Während die ehemalige orthodoxe Aristokratie vollständig assimiliert und in die *Szlachta* aufgenommen werden konnte, war die Herangehensweise gegenüber der bäuerlichen Mehrheit nuancierter.

Die Bauernschaft Polen-Litauens besaß nicht die „sarmatische“ Abstammung der *Szlachta* und konnte daher keine Gleichheit mit den Oberschichten beanspruchen. Die Hinweise auf den „Sarmatismus“ und auf eine fast mystische Überlegenheit eines jeden, der mit edlem Blut geboren wurde, waren nützliche Instrumente des „Othering“ von nichtaristokratischen Untergebenen. Um ihre privilegierte Stellung hervorzuheben, verteidigte die *Szlachta* die Praktiken der Leibeigenschaft, die von den habsburgischen Eliten als „unmenschlich“ angesehen wurden. Grausamkeiten der Leibeigenschaft wurde aus der Perspektive des galizischen Adels als notwendig betrachtet, da die Untertanen angeblich „faul“, „dumm“ und „trinkfreudig“ seien, und auf keine andere Weise behandelt werden könnten.<sup>60</sup> Dies lässt sich mit der von Albert Memmi beschriebenen „Distanzierung“ zwischen dem „glorreichen Kolonisator“ und dem „verabscheuungswürdigen Kolonisierten“<sup>61</sup> in Verbindung bringen, auch wenn diese auf den sozialen Status und weniger auf die ethnischen oder religiösen Unterschiede gegründet war. Da das Recht der *Szlachta*, Leibeigene zu disziplinieren, im eigenen Selbstverständnis „durch das Blut ihrer Vorfahren“ erlangt wurde, konnte es durch keine andere innere oder äußere Kraft eingeschränkt werden. So „subalternisierte“ der Adel selbst jeden, der nicht zu der privilegierten Minderheit gehörte, und machte sein ausschließliches Recht geltend, das Land zu verwalten.

Allerdings war die galizische *Szlachta* im Jahr 1772 eher inaktiv, als es darum ging, ihr Land gegen die militärische Expansion der Habsburger zu verteidigen.<sup>62</sup> Selbst im Jahr 1783 äußerte die *Szlachta*, wie im Bericht des habsburgischen Hofrats von Margelik erwähnt, nur maßvolle Ablehnung gegenüber der neuen Regierung und keinerlei Intention zu einem offenen Aufstand, obwohl sie die neue Gesetzgebung zur Leibeigenschaft zutiefst beunruhigte.<sup>63</sup> Die raschen Reformen der Josephinischen Ära veränderten die Situation dramatisch. Die Folgen der „Urbarial- und Steuerregulierung“ von 1789 wirkten sich stark auf die *Szlachta* aus, da sie nicht nur deren Haupteinnahmequelle untergrub, sondern auch dazu führte, dass der neue Status quo, der durch das Untertanenpatent von 1781 und die Ständereform der Jahre 1775–1782 festgelegt wurde, dauerhaft wurde.<sup>64</sup> Aus diesem Grund wurde die Reform von 1789 zu einem Katalysator für den galizischen Adel, der versuchte, seine eigene Autorität im Land wiederzugewinnen.

Studia Metodologiczne 42 (2012), S. 175–193, hier S. 181–183.

60 Klemens Kaps: Kulturelle Differenzen des Ökonomischen: Galizische Entwicklungsdiskurse im Spannungsfeld Räumlicher Funktionalisierung und Sozialer Bruchlinien (1772–1848), in: *Historyka. Studia Metodologiczne* 42 (2012), S. 97–116, hier S. 107.

61 Memmi, *The Colonizer* (wie Anm. 15), S. 98 f.

62 Vgl. Maria Kłańska: Daleko od Wiednia. Galicja w oczach pisarzy niemieckojęzycznych, 1771–1918 [Fernab von Wien. Galizien in den Augen deutschsprachiger Schriftsteller, 1771–1918], Kraków 1991, S. 21.

63 Vgl. Waclaw Tokarz: Galicya w początkach ery Józefińskiej w świetle ankiety urzędowej z roku 1783 [Galizien zu Beginn der Josephinischen Ära im Lichte der amtlichen Landesaufnahme von 1783], Kraków 1909, S. 12 f.

64 Vgl. Miloš Řezník: Das landespatriotische Programm der galizischen Stände um 1790: Von der polnischen Tradition zur Etablierung eines neuen Landespatritismus, in: Balázs Trencsényi, Márton Zászkaliczky (Hrsg.): *Whose Love of Which Country?*, Leiden 2010, S. 735–757, hier S. 742.

In den nächsten Jahren gab es mehrere Versuche der galizischen Adligen, sich in der Provinzverwaltung Gehör zu verschaffen. Gleichzeitig erfolgten diese Versuche unter Beteuerung der Kompromissbereitschaft mit den Habsburgern. Die Drohungen, eine offene Revolte zu führen, wurden als letztes Mittel angesehen, das keiner der Parteien wirklich nützen würde. Aus postkolonialer Perspektive kann die Entwicklung der *Szlachta*-Petitionen an Wien in den 1790er Jahren als ein Merkmal der Entstehung von Hybridität in den Kolonialbeziehungen angesehen werden.<sup>65</sup> Für die *Szlachta* stellte die direkte Konfrontation mit dem Reich ein erhebliches Risiko dar. Ihre Bereitschaft stieg auf eigene Privilegien zu verzichten und zu loyalen habsburgischen Untertanen zu werden, sofern Wien ihr wirtschaftliches Wohlergehen sichern und sie in die wesentlichen Entscheidungsprozesse integrieren würde.

Im Januar 1790 erhielt der Kaiser einen anonymen Brief, unterschrieben von einem „achtzigjährigen Adligen“. Dieser behauptete, sich nie „mit Lügen befleckt“ zu haben und versuchte, dem Monarchen die „Wahrheit zu sagen, die Ihrer Majestät nicht bekannt ist“. Der Brief war in einem versöhnlichen Ton verfasst, wobei auf Forderungen oder Drohungen verzichtet wurde. Der Kaiser wurde vielmehr gebeten, seinen Untertanen in Galizien gnädig zu sein. Der Autor beklagte sich über die erdrückende Steuerbelastung seiner Landsleute, die daraus resultierenden hohen Schulden, das Unverständnis der aus dem Ausland kommenden habsburgischen Beamten und ihre fast schon angeborne Feindseligkeit gegenüber den Polen und dem Polentum. Nicht zuletzt klagte der unbekannt Adlige, dass die religiöse Moral, die traditionelle Tugend Polen-Litauens, von der neuen Regierung vernachlässigt werde. Zum Schluss versicherte er dem Kaiser jedoch seine Loyalität und behauptete, seine einzige Absicht sei es, seinem Vaterland zu dienen.<sup>66</sup>

Das Jahr 1790 war ein günstiger Zeitpunkt für den Adel Galiziens, um Verhandlungen mit der habsburgischen Regierung aufzunehmen. Die Monarchie befand sich inmitten zahlreicher äußerer und innerer Krisen und die Französische Revolution bedrohte die europäische Sicherheit. Die Beziehungen zwischen der Habsburgermonarchie und ihren Nachbarn – dem Osmanischen Reich, Preußen und dem Russländischen Reich – waren angespannt, wobei die Möglichkeit bewaffneter Konflikte immer präsent war. Im Inneren litt der Staat unter einer Reihe von Aufständen der Provinzeliten, verursacht durch die Zentralisierungspolitik der Monarchie, die als Angriff auf traditionelle Privilegien wahrgenommen wurden.<sup>67</sup> Der Ausbruch einer Revolte in Galizien wäre besonders gefährlich gewesen, da die Reformen, die zu dieser Zeit in Polen-Litauen stattfanden, der galizischen Eliten einen Grund hätten geben können, die Provinz wieder mit der *Rzeczpospolita* zu vereinen. Schließlich gingen den Reformen Josephs II. allmählich die Kraft und die Unterstützung aus. Aufgrund ihres destabilisierenden Potenzials wurde die „Urbarial- und

65 Laut Homi K. Bhabha ist Hybridität „the revaluation of the assumption of colonial identity through the repetition of discriminatory identity effects. It displays the necessary deformation and displacement of all sites of discrimination and domination [...] For the colonial hybrid is the articulation of the ambivalent space where the rite of power is enacted on the site of desire, making its objects at once disciplinary and disseminatory“, Homi K. Bhabha: *The Location of Culture*, London u. a. 1994, S. 112.

66 Vgl. Marian Tyrowicz: *Galicja od pierwszego rozbioru do wiosny ludów, 1772–1849. Wybór tekstów źródłowych [Galizien von der ersten Teilung bis zum Völkerfrühling, 1772–1849. Eine Auswahl von Quellentexten]*, Kraków u. a. 1956, S. 123–125.

67 Vgl. Miloš Řezník: *Neuorientierung einer Elite. Aristokratie, Ständewesen und Loyalität in Galizien (1772–1795)*, Frankfurt a. M. 2016, S. 311–319.



Steuerregulierung“ von den höchsten Beamten des Reiches, darunter vom galizischen Gouverneur Josef Brigido, besonders heftig kritisiert.<sup>68</sup> In dieser Situation war es für den Kaiser unklug, weiterhin auf einer Fortsetzung der „Zivilisierungsmission“ in Galizien zu beharren. Um den Frieden in der Provinz zu wahren, brauchte er Unterstützung der ehemaligen lokalen Eliten, die nach fast zwei Jahrzehnten der „Subalternisierung“ immer noch eine Bedrohung für das Reich in unruhigen Zeiten darstellten.

Im selben Monat erhielt Brigido einen Brief aus Wien, in dem ein Bericht über die Lage im Königreich verlangt wurde. Brigido bestätigte, dass die finanzielle Belastung der *Szlachta* in der Tat unerträglich und die wirtschaftliche Lage in der Provinz desaströs sei. Er merkte auch an, dass sich die Krise nicht nur auf die Eliten, sondern auch auf die Bauernschaft und den Klerus auswirke. Brigido warnte den Kaiser vor bevorstehenden Revolten und mutmaßte, dass solche zwar vorübergehend mit Gewalt bekämpft werden könnten, langfristig jedoch zu Feindseligkeit gegenüber der Habsburgermonarchie führen könnten.

Brigidos Bericht veranlasste den Kaiser, eine Regierungskommission zu bilden, die Wege aus der Krise vorschlagen sollte. Keines der Kommissionsmitglieder stammte aus der galizischen *Szlachta*, und nur zwei (Graf Franz Joseph O'Donnell von Tyrconell und Graf Alois von und zu Ugarte) hatten eine Zeit lang im offiziellen Staatsdienst in Galizien gestanden. Gleichzeitig zeigte die Kommission unter dem Vorsitz von Graf Leopold Wilhelm von Kolowrat-Krakowsky eher Verständnis für die Bitten des anonymen Briefautors. Sie sahen die vorgebrachten Beschwerden nicht nur für die *Szlachta*, sondern für das Wohl der gesamten Monarchie als relevant an. Das am 5. Februar 1790 vorgelegte Ergebnis der Kommissionsarbeit kritisierte zwar die Reformen nicht direkt und erwähnte „einen gewissen Nutzen des neuen Systems“, aber es leugnete auch nicht seine zahlreichen Nachteile. Der Text rückte sogar die habsburgischen Beamten in Galizien in ein schlechtes Licht und informierte den Kaiser unverblümt, dass seine Beamten ihm sicherlich nicht helfen würden, „das Vertrauen der Nation zu gewinnen“, da sie sich mehr um die direkten persönlichen Gewinne als um den Wohlstand der Provinz kümmerten. Am Ende empfahl die Kommission nachdrücklich, die von Galizien erwarteten Steuern zu senken und diese „gerechter“ zu erheben.<sup>69</sup>

Kaiser Joseph II. starb kurz nach Vorlage der Ergebnisse der Kommissionsarbeit. Die Machtübernahme seines Bruders Leopold II. weckte bei den galizischen Adligen Hoffnungen, dass ihre Ansprüche anerkannt würden. Während Leopolds kurzer Regierungszeit entstanden zwei bemerkenswerte Dokumente, die den vollständigsten und detailliertesten schriftlichen Bericht über den galizischen *Szlachta*-Diskurs der hier untersuchten Zeit liefern. Dazu gehört unter anderem ein Vorschlag zum Widerstand gegen die „Diffusion“ „moderner“ Ideen und Praktiken aus dem „zivilisierten“ Habsburgerstaat.<sup>70</sup> Die *Szlachta* wehrte sich auch aktiv gegen diese „Subalternisierungs“-Versuche der Wiener Regierung. Sie betrachtete sich als eine gleichberechtigte Partnerin der Habsburger in der Provinzverwaltung.

68 Vgl. ebenda, S. 323.

69 Vgl. Władysław Lozinski: *Galiciana. Kilka obrazków z pierwszych lat historii galicyjskiej* [Galizien. Einige Bilder aus den ersten Jahren der galizischen Geschichte], Lwów 1872, S. 106–116.

70 Sebastian Conrad: *Enlightenment in Global History: A Historiographical Critique*, in: *The American Historical Review* 117 (2021), H. 4, S. 999–1027, hier S. 1005.

Das zweite Dokument, die anonymen „Betrachtungen über die Verfassung von Galizien, die Ursachen Seines Verfalls und die Mittel, dem Lande Wieder Aufzuhelfen“, wurde im Frühling 1790 ohne Angabe des Erscheinungsortes in Broschürenform gedruckt.<sup>71</sup> Im Gegensatz zum Januar-Brief waren sie in einem schärferen und fordernderen Ton verfasst. Der Text beginnt mit der Beschreibung eines nahezu idealen Verhältnisses zwischen Gutsbesitzern und Leibeigenen zu Zeiten der *Rzeczpospolita*, in der „einige tausende für drey Millionen und etliche hundert tausend“ gesorgt hätten.<sup>72</sup> Der Grundherr sei verpflichtet gewesen, für das Wohlergehen seiner Leibeigenen, die Sicherheit ihres Eigentums sowie ihre Seelen zu sorgen, und habe daher die örtlichen Priester bezahlt und Gottesdienste aus eigener Tasche finanziert.<sup>73</sup> Gelegentliche Aufstände, wie der von Bohdan Chmelnizkyj im 17. Jahrhundert, hätten nur aufgrund des Übergangs „aus der Barbarei in einen gefittetern Zustand“ stattgefunden. Die galizische Bauernschaft hätte sich aber an den Unruhen der Vergangenheit nie beteiligt.<sup>74</sup> Damit verteidigten die Autoren der „Betrachtungen“ die positive Rolle der *Szlachta* in der galizischen Gesellschaft und schufen den Bezugspunkt für ihre künftigen Machtansprüche.

Der Text suggerierte gleichzeitig, dass dieses geschilderte „Arkadien“ durch das Erscheinen der habsburgischen Regierung brutal zerstört worden sei. Das Ende der Adelsrepublik, in der der König nur „der erste Bürger des Vaterlandes“ sei,<sup>75</sup> bedeutete das Ende jahrhundertealter Traditionen, die zuvor Wohlstand und Ehre der gesamten Nation garantiert hätten. Im „goldenen Zeitalter“ der Republik hätten alle Gesellschaftsschichten ihre Pflicht erfüllt, während das Eindringen der neuen Regierung nur Chaos und Unmoral hervorrufe.<sup>76</sup> Der Text warf der Habsburgermonarchie vor, „Fremdlinge“ als Beamte nach Galizien zu schicken, also Menschen, die kein Verständnis für die örtlichen Verhältnisse hätten. Diese „Fremdlinge“ hätten schwere Vorurteile gegen die galizische Bevölkerung gehegt und sie als zivilisationsbedürftige Barbaren und nicht als Gleichwertige betrachtet.<sup>77</sup> Da die neue Regierung kaum Kenntnisse über die Provinz besaß, verschlechterten die gut gemeinten Reformen letztendlich die Situation und ruinierten auf Dauer die lokale Wirtschaft. Darüber hinaus, so die Verfasser, sei die von den Habsburgern unternommene „Zivilisierungsmission“ zum Scheitern verurteilt gewesen, da der Versuch, den Bauern mit dem Rest der Bevölkerung gleichzusetzen, der natürlichen Ordnung der Dinge widersprechen und nur eine der Französischen Revolution ähnliche Katastrophe verursachen würde.<sup>78</sup>

Nach einer langen Liste von Vorwürfen gegen die habsburgische Regierung äußerten die Autoren dennoch ihre Hoffnung, dass der neue Kaiser kooperativer sein und auf ihre Forderungen hören möge.<sup>79</sup> In erster Linie müsse die „Urbarial- und Steuerregulierung“ aufgehoben werden. Die „fremden“ Beamten sollten durch Vertreter der lokalen Magnatenfamilien ersetzt werden.<sup>80</sup> Letztere soll-

71 Vgl. Řezník, Neuorientierung (wie Anm. 67), S. 344.

72 Ernst Traugott von Kortum: Magna Charta von Galizien oder Untersuchung der Beschwerden des galizischen Adels pohlischer Nation über die österreichische Regierung, Jassy 1790, S. 283.

73 Vgl. ebenda, S. 290 f.

74 Ebenda, S. 284 f.

75 Ebenda, S. 294.

76 Vgl. ebenda, S. 312–314.

77 Vgl. ebenda, S. 295.

78 Vgl. ebenda, S. 335.

79 Vgl. ebenda, S. 344.

80 Vgl. ebenda, S. 351 f.



ten praktisch die gesamte Autorität über das Land erhalten, wobei der vom Kaiser ernannte Gouverneur nur als Symbol der Monarchie dienen und eine übergeordnete Kontrollfunktion besitzen solle.<sup>81</sup> Um eine reibungslose Kommunikation zwischen dem Königreich und Wien zu gewährleisten, schlugen die Verfasser die Einrichtung einer separaten Hofkanzlei für Galizien bestehend aus Mitgliedern galizischer Herkunft vor.<sup>82</sup> Die „Betrachtungen“ endeten mit einem weiteren Ausdruck der Hoffnung auf eine positive Lösung der Angelegenheit, aber auch mit einer indirekten Drohung an die Habsburgermonarchie. Der polnische Adlige werde immer gegen seine Unterdrücker kämpfen, wann immer er seiner „Freiheiten“ beraubt werde. Die Grundbesitzer werden nicht zögern, eine Verschwörung gegen die Regierung anzuführen, sollten ihre Stimmen kein Gehör finden.<sup>83</sup>

Das zweite Dokument, die „Charta Leopoldina“, wurde dem Kaiser im September 1790 vorgelegt. Es wurde im Sommer des Jahres von einer Delegation galizischer Adliger vorbereitet, die nach Wien in der Hoffnung gereist waren, das Dokument dem Wiener Hof vorzulegen und Verhandlungen mit der Zentralregierung zu führen.<sup>84</sup> Die „Charta Leopoldina“ signalisierte den Höhepunkt der Beziehungen zwischen dem galizischen Adel und der Habsburgermonarchie im hier untersuchten Zeitraum, da sich die beiden Parteien weder vorher noch nachher so nahe standen, dass sie zu direkten Verhandlungen bereit gewesen wären.

Für die galizischen Magnaten wurde die „Charta“ zum ultimativen Manifest ihrer gesellschaftspolitischen Bestrebungen in ihrem Versuch, ihren Status als indigene Elite zu bekräftigen, die in der Provinz über reale Machtbefugnisse verfügte. Die zukünftige Sonderstellung des galizischen Adels wurde durch die Liste der Grundrechte und Privilegien, zu deren Garantie der Kaiser verpflichtet war, wie die Unverletzlichkeit des Eigentums oder die Bewegungsfreiheit, weiter unterstrichen. Betreffend der Leibeigenen erkannte die „Charta Leopoldina“ ihr Recht auf persönliche Freiheit an, verteidigte aber gleichzeitig das Recht der Grundbesitzer, ihnen nach Belieben Aufgaben zu übertragen. Auch hier wird bezeugt, dass der Bauer ohne die Kontrolle des Grundbesitzers nicht in der Lage sei, produktiv zu arbeiten, und dass die Aufhebung dieser patriarchalischen Beziehung zum Zusammenbruch der Wirtschaft des Landes führen könnte.<sup>85</sup>

Um die Sonderstellung der *Szlachta* zu sichern, legten die Autoren der „Charta“ eine detaillierte Beschreibung der in der Staatsverwaltung gewünschten Vertretungsorgane bei. Die galizischen Adligen sollten als Mitglieder sowohl des Landtags als auch der Bezirksversammlungen an den Staatsangelegenheiten mitwirken. Der Landtag sollte Kompetenzen erhalten, die über die der Diäten in den anderen Kronländern des Reiches hinausgingen, sogar bis hin zur Schaffung eines separaten Zivilgesetzbuchs für Galizien.<sup>86</sup> „Fremde“ Beamte wurden erneut scharf kritisiert und sogar direkt als Feinde verunglimpft. Die Verfasser bestanden darauf, den indigenen Adeligen die Zivilverwaltung über das Land zu übertragen, die diese Aufgaben seit Generationen wahrgenom-

81 Vgl. ebenda, S. 354.

82 Vgl. ebenda, S. 357.

83 Vgl. ebenda, S. 330.

84 Vgl. Reznik, Neuorientierung (wie Anm. 67), S. 374.

85 Vgl. Stanisław Grodziski: Projekt Konstytucji dla Galicji z 1790 r. („Charta Leopoldina“) [Entwurf einer Verfassung für Galizien von 1790 („Charta Leopoldina“)], Kraków 1981, S. 63.

86 Vgl. ebenda, S. 93–95.

men hatten.<sup>87</sup> Die Kompetenzen des Kaisers sollten drastisch eingeschränkt werden. Es gab kaum einem Bereich in der galizischen Politik, in dem der Monarch seine Macht ohne das Eingreifen der Stände vollständig hätte ausüben können.

Gleichzeitig bekräftigte der Text der „Charta“ die volle Anerkennung der Zugehörigkeit Galiziens zum habsburgischen Zepter. Das Land wurde als „eine alte ungarische Provinz“ bezeichnet, womit die „historische“ Rechtfertigung der Ereignisse von 1772 akzeptiert wurde.<sup>88</sup> Die Autoren erkannten ihre Pflicht darin, „stärkere Verbindungen zur herrschenden Dynastie anzustreben“.<sup>89</sup> Im gesamten Text wird der habsburgische Monarch „der König“ genannt, was eine Fortsetzung der Traditionen der *Rzeczpospolita* implizierte. Es wurde den zukünftigen Habsburger Monarchen ebenfalls vorgeschlagen, mit der Krönung auch den Titel des Königs von Galizien und Lodomerien anzunehmen.<sup>90</sup> Um die persönliche Bindung zwischen Wien und Lemberg sicherzustellen, sollten die künftigen Gouverneure aus dem Kreis der habsburgischen Prinzen gewählt werden.<sup>91</sup>

Da die „Charta Leopoldina“ sowohl den Unwillen der *Szlachta*, ihren Status in der galizischen Gesellschaft aufzugeben, als auch die Bereitschaft zu einer Reihe symbolischer Zugeständnisse an die herrschende Dynastie demonstrierte, kann sie als Manifestation einer neuen, „galizischen“ Identität des Provinzadels gelesen werden. Obwohl die *Szlachta* nicht bereit war, die in den Jahrzehnten der Reformen etablierte „habsburgische“ Identität vollständig anzunehmen, zog sie es vor, unter der Wiener Herrschaft zu leben, solange sie die adligen Befugnisse nicht einzuschränken beabsichtigte. Auf diese Weise lehnte die *Szlachta* die „Subalternisierungs“-Komponente der habsburgischen Kolonialstrategie ab, nicht jedoch die Abhängigkeit von der Wiener Regierung insgesamt. Laut Miloš Řezník kann man in dieser Hinsicht von einem „galizischen Patriotismus“ der *Szlachta* sprechen, da sie die staatspolitischen Rahmenbedingungen des Territoriums innerhalb der Habsburgermonarchie akzeptierte.<sup>92</sup> Selbst die letztendliche Ablehnung des Projekts der „Charta Leopoldina“ beendete die „Hybridität“ im Verhältnis zwischen dem galizischen Adel und der habsburgischen Verwaltung nicht.

## Die Napoleonischen Kriege – Interessensabwägungen

Die Bereitschaft der Monarchie, mit der galizischen *Szlachta* zu verhandeln, erwies sich von kurzer Dauer. Unmittelbar nach der Thronbesteigung von Leopolds Sohn, Kaiser Franz II. (I.), entstand ein Dokument mit dem Titel „Prüfung Galiziens, oder freymüthige, aber wahrhaft patriotische und unpartheyliche Abschilderung Galiziens“. Der Verfasser des Dokuments zog es vor, anonym zu bleiben, zahlreiche Hinweise im Text lassen jedoch darauf schließen, dass er zu den höchsten Rängen der Regierung gehörte und das Wohlergehen des Reiches als seine oberste Priorität betrachtete. Der Zweck des Dokuments ähnelte dem des fast zwei Jahrzehnte zuvor verfassten Bericht von Pergens, der den Kaiser über die Verhältnisse und Veränderungen in Ga-

87 Vgl. ebenda, S. 139–143.

88 Vgl. ebenda, S. 123.

89 Ebenda, S. 129.

90 Vgl. ebenda, S. 153.

91 Vgl. ebenda, S. 131.

92 Vgl. Řezník, Programm (wie Anm. 64), S. 757.

lizen informierte, die durch die Reformen der habsburgischen Regierung verursacht wurden. Gleichzeitig sollten Wege aufgezeigt werden, wie die wirtschaftliche und gesellschaftliche Lage des Königreichs verbessert werden könnte.

Das allgemeine Narrativ in Bezug auf Galizien und die galizische *Szlachta* im Besonderen blieb im Wesentlichen gleich. Einerseits äußerte der Autor sein Mitgefühl für den lokalen Adel als auch das „einfache Volk“ und kritisierte die Agrarreformen der 1770er und 1780er Jahre scharf. Seiner Meinung nach führte die Aufhebung der Leibeigenschaft zur Verarmung der Provinz, da sie das traditionelle Wirtschaftssystem ruinierte, ohne tragfähige Alternativen zu bieten.<sup>93</sup> Er schlug sogar die Wiedereinführung der Leibeigenschaftspflichten in Form eines „freiwilligen Übereinkommens“ zwischen dem Grundbesitzer und dem Bauern vor, wobei die Regierung der Garant für Gerechtigkeit sein sollte.<sup>94</sup> Auch die harschen Beschreibungen des örtlichen Adels als „barbarisch“ oder „wild“ werden vermieden. Im gesamten Text erwähnt der Autor mehrfach die „enge[n] und natürliche[n] Bände“ zwischen *Szlachta* und Bauerntum, die vor den Teilungen zum Vorteil beider Parteien bestanden hätten.<sup>95</sup> Er erinnert an zahlreiche Fälle, in denen die *Szlachta* den Leibeigenen in Zeiten der Not selbstlos Hilfe geleistet habe.<sup>96</sup> Andererseits verleitete die mildere Haltung gegenüber dem galizischen Adel den Autor nicht zu dem Wunsch, diesem im Regierungssystem des Königreichs „eine Stimme zu geben“. Der Autor glaubte fest daran, dass nur das Vertrauen in die Habsburgermonarchie eine friedliche und wohlhabende Zukunft Galiziens garantieren könnte. Sollte die Aristokratie eine Meinungsverschiedenheit demonstrieren oder gegen die Zentralregierung revoltieren, könnten im Land Chaos und Gewalt ausbrechen, ähnlich wie im revolutionären Frankreich.<sup>97</sup> In einer eher absolutistischen Monarchie, regiert von einem weisen Kaiser, sei keine Teilung der Autorität erlaubt. Nirgendwo im Text erwähnt der Autor die Gewährleistung von besonderen „Freiheiten“ oder Rechten gegenüber der *Szlachta*. Stattdessen bestand der Verfasser darauf, dass sich die *Szlachta* dem „Gefühl des zärtlichst sorgenden Vatersherzes“ des Kaisers unterwerfen sollte, da es ihre einzige Möglichkeit für eine erfolgreiche Fortexistenz darstellen würde.<sup>98</sup> Galizien wird im Text direkt als „die jüngste Tochter“ der Monarchie bezeichnet, die „besondere landesväterliche Obhut“ der Zentralregierung verdiene.<sup>99</sup> Anhand des Narrativs kann man durchaus die Beharrlichkeit der Idee der „Zivilisierungsmission“ der vergangenen Jahrzehnte erkennen. Nur wurde die galizische *Szlachta* hier nicht wie „Barbaren“ oder „wilde Tiere“ dargestellt, die gezähmt werden mussten, sondern eher als Kinder betrachtet, die Disziplin, aber auch Mitgefühl erfordern. Allerdings wäre die *Szlachta* als „Kind“ der Monarchie weiterhin aller größeren Entscheidungsbefugnisse beraubt. Auf diese Weise bestand der Autor weiterhin auf einer „Subalternisierung“ der *Szlachta*, auch wenn sich seine Argumentation von der seiner Vorgänger unterschied.

93 Vgl. Prüfung Galiziens, oder Freymüthige, aber wahrhaft Patriotische und unpartheyliche Abschilderung Galiziens, in: Österreichisches Staatsarchiv, Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Hausarchiv, Kabinettsarchiv, Kaiser-Franz-Akten, Ktn. 10, Nr. 1, S. 14.

94 Vgl. ebenda, S. 89.

95 Ebenda, S. 7.

96 Vgl. ebenda, S. 31.

97 Vgl. ebenda, S. 78.

98 Ebenda, S. 49.

99 Ebenda, S. 157.

Der Text der „Prüfung“ wurde in keinem offiziellen Dekret direkt erwähnt, aber die Politik von Franz II. (I.) folgte sicherlich dem Muster der „Subalternisierung“ der *Szlachta*, indem sie ihr die „Stimme“ entzog. Das kann unmittelbar nach 1795 beobachtet werden, als das sogenannte Westgalizien von der Habsburgermonarchie erworben wurde. Der örtliche Adel erließ 1796 seine Anliegen an den Kaiser, die zwar im Ton viel bescheidener waren, sich aber inhaltlich nicht wesentlich von der „Charta Leopoldina“ unterschieden. Die vorgelegten Ansprüche sollten den Kaiser dazu bewegen, die Unverletzlichkeit ihres Eigentums, ihrer Freiheiten, ihrer Privilegien und ihrer Beteiligung an der lokalen Verwaltung zu garantieren.<sup>100</sup> Die Dokumente wurden jedoch von der Wiener Regierung weitgehend ignoriert. Die einzige Antwort, die die *Szlachta*-Delegierten vom Kaiser erhielten, war ein in der „Gazeta Krakowska“ erlassenes Dekret, in dem die Einberufung des örtlichen Landtags „auf die Zeiten, in denen die Bewohner Westgaliziens an die Herrschaft der Habsburger gewöhnt sind“, verschoben wurde. Der Gebrauch der lateinischen und polnischen Sprache war nur in Verbindung mit Deutsch erlaubt, und den Polen wurden nur niedrigere Positionen in der örtlichen Verwaltung und den Gerichten in Aussicht gestellt.<sup>101</sup> Auf diese Weise demonstrierte die Zentralregierung, dass sie sich in Zeiten anhaltender Instabilität gegen das Eingehen von Risiken entschied, und eben auch gegen die Gewährung von Zugeständnissen gegenüber der lokalen Eliten. Der andauernde Krieg mit Frankreich bot offenbar kein geeignetes Umfeld für gesellschaftspolitische Experimente.

Während der Napoleonischen Kriege wurde die Vereitelung der Gefahr von Verschwörungen mit Frankreich, die auf die Auferstehung des polnischen Staates abzielten, zu einem Hauptanliegen der drei Teilungsmächte. In der Habsburgermonarchie wurden unterschiedliche Ansätze verfolgt, um den galizischen Adel in Treue zu halten. Aus einer postkolonialen Perspektive betrachtet könnte man sagen, dass das Reich eine ambivalente Haltung gegenüber seinen galizischen Untertanen hatte. Nach Bhabha sind Kolonisatoren gezwungen, gegenüber den Subjekten, die sie zu „zivilisieren“ versuchen, eine ambivalente Position einzunehmen. Für den, dass die Kolonisierten ihren Kolonisatoren gleichgestellt werden, würde dies unweigerlich zu einer Auflehnung gegen die Kolonisationsmacht führen.<sup>102</sup> Im Falle Galiziens mündete diese Gefahr in inkonsistente Strategien bei der Integration der *Szlachta* in die kaiserliche Armee. Einerseits war es unmöglich, die galizische Bevölkerung vollständig vom Militärdienst auszuschließen, da die Einwohner der Provinz fast ein Fünftel der Gesamtbevölkerung ausmachten.<sup>103</sup> Die Bedeutung des polnischen Adels als soziale und demografische Kraft sollte mit der Gründung des Herzogtums Warschau im Jahr 1807 voll zum Ausdruck kommen. Die Regierung der Monarchie glaubte, dass die Schaffung polnischer Militäreinheiten nicht nur die Armee stärken würde, sondern die Rekrutierung polnischer Freiwilliger in großen Mengen eine aufrührende Wirkung haben könnte. Man war fest davon überzeugt, dass es für die Truppen des Herzogtums demoralisierend

100 Vgl. Stanisław Grodziski: *Postulaty szlachty Galicji Zachodniej z okazji hołdy w 1796 roku* [Die Forderungen des Adels Westgaliziens anlässlich der Huldigung im Jahr 1796], in: *Czasopismo Prawno-Historyczne* 20 (1968), S. 81–93, hier S. 87–92.

101 Vgl. Tadeusz Mencel: *Galicja Zachodnia 1795–1809. Studium z dziejów ziem polskich zaboru austriackiego po III rozbiórce* [Westgalizien 1795–1809. Eine Untersuchung zur Geschichte der polnischen Gebiete unter österreichischer Herrschaft nach der dritten Teilung], Lublin 1976, S. 66.

102 Vgl. Bhabha, *Location* (wie Anm. 65), S. 86.

103 Vgl. Baczkowski, *W służbie Habsburgów* (wie Anm. 49), S. 12 f.

sein würde, ihre ehemaligen Landsleute in der feindlichen Armee zu sehen.<sup>104</sup> Allerdings wurde die Schaffung separater polnischer Einheiten als riskant angesehen. Die *Szlachta* wurde für potenziell illoyal gehalten, insbesondere vom Präsidenten des Hofkriegsrates, Erzherzog Karl. Dieser glaubte, dass durch die Schaffung separater Korps das „Polnischsein“ als ideologisches Konzept wiederbelebt würde, und so den Zusammenhalt des Reiches bedrohen würde.<sup>105</sup> Indem das Habsburgerreich den Status der *Szlachta* in den militärischen Formationen erhöhte (und sie dadurch als würdige Untertanen der Monarchie oder zumindest „zivilisiert“ genug anerkannte), würde es diese ermächtigen in den direkten Widerstand zu treten, was in Kriegszeiten besonders gefährlich wäre. Infolgedessen wurde die Schaffung polnischer Einheiten begrenzt. Im Vorfeld war eine heftige Diskussion darüber entfacht worden, ob ein neues Korps oder Regiment überhaupt einen ausgeprägten „polnischen“ Charakter haben sollte. Die Bildung eines vierten polnischen Ulanenregiments im Jahr 1813 fand große Unterstützung, nachdem klar wurde, dass der Krieg gegen Napoleon gewonnen werden konnte und die Risiken eines Aufstands in Galizien als minimiert eingestuft wurden.<sup>106</sup>

Aber wie berechtigt waren die Befürchtungen der Habsburgermonarchie? Nach mehreren Jahrzehnten habsburgischer Herrschaft lassen sich die Loyalität und der Patriotismus der galizischen *Szlachta* nur schwer beurteilen. Einerseits haben die Reformen am Ende des 18. Jahrhunderts sowie die Zerstörung jahrhundertealter wirtschaftlicher und politischer Strukturen, die wahrgenommene Unterdrückung durch „fremde“ Beamte und deren Missachtung der örtlichen Gegebenheiten sowie die Beschneidung der „Freiheiten“ der *Szlachta* den Adel irritiert. Andererseits mangelte es unter den Polen sicherlich nicht an Freiwilligen für die französische Armee, die aus der habsburgischen Armee desertiert hatten. Gleichzeitig wurde, insbesondere seitens der reichen Landbesitzer erkannt, dass die Teilnahme am Krieg auf Seiten Napoleons und des Herzogtums Warschau keine schnelle Lösung der eigenen Probleme bot. Das Rechtssystem des Herzogtums, basierend auf dem *Code Napoléon*, unterschied sich wesentlich von demjenigen, das in Polen-Litauen vor den Teilungen Bestand hatte. Der *Szlachta* war es bewusst, dass es keine Rückkehr der alten Adelsrepublik und der damit verbundenen „Freiheiten“ geben wird, selbst wenn das Herzogtum Warschau den Krieg überleben und zur Keimzelle eines wiederauferstehenden polnischen Staates verwandeln sollte. Darüber hinaus schuf die Verfassung des Herzogtums die Leibeigenschaft ausdrücklich ab, was für die Grundbesitzer Galiziens den Verlust ihre Haupteinkommensquelle bedeutete.<sup>107</sup> Eine solche Maßnahme war nicht einmal in der „aufgeklärten“ Verfassung Polen-Litauens vom 3. Mai 1791 enthalten.<sup>108</sup>

Seit dem Kościuszko-Aufstand von 1794 waren die galizischen Adligen der Massenaufstände überdrüssig.<sup>109</sup> Aus diesem Grund zögerten viele Adlige, eindeutige Position zu ergreifen, solange

104 Vgl. ebenda, S. 61.

105 Vgl. ebenda, S. 75.

106 Vgl. ebenda, S. 29.

107 Vgl. Jarosław Czubyty: The Attitudes of the Polish Political Elite towards the State in the Period of the Duchy of Warsaw, 1807–1815, in: Michael Rowe (Hrsg.): Collaboration and Resistance in Napoleonic Europe, Basingstoke 2003, S. 169–185, hier S. 173 f.

108 Vgl. Jerzy Lukowski: Disorderly Liberty. The Political Culture of the Polish-Lithuanian Commonwealth in the Eighteenth Century, London u. a. 2010, S. 227.

109 Vgl. Řezník, Neuorientierung (wie Anm. 67), S. 451.

der Ausgang der Auseinandersetzung ungewiss war. Die Ereignisse von 1809 veranschaulichen diese Haltung gut: Als die Truppen von dem Herzogtum unter der Führung von Józef Ponia-towski, dem Neffen des letzten Königs Stanisław II. August, große Teile Galiziens, einschließlich der Hauptstadt Lemberg, besetzten, wurden sie zunächst mit Freude aufgenommen. Viele Einwohner Lembergs begrüßten die Truppen bei ihrem Einzug in die Stadt, dennoch verhielt sich die Bevölkerung und insbesondere die *Szlachta* eher passiv gegenüber dem Wiederaufbau des polnischen Staates.<sup>110</sup> Selbst als das Reich am schwächsten war, kam es zu keinem nennenswerten antiösterreichischen Aufstand.

Die mangelnde Bereitschaft der galizischen *Szlachta*, sich an einem offenen Aufstand gegen die Metropole zu beteiligen, beruhte darauf, dass sich die Mehrheit in ihrer Haltung gegenüber den beiden Kriegsparteien eigennützig verhielt. Davon zeugen die von der habsburgischen Regierung in Galizien durchgeführten Aktionen zur Spendensammlung: Die erste Aktion fand 1796 statt und erwies sich zumindest als erfolgreiche Propagandakampagne. Nachfolgende Aktionen wurden von der *Szlachta* viel weniger unterstützt. Dies dürfte auf Veränderungen in der öffentlichen Meinung hindeutete, die durch die militärischen Siege Napoleons und die damit verbundenen Hoffnungen verursacht wurden. Im Jahr 1814, als die Niederlage Napoleons offensichtlich wurde, begann die Bevölkerung Galiziens wieder mit Begeisterung zu spenden, sodass die gespendeten Summen in den Jahren 1814 und 1815 höher waren als je zuvor. Viele Adlige nutzten dies als Gelegenheit, ihre Loyalität gegenüber der Monarchie auszudrücken.<sup>111</sup> Mit der Niederlage Napoleons musste das Verhältnis zwischen dem habsburgischen Herrscher und den lokalen Eliten wiederhergestellt werden. Die Loyalitätskundgebung gegenüber dem Kaiser war für die galizische *Szlachta* eine Möglichkeit, ihre Positionen in der Provinz zu sichern, auch wenn keine Hoffnung auf Wiedergewinnung aller Privilegien bestand, die sie vor den Teilungen Polen-Litauens besessen hatten.

Nach Kriegsende eroberte Österreich Teile Galiziens zurück. Die Jahre des Konflikts hatten die Fragilität der Lage im Königreich offengelegt. Das Ziel, die galizische *Szlachta* durch harte und riskante Reformen zu perfekten Subjekten des Kaisers zu machen, erwies sich als unerreichbar. Dennoch war es immer noch möglich, den lokalen Adel durch moderate Beschwichtigungen loyal zu halten. Anstelle einer harten Homogenisierungspolitik erlebte das Königreich in den folgenden Jahren eine vorsichtige „polnische Renaissance“ mit der Gründung von Institutionen wie dem „Ossolineum“ und der Wiederzusammenkunft des galizischen Landtags im Jahre 1817, Jahrzehnte nach dessen Auflösung.<sup>112</sup>

Keine Partei konnte somit ihre Ambitionen vollständig befriedigen. Die habsburgische Administration musste ihre Reformpläne aufgeben, die Galizien zu einem vorbildlichen Kronland der aufgeklärten Monarchie machen sollten. Insbesondere musste sie auf die Umsetzung einer allumfassenden „Zivilisierungsmission“ verzichten, die den Charakter des galizischen Adels völlig verändert hätte. Gleichwohl gelang es der Monarchie, eine langfristige absolutistische Verwaltung in Galizien zu etablieren und das Land vor Versuchen der lokalen Aristokratie, die „Adelsrepublik“ wieder auf-

110 Vgl. Tyrowicz, *Galicja* (wie Anm. 66), S. 145 f.

111 Vgl. Baczkowski, *W służbie Habsburgów* (wie Anm. 49), S. 98–102.

112 Vgl. Vushko, *The Politics of Cultural Retreat* (wie Anm. 44), S. 101 f.



leben zu lassen, zu schützen. Der galizischen *Szlachta* wiederum gelang es nicht, diejenige „Hybridität“ in der Politik, auf die sie mit den Petitionen Anfang der 1790er Jahre abzielte, zu etablieren. Allerdings gab auch die Zentralregierung ihre Versuche einer völligen „Subalternisierung“ der *Szlachta* auf. Den Adelsfamilien wurde die Beibehaltung eines Großteils ihres Reichtums und ihrer Lebensweise ermöglicht, indem sie die Josephinischen Reformen teilweise rückgängig machte.<sup>113</sup> Der galizische Adel wurde von den „fremden“ Eliten weder ausgelöscht noch aufgelöst. Die *Szlachta* breitete im Gegenteil ihren Einfluss weiterhin indirekt auf die Provinz aus, indem sie habsburgische Beamte aufnahm und diese manchmal bereits eine Generation später polonisierte.<sup>114</sup> Diese kontinuierliche Präsenz auf der gesellschaftlichen Agenda führte dazu, dass Waclaw Zaleski 1848 erster polnischer Gouverneur von Galizien geworden ist und die galizische Aristokratie in den folgenden Jahrzehnten institutionelle Kompetenzen in der Provinzverwaltung wiedererlangte.

## Fazit

In den Jahren 1772 bis 1815 kam es in der Geschichte Galiziens zur Entstehung, Entwicklung und schließlich zum (zumindest teilweisen) Niedergang zweier Diskurse, die aus postkolonialer Perspektive untersucht werden können: erstens, dem der Hegemonialmacht (Habsburgermonarchie) und zweitens dem der Einheit, die die Monarchie übernommen hat (die früher gesellschaftlich und politisch bestimmende galizische *Szlachta*). Trotz ihres Antagonismus überschneiden sich beide Diskurse in vielerlei Hinsicht. Die galizische *Szlachta* selbst ist als Kolonisor des ehemaligen Rotrutheniens (einschließlich Galiziens) anzusehen, da sie dort seit dem 13. Jahrhundert aktiv die Ausbeutung der einheimischen ruthenischen bzw. ukrainischen Bevölkerung entlang sozialer und ethnischer Grenzen Unterdrückung betrieben hatte.<sup>115</sup> So glaubten sowohl die örtliche Aristokratie, als auch die habsburgische Regierung an die Durchführung ihrer eigenen „Zivilisierungsmissionen“ in Galizien und erachteten ihre Methoden der Landverwaltung als den einzigen Weg zum Wohlstand. Beide Protagonisten vertraten ihre eigenen Wertesysteme, die zu Kernstücken ihrer jeweiligen politischen Ideologien wurden. Im Fall der Habsburgermonarchie war dies der Diskurs, der sich den Idealen einer aufgeklärten Regierungsführung verschrieb, verbunden mit den Prozessen der Staatszentralisierung und der Beseitigung der Allmacht der *Szlachta* aus der politisch-sozialen Struktur des Landes. Der galizische Adel propagierte dagegen die „Freiheiten“ der *Szlachta* und das Ideal einer Adelsrepublik. Ersterer lässt sich unmittelbar in den Texten der habsburgischen Patente und Verordnungen lesen, die sich an die Bevölkerung Galiziens richteten. Gleiches gilt für die Berichte über die inneren Verhältnisse des Landes und die Reformprojekte, die auf eine Verbesserung dieser Verhältnisse abzielten. Darin war die Haltung gegenüber dem ehemaligen Adel der *Rzeczpospolita* entweder antagonistisch, wenn man ihm die schlechte Lage Galiziens im Jahr 1772 zum Vorwurf machte, oder paternalistisch, wenn man ihn als „Kinder“ der weisen Monarchie darstellte, die einer angemessenen Führung und Kontrol-

113 Vgl. Glassl, *Einrichtungswerk* (wie Anm. 40), S. 112.

114 Siehe Isabel Röska-Rydel: *Zwischen Akkulturation und Assimilation. Karrieren und Lebenswelten deutsch-österreichischer Beamtenfamilien in Galizien (1772–1918)*, München 2015.

115 Vgl. Klemens Kaps, Jan Surman: *Postcolonial or Post-Colonial? Post(-)colonial Perspectives on Habsburg Galicia*, in: *Historyka. Studia Metodologiczne* XLII (2012), S. 7–35, hier S. 24.



le bedurften. Die Argumente der *Szlachta* wiederum spiegelten sich in zahlreichen Petitionen und Ansprachen an den Thron wider. In diesen versuchte der lokale Adel seine beherrschende Stellung in Galizien mit Verweis auf die jahrhundertealten Traditionen der Staatsführung in der *Rzeczpospolita* sowie seine angeborenen Tugenden zu rechtfertigen. Diese hätten angeblich zu den nahezu vollkommenen Bedingungen im ehemaligen polnisch-litauischen Staat geführt, die dann durch die groben Eingriffe ausländischer Beamter zerstört worden seien. Gleichzeitig zeigte sich die *Szlachta* nie wirklich zu einer direkten Konfrontation mit Wien bereit. Vielmehr war ihr daran gelegen, an einem neuen, hybriden Regierungssystem mitzuwirken. In diesem System wollte sie gleichberechtigte Partnerin des ausländischen Regimes bei der Landverwaltung werden und ihre dominanten Stellungen sichern, während sie die Macht des Kaisers voll anerkannte.

Diese Diskurse hatten unmittelbaren Einfluss auf die Ereignisse der hier untersuchten Jahrzehnte. Nach 1772 begann die habsburgische Regierung mit Versuchen, der galizischen *Szlachta* ihre Entscheidungsfreiheit zu entziehen und sie in eine subalterne Position zu zwingen, indem sie radikale Reformen ohne Rücksicht auf die Interessen der *Szlachta* durchführte. Dies führte zu großer Unzufriedenheit unter den galizischen Adligen, die nicht bereit waren, ihre bisher dominierende Positionen in der galizischen Gesellschaft aufzugeben und zu „kolonisierten Koloniatoren“ degradiert zu werden. Als sich die inneren und äußeren Bedingungen innerhalb des Reiches änderten und die habsburgische Regierung gezwungen war, ihre Politik gegenüber den lokalen Eliten in verschiedenen Provinzen zu überdenken, nutzte der galizische Adel die Gelegenheit, sich wieder als herrschende Elite des Landes zu etablieren. Man kann nur spekulieren, wohin die Verhandlungen über die „Charta Leopoldina“ geführt hätten, wenn nicht der plötzliche Tod Leopolds II. und die weitere Eskalation des Krieges in Europa diese unterbrochen hätten. Allein die Tatsache, dass die habsburgische Regierung sich bereit erklärte, die Forderungen der *Szlachta* anzuhören und in Wien darüber zu verhandeln, ist ein Beweis dafür, dass sie sich in Galizien nicht mehr so sicher fühlte wie in den 1770er und 1780er Jahren.

Die Napoleonischen Kriege bewogen sowohl die Habsburgermonarchie als auch die galizische *Szlachta* ihre Positionen zu überdenken. Für das Reich waren radikale Reformen oder riskante Transformationen zu diesem Zeitpunkt unmöglich. Das Hauptziel bestand darin, Erfolge auf dem Schlachtfeld durch Sicherheit und Stabilität in den Kronländern herbeizuführen. Dies zwang die habsburgische Regierung zu einer ambivalenten Haltung gegenüber ihren galizischen adligen Untertanen. Einerseits konnten diese als gesellschaftspolitische Kraft nicht ignoriert werden, andererseits stellte ihr aktives Engagement in den Streitkräften ein grundsätzliches Risiko dar, da sie das Reich verraten und sich dem Feind anschließen konnten, um einen eigenständigen polnischen Staat auf der Grundlage des Herzogtums Warschau wiederaufzubauen. Infolgedessen verfolgte die Habsburger Monarchie keine konsequente Politik der Annäherung, sie befürchtete, dass Zugeständnisse den gegenteiligen Effekt haben und den Adel in seinen antihabsburgischen Bestrebungen bestärken könnten.

Gleichzeitig erwies sich die Gefahr einer Revolte der *Szlachta* gegen die Zentralmacht in Kriegzeiten als übertrieben. Der galizische Adel seinerseits verfolgte im Großen und Ganzen einen pragmatischen Kurs gegenüber den Habsburgern und hielt sich lieber an den kompromissorientierten Diskurs der frühen 1790er Jahre. Eine mögliche Vereinigung mit dem postrevolutionären

napoleonischen Frankreich wurde für die *Szlachta* im Hinblick auf ihr soziales und wirtschaftliches Wohlergehen als zu riskant angesehen. In diesem Sinne waren die galizischen Adligen im Moment der absehbaren Niederlage Frankreichs, indem sie ihre Loyalität gegenüber Wien ausdrückten, eher opportunistisch eingestellt.

Am Ende dieser Entwicklung erreichten das Reich und der galizische Adel einen gewissen Konsens. Die Monarchie verzichtete auf ihre Versuche, die allumfassende „Zivilisierungsmission“ umzusetzen und den galizischen Adel vollständig zu entrechten. Die *Szlachta* ihrerseits stimmte der Duldung der habsburgischen Regierung zu, da eine Wiederbelebung der Adelsrepublik sich als unrealistisch herausgestellt hatte und die einzige Alternative zur Wiener Herrschaft darin bestand, sich der Herrschaft St. Petersburgs zu unterstellen. Die hier untersuchten Narrative durchliefen somit einen grundlegenden Wandel. Die angebliche Rückständigkeit Galiziens sowie das „Goldene Zeitalter“ Polen-Litauens wurden bis zum Schicksalsjahr 1918 und sogar darüber hinaus nostalgisch aufgegriffen. Dazu ist die ambivalente Position des galizischen – und im weiteren Sinne des polnisch-litauischen – Adels als gleichzeitig unterdrückender Kolonisator in annektierten Gebieten und unterdrückte Elite eines aufgelösten Staates bis heute Gegenstand hitziger Diskussionen in ganz Mitteleuropa.

Somit lassen sich zentrale postkoloniale Konzepte, Ideen und Theorien auf die Beziehung zwischen der galizischen Aristokratie und der habsburgischen Verwaltung anwenden. Daher könnte die Forschung zu den ersten Jahrzehnten der habsburgischen Herrschaft in Galizien von der Fruchtbarmachung postkolonialer Theorie und Diskursanalyse profitieren. Ein vollständigeres Bild von Galizien in dieser Zeit könnte dadurch gewonnen und das pauschale Urteil, wonach die galizische Gesellschaft (nur) als Objekt der imperialen Agenda ohne jegliche eigene *agency* anzusehen sei, vermieden werden. Darüber hinaus könnte ein solcher Ansatz für den Zeitraum zwischen 1772 und 1815 durchaus relevant sein, um die Forschungslücke in Bezug auf das Ende des 18. und den Anfang des 19. Jahrhunderts in der Geschichte Mitteleuropas zu schließen, insbesondere unter Einbeziehung der lokalen Eliten in den verschiedenen Regionen des multiethnischen Reiches.

## Oleksandra Krushynska

Institut für Osteuropäische Geschichte, Universität Wien,  
e-mail: oleksandra.krushynska@univie.ac.at

Historikerin; Forschungsschwerpunkte: Geschichte der Habsburgermonarchie, Geschichte des Kolonialismus in Ostmitteleuropa, Geschichte Galiziens; Publikationen: Strategies of the „civilizing mission“ of the Habsburg government in Galicia after the First Partition of Poland, in: *Galicja. Studia i materiały* 11 (2024), S. 533–548, „Beschreibung der Königreiche Galizien und Lodomerien“ von Graf von Pergen – eine Quellenanalyse aus postkolonialer Perspektive, in: Christoph Augustynowicz, Dietlind Hüchtker, Börries Kuzmany (Hrsg.): *Perlen geschichtswissenschaftlicher Reflexion. Östliches Europa, sozialgeschichtliche Interventionen, imperiale Vergleiche, Göttingen*, S. 87–92.

Benedikt Stimmer

## Diglossie als „koloniales“ Machtverhältnis?

### Sprache und „aufgeklärte“ Herrschaft in den preußischen und den habsburgischen Teilungsgebieten Polens um 1800

**Abstract:** Governance in the Polish territories, which became part of the Hohenzollern and Habsburg monarchies between 1772 and 1795, was accompanied by a rapid increase in the importance of the German language, particularly with regard to administrative domains. Beyond oversimplified buzzword diagnoses („Germanisation“), the article asks to what extent this diglossia, understood as a discursively constituted power relationship, can also be described as *colonial* – and hence what added value can be provided by a postcolonial perspective on language relations around 1800. While the reciprocal entanglements between narratives of civilisation and language attitudes are emphasised, in particular the implied connection between multilingualism and social backwardness, the complexity of diglottic relations often eludes reductionist evaluations. At the same time, an Enlightenment-rationalist notion of progress promoted the discursive reassessment of the phenomenon of language: Practices of multilingualism thus transformed into an increasingly differentiated coexistence of (individual) languages, clearly separated from one another.

**Keywords:** Sprache, Aufklärung, Preußen, Polen, Habsburgermonarchie, Kolonialismus

Fragen nach dem kolonialen Moment der Teilungen Polen-Litauens im ausgehenden 18. Jahrhundert scheinen sich bei einer Beschäftigung mit den preußischen und den habsburgischen Teilungsgebieten insofern aufzudrängen, als bereits von den Zeitgenossen selbst auffallend häufig Analogien zu kolonialer Inbesitznahme bemüht wurden. Als weithin bekannt können die Äußerungen Friedrichs II. (1712–1786) gelten, der auch im Sinne einer bewussten kommunikativen Strategie gegenüber seinen französischen Korrespondenzpartnern das preußische Teilungsgebiet als rückständiges „Kanada“ und seine Einwohner als „Irokesen“ Europas bezeichnete.<sup>1</sup> Ähnliche Deutungen lassen sich indes ebenso in unterschiedlichen Druckschriften finden, vor allem in Reiseberichten und statistischen Landesbeschreibungen: So erschien dem seit 1787 als Professor an der Universität Lemberg tätigen Naturforscher Balthasar Hacquet (1739/40–1815) bei seiner Bereisung der nordöstlichen Karpaten die Provinz Galizien etwa als „eine neuentdeckte Insel für die österreichischen Staaten“,<sup>2</sup> und für den ursprünglich aus Nordwestdeutschland stammenden Bromberger Justizbeamten August Carl Holsche (1749–1830) ließ sich ein spezifischer „Nationalcharakter“ sei-

1 Zit. nach Hans-Jürgen Bömelburg: Friedrich II. zwischen Deutschland und Polen. Ereignis- und Erinnerungsgeschichte, Stuttgart 2011, S. 91.

2 Balthasar Hacquet: Hacquet's neueste physikalisch-politische Reisen in den Jahren 1791, 92 und 93 durch die Dacischen und Sarmatischen oder Nördlichen Karpathen. Dritter Theil, Nürnberg 1794, S. VII; zu Hacquet auch Benedikt Stimmer: Appropriationsraum Karpaten. Balthasar Hacquet und das josephinische „Blickregime“, in: Spiegelungen. Zeitschrift für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas 16 (2021), H. 1, S. 11–19.

nes sozialen Umfelds im südlichen Westpreußen „so wenig bestimmen, als in Nordamerica, es ist gleichsam ein Colonistenland, wo Gutes und Böses unter einander vermischt ist.“<sup>3</sup>

In der Forschung wurde dieser koloniale Blick auf das östliche Europa im Allgemeinen und (das geteilte) Polen im Speziellen vor dem Hintergrund einer neuen Ost-West-Opposition, wie sie um 1800 sukzessive an die Seite der traditionellen mentalen Unterteilung Europas in nördliche und südliche Länder trat, seit dem *spatial turn* der 1990er Jahre in extenso thematisiert.<sup>4</sup> Bis heute stehen hinsichtlich der Konstitution kultureller Raumordnungen und ihrer diskursiven, sozialen und machtpolitischen Implikationen insbesondere Reiseberichte häufig im Fokus, scheinen diese doch dazu prädestiniert, „durch fortlaufende Wiederholungen der immer gleichen, klar voneinander abgegrenzten Bilder des Eigenen und Fremden kulturelle Kontingenz in vermeintliche Evidenz zu transformieren.“<sup>5</sup> Der Vorwurf der publizistischen Ausschlachtung liegt dabei vielfach nahe – das gilt im Besonderen für die Galizienberichte, die zentrale Aspekte von Karl Emil Franzos' (1848–1904) „Halb-Asien“ schon im ausgehenden 18. Jahrhundert vorwegnahmen<sup>6</sup> –, er greift jedoch analytisch zu kurz: Als Reformdispositiv bildete die vorgefundene „Rückständigkeit“ schließlich die entscheidende Legitimationsgrundlage für einen die traditionellen Strukturen überformenden Verwaltungsaufbau,<sup>7</sup> war als aufklärerische Wahrnehmungskategorie im Kontext des Souveränitätswechsels nach 1772 – und eingeschränkt auch nach 1793/95 – mit hin zentraler Teil einer kommunikativen Erzeugung von Herrschaft.<sup>8</sup> Folgerichtig erscheint denn auch die Feststellung, wonach die Mitte der 1780er Jahre einsetzenden Galizien Darstellungen stark an einen bestehenden Beamtendiskurs anknüpften, insgesamt also einen „weniger

3 August Carl Holsche: Der Netzedistrikt. Ein Beytrag zur Länder- und Völkerkunde mit statistischen Nachrichten, Königsberg 1793, S. 258.

4 Vgl. immer noch Larry Wolff: *Inventing Eastern Europe. The Map of Civilization on the Mind of the Enlightenment*, Stanford, CA 1994; zur allmählichen Verfestigung mentaler Kategorien von „Ost“ und „West“ im frühen 19. Jahrhundert auch Bernhard Struck: *In Search of „the West“. The Language of Political, Social and Cultural Spaces in the Sattelzeit, from about 1770 to the 1830 s*, in: Riccardo Bavaj, Martina Steber (Hrsg.): *Germany and „the West“. The History of a Modern Concept*, New York u. a. 2015, S. 41–54.

5 Birgit Neumann: *Imaginative Geographien in kolonialer und postkolonialer Literatur. Raumkonzepte der (Post-) Kolonialismusforschung*, in: Dies., Wolfgang Hallet (Hrsg.): *Raum und Bewegung in der Literatur. Die Literaturwissenschaften und der Spatial Turn*, Bielefeld 2009, S. 115–138, hier S. 119.

6 Vgl. grundlegend Maria Klaska: *Daleko od Wiednia. Galicja w oczach pisarzy niemieckojęzycznych 1772–1918* [Fern von Wien. Galizien in den Augen deutschsprachiger Autoren 1772–1918], Kraków 1991, S. 25–45; zum spezifischen Rezeptionskontext des großstädtischen Wiens auch Norbert Christian Wolf: *Glanz und Elend der Aufklärung in Wien. Voraussetzungen – Institutionen – Texte*, Wien u. a. 2023, S. 160–211.

7 Vgl. Klemens Kaps: *Kulturelle Vorstellungswelten der Politischen Ökonomie. Bilder des habsburgischen Ostens im kameralistischen Diskurs zwischen den Wendejahren 1683 und 1815*, in: Christoph Augustynowicz, Agnieszka Pufelska (Hrsg.): *Konstruierte (Fremd-)Bilder. Das östliche Europa im Diskurs des 18. Jahrhunderts*, Berlin u. a. 2017, S. 179–199, hier S. 190–198; ausführlich auch Hans-Jürgen Bömelburg: *Inklusion und Exklusion nach der Ersten Teilung Polen-Litauens. Die österreichische, preußische und russländische Regierungspraxis in Galizien, Westpreußen und den weißrussischen Gouvernements Polack und Mahilëu im Vergleich (1772–1806/07)*, in: Ders., Andreas Gestrich u. a. (Hrsg.): *Die Teilungen Polen-Litauens. Inklusions- und Exklusionsmechanismen – Traditionsbildung – Vergleichsebenen*, Osnabrück 2013, S. 171–200. Dass sich die „normative Integrationspolitik“ der Habsburger- und der Hohenzollernmonarchie von der Regierungspraxis in den russländischen Westgouvernements zunächst auffallend unterschied, betont ebenso Jörg Ganzenmüller: *Russische Staatsgewalt und polnischer Adel. Elitenintegration und Staatsaufbau im Westen des Zarenreiches (1772–1850)*, Köln u. a. 2013, S. 376–382.

8 Vgl. Helga Schnabel-Schüle: *Herrschaftswechsel. Zum Potential einer Forschungskategorie*, in: Dies., Andreas Gestrich (Hrsg.): *Fremde Herrscher – fremdes Volk. Inklusions- und Exklusionsfiguren bei Herrschaftswechseln in Europa*, Frankfurt a. M. u. a. 2006, S. 5–20, hier S. 7–9.

performativ[en] denn reproduktiv[en]“ Charakter trugen<sup>9</sup> und Alteritätskonstruktionen in erster Linie öffentlichkeitswirksam popularisierten.

Ein Aspekt, der in diesem Zusammenhang selten explizit gemacht und bis heute stark in nationalhistoriografischen Kategorien verhandelt wird, ist die in den Teilungsgebieten obwaltende Diglossie, die vor allem im urbanen Raum eng an den Zuzug neuer Bevölkerungsgruppen und den Aufbau landesfürstlicher Verwaltungsinstitutionen gekoppelt war.<sup>10</sup> Definiert als gesellschaftliche Mehrsprachigkeit mit einer hierarchisch-funktionalen Verteilung unterschiedlich valorisierter Sprachen – oder „Idiome“ –, lässt sie sich methodologisch zugleich als Ausdruck asymmetrischer Herrschaftsbeziehungen begreifen: Diglossie bildet mithin selbst ein diskursiv konstituiertes und dynamisches, also stets aufs Neue auszuhandelndes und zu bestätigendes Machtverhältnis, das zugleich durch domänenspezifische Statuszuordnungen – etwa die Funktion des Deutschen als landesfürstliche Verwaltungssprache – sowie Vorstellungen von Prestigehaftigkeit und geistig-kultureller Leistungsfähigkeit stabilisiert wird.<sup>11</sup> Sowohl mit Blick auf die Perpetuierung von Hierarchien als auch hinsichtlich einer methodologischen De-Essentialisierung nationaler Forschungsparadigmen – gemeint ist hier vor allem die Rückprojizierung der naturalisierten Einheit von (Sprach-)Nation und (National-)Sprache<sup>12</sup> – ergeben sich dabei klare Schnittmengen mit einem kulturalistisch verstandenen Kolonialismusbegriff.<sup>13</sup> Nicht bloß angesichts einer auffälligen Selbstverortung preußischer und habsburgischer Funktionseleiten in einem kolonial codierten Raum liegt also die Frage nahe, inwieweit die diglossischen Verhältnisse des ausgehenden 18. Jahrhunderts ihrerseits als „kolonial“ gewertet werden können, ob und in welchem Ausmaß die vielfach behauptete *mission civilisatrice* also auch handlungsleitende Spracheinstellungen beeinflusste oder wechselseitig mit diesen verwoben war.

9 Miloš Řezník: Neuorientierung einer Elite. Aristokratie, Ständewesen und Loyalität in Galizien (1772–1795), Frankfurt a. M. u. a. 2016, S. 172.

10 Vgl. Jan Fellerer: Mehrsprachigkeit im galizischen Verwaltungswesen (1772–1914). Eine historisch-soziolinguistische Studie zum Polnischen und Ruthenischen, Köln 2005, S. 74–81. Zum preußischen Teilungsgebiet ist die Forschungslage diesbezüglich schlechter, allerdings war der Sprachgebrauch der dortigen Behörden insofern pragmatischer, als mit nicht-deutschsprachigen Parteien, etwa Vertretern des römisch-katholischen Klerus, selbstverständlich – und in auffallendem Gegensatz zur Lemberger Gubernialverwaltung – auf Französisch korrespondiert wurde. Vgl. beispielhaft die Korrespondenz mit dem Posener Domherrn und Rektor der dortigen Ex-Jesuitenschule Józef Przyłuski (1733–1810), in: Archiwum Główne Akt Dawnych (AGAD), Generalne Dyrektorium Departament Prus Południowych (GDPP), I Nr. 1616, fols. 229r–230r.

11 Vgl. Rosita Rindler Schjerve, Eva Vetter: Historical Sociolinguistics and Multilingualism. Theoretical and Methodological Issues in the Development of a Multifunctional Framework, in: Dies. (Hrsg.): Diglossia and Power. Language Policies and Practice in the 19th Century Habsburg Empire, Berlin u. a. 2003, S. 35–66; konzise auch Gijsbert Rutten, Joseph Salmons u. a.: Unraveling Multilingualism in Times Past. The Interplay of Language Contact, Language Use and Language Planning, in: Sociolinguistica. Internationales Jahrbuch für europäische Soziolinguistik 31 (2017), H. 1, S. 1–11, hier S. 5–8.

12 Vgl. für eine prägnante Kritik Tomasz Kamusella: Politics and the Slavic Languages, London u. a. 2021, S. 4–8.

13 Vgl. dazu Klemens Kaps, Jan Surman: Postcolonial or Post-colonial? Post(-)colonial Perspectives on Habsburg Galicia, in: Historyka. Studia Metodologiczne 42 (2012), S. 7–35, hier S. 10–19. Im Gegensatz zur Habsburg-Forschung ist eine breitere postkoloniale Perspektivierung Preußens bislang ausgeblieben und, sofern erfolgt, stark auf das späte 19. Jahrhundert konzentriert. Vgl. Róisín Healy: From Commonwealth to Colony? Poland under Prussia, in: Dies., Enrico Dal Lago (Hrsg.): The Shadow of Colonialism on Europe's Modern Past, London 2014, S. 109–125; für eine programmatische Vermessung Felix Ackermann, Agnieszka Pufelska: Preußen postkolonial. Ansätze zu einer Geschichte polnisch-preußischer Asymmetrie, in: Geschichte und Gesellschaft 47 (2021), H. 4, S. 529–533.



## Soziolinguistische Erfahrungsräume

Gesellschaftliche Mehrsprachigkeit und diglossische Verhältnisse waren freilich kein Spezifikum der Teilungsgebiete Polen-Litauens, sondern vielmehr konstitutives Merkmal Alteuropas im Allgemeinen und Ostmitteleuropas im Besonderen.<sup>14</sup> Es lohnt sich daher zur Schärfung des diskursiven Kontexts und zur Herausarbeitung eines Erfahrungshorizonts sprachlich-kultureller Alterität einen Blick in ostmitteleuropäische Nachbarregionen zu werfen, wofür sich vor allem das preußische Oberschlesien anbietet. Im späten 18. Jahrhundert dienten insbesondere die „barbarischen“ oberschlesischen Verhältnisse mit ihren als rückständig und anachronistisch wahrgenommenen grundherrschaftlichen Strukturen der politischen Selbstvergewisserung einer im Entstehen begriffenen bürgerlichen Öffentlichkeit, wobei die polnische Bevölkerung als Projektionsfläche zugleich des Eigenen wie des Fremden fungierte. Der anonyme Autor der – allem Anschein nach fiktiven – „Briefe eines reisenden Engländers“ klagte 1780 etwa, die schlesischen Grundherren gingen gegen ihre polnischen Untertanen vor „so wi einiger besizer von pflanzungen in Amerika gegen ire negern“,<sup>15</sup> und Oberschlesien geriet zum Jahrhundertende förmlich zum überregionalen Synonym für eine dem aufgeklärten Zeitgeist widerstrebende Rückständigkeit.<sup>16</sup>

Dass dabei im zwischenmenschlichen Kontakt ein gegenseitiges Nichtverstehen vor dem Hintergrund zivilisatorischer Superioritätsannahmen jedenfalls ein *othering* „subalterner“ Gruppen leicht befördern konnte, mag die Außenperspektive des Berliner Oberkonsistorialrats und späteren Oberschulrats Johann Friedrich Zöllner (1753–1804) verdeutlichen. Auf seinem Weg nach Krakau erbat er im Sommer 1791 von einer „artige[n] junge[n] Frau, welche Deutsch sprach“ und mit ihrem Mann bei einem Gutsherrn arbeitete, einige polnische Begriffe und Redensarten, um auf seinem weiteren Weg „mit den Bauern auszukommen“:

„Sie that es mit vieler Freundlichkeit, und sprach die rauhen Töne ihrer Muttersprache so sanft aus, dass ich nimmermehr das Gekrächz, welches ich den ganzen Weg über gehört hatte, für einerlei Sprache mit der ihrigen würde gehalten haben. Ich schrieb mir die Wörter in meine Schreibetafel, und habe sie aus derselben unsern Bauernknaben unaufhörlich zu gerufen; dennoch weiss ich sie jetzt nicht mehr. Man hat gar nichts, woran man Ausdrücke festhält, die mit keiner uns bekannten Sprache Ähn-

14 Vgl. grundlegend Peter Burke: *Languages and Communities in Early Modern Europe*, Cambridge u. a. 2004; für Ostmitteleuropa im 18. Jahrhundert Ulrich Müller: *Language in Eighteenth-century East Central Europe. Reflexions on Problems and Responsibilities in Historical Language Research*, in: Ursula Haskins Gonthier, Alain Sandrier (Hrsg.): *Multilinguisme et multiculturalité dans l'Europe des Lumières*, Paris 2007, S. 87–99.

15 [Anonym:] *Auszüge aus Briefen eines reisenden Engländers*. Fortsetzung, in: *Deutsches Museum* 9 (1780), H. 1, S. 212–227, hier S. 217. Die Tracht der bäuerlichen „Weiber“ erinnerte den Reisenden zugleich an die „Hottentotten“, während viele der im Rahmen königlicher Peuplierungspolitik neu angesiedelten Kolonisten leider, „so wi bei allen kolonien, gemeinlich der abschaum anderer länder“ seien. Ebenda, S. 214 und 220; zur zentralen Rolle bürgerlicher Beamter für die Formierung einer politischen Öffentlichkeit auch Anna Joisten: „Vor den Richterstuhl der Zeitgenossen und der öffentlichen Meynung“. Der Fall des preußischen Staatsdieners und Spätaufklärers Hans von Held, Wien u. a. 2023, S. 71–81.

16 Dessen ungeachtet waren die dortigen „Wasserpoleken“ aufgrund ihrer Bilingualität nach 1772 vielfach gefragtes Funktionspersonal, in Galizien wie in Westpreußen etwa als katholische Elementarschullehrer. Vgl. Joseph Alexander von Helfert: *Die österreichische Volksschule. Geschichte. System. Statistik*, Bd. 1: *Die Gründung der österreichischen Volksschule durch Maria Theresia*, Prag 1860, S. 458; siehe beispielhaft für die Anwerbung im Kontext der westpreußischen Gnadenschulen den Schriftwechsel zwischen dem Etats-Minister Hoym und dem Cabinet (1776), in: Max Lehmann (Hrsg.): *Preußen und die katholische Kirche seit 1640. Nach den Acten des geheimen Staatsarchives*, Bd. 5: *Von 1775 bis 1786, Leipzig 1885*, S. 124.

lichkeit haben. Recht viel hat mir dieser Wörterschatz auch nicht genützt [...]; denn wenn ich rief: ‚wem gehört das Dorf? oder wie heisst es?‘ so strömte mir gleich eine solche Menge von Tönen aus dem Munde der Knaben entgegen, dass ich unmöglich errathen konnte, welcher unter allen der Name seyn sollte. Ein paarmal wäre es mir bald wie den Spaniern gegangen, die an einer der Philippinischen Inseln die Einwohner fragten, wie ihr Land heisse, und auf die Antwort: ‚Luçon‘ (*wir stampfen*), dies für den Namen der Insel hielten.“<sup>17</sup>

Gerade das mehrheitlich katholische Oberschlesien, wo sprachliche, soziale und konfessionelle Differenz zusammenfielen und wo nach neueren Erkenntnissen die pejorative Redensart von der „polnischen Wirtschaft“ wohl ihren Ursprung hat,<sup>18</sup> war im preußischen Kontext ein wichtiger soziolinguistischer Erfahrungsraum. Aus der Berliner Zentrumspektive Zöllners war die beobachtete sprachlich-kommunikative Barriere zwischen Obrigkeit und bäuerlichen Untertanen schwer begreiflich. Als hauptsächliches Hindernis, „dem Landmann bessere Begriffe einzuflößen und damit seinem elenden Zustande ein Ende zu machen“, schien die wahrgenommene Diglossie einer wirksamen Volksaufklärung entgegenzustehen,<sup>19</sup> wurde Mehrsprachigkeit damit jedoch zugleich mit einer rückständigen Gesellschaftsordnung nicht bloß assoziiert, sondern in einen impliziten Kausalzusammenhang gebracht.

## Sprache und „Cultur-Zustand“

Vom geografisch-politischen Randphänomen rückten kommunikative Hürden und Fragen sprachlich-kultureller Alterität zum Jahrhundertende hin schrittweise ins Zentrum diskursiver Aufmerksamkeit. Dass sie insbesondere in der Hohenzollernmonarchie mit dem immensen Territorialerwerb der Jahre 1793 und 1795 einen ungleich größeren Stellenwert als bisher erhielten und sich dabei zugleich mit Fragen (staats-)bürgerlicher Unifizierung verquickten, wird an einer unmittelbar nach der Dritten Teilung Polens erschienenen Schrift Karl Friedrich August Grashofs (1770–1841) deutlich. Darin stellte sich der junge Berliner Gymnasialprofessor – mit einem durchaus paternalistischen Duktus – die Frage, wie „sich der Geist der sittlichen und intellektuellen Bildung, dessen Friedrich Wilhelms Staaten sich erfreuen, am leichtesten und sichersten auf die Unterthanen in den neuen Besitzungen übertragen [lässt; B. S.]“.<sup>20</sup> Während es

17 Johann Friedrich Zöllner: Briefe über Schlesien, Krakau, Wieliczka und die Grafschaft Glatz. Auf einer Reise im Jahr 1791 geschrieben. Erster Theil, Berlin 1792, S. 189 f.

18 Vgl. Jacek Kordel: Zur Entstehung des Begriffs „polnische Wirtschaft“, in: *Przegląd Historyczny* 111 (2020), H. 4, S. 879–902, hier S. 890 f. und 897 f.

19 Johann Friedrich Zöllner: Briefe über Schlesien, Krakau, Wieliczka und die Grafschaft Glatz. Auf einer Reise im Jahr 1791 geschrieben. Zweiter Theil, Berlin 1793, S. 354. Zöllner zeichnet das Bild eines Teufelskreises aus wechselseitigem Nichtverstehen, Unwissenheit und ausbleibendem Fortschritt: „Die Deutschen Herrschaften verachteten den Polnischen Unterthan, und hielten so manches, was eine blosser Folge seiner Unbekanntschaft mit ihrer Sprache oder seines herabgewürdigten Zustandes war, für Tücke und Trägheit. Der arme Mensch, der nie selbst mit seinem Herrn sprechen konnte, war der Willkühr eines Schreibers, Verwalters oder Voigts ausgesetzt, die ihm Verbrechen andichteten, welche er nicht begangen hatte, um ihm für eine etwanige kleine Beleidigung eine harte Strafe zuzuziehn. [...] Die Priester und Mönche hatten sich entweder selbst nicht über den polnischen Aberglauben empor geschwungen, oder waren nicht geneigt, und nicht im Stande ihre Pfarr- und Beichtkinder darüber zu erheben. So versank dies Volk in seine hilfbedürftige Lage.“ Ebenda, S. 381 f.

20 Carl Friedrich August Grashoff: Einige Ideen zur Beantwortung der Frage: Wie lässt sich die Bildung einer Nation am leichtesten und sichersten auf eine andre übertragen? Mit beständiger Hinsicht auf die gegenwärtige Theilung von Polen zur Prüfung und weitem Ausführung entworfen, Berlin 1796, S. 16.



durch die (staats-)pädagogische Brille Grashofs jedoch opportun erschien, die Aufhebung der Sprachverschiedenheit „ganz und gar der Zeit“, mithin also einer als „natürlich“ verstandenen soziolinguistischen Prozesshaftigkeit zu überantworten,<sup>21</sup> stand sie aus der Sicht hoher Beamter nicht nur effizientem Verwaltungshandeln entgegen, sondern wurde regelmäßig auch als eigentliche Ursache für den vermeintlich niedrigeren „Cultur-Zustand“ der neuen Länder angeführt. So zeigte sich etwa der neustpreußische Provinzialminister Friedrich Leopold von Schrötter (1743–1815) expressis verbis davon überzeugt,

„[...] daß ein Land oder eine Provinz, in der eine doppelte Landessprache gesprochen wird, nie zu einem bedeutenden Grade von Cultur und geistiger Ausbildung im Allgemeinen gelangen kann, u. daß dieses Land auffallend gegen alle übrige, wo nur eine Sprache Landessprache ist, zurück steht. Es würde zu weit führen, die zum Teil sehr in die Augen fallenden Ursachen dieser Erscheinung aufzusuchen; allein daß es so sey, beweisen mehrere Beyspiele alter u. neuer Zeiten, u. unter diesen das Beyspiel von Ungarn u. des südlichen Tyrols gegen die übrigen Provinzen der oesterreichischen Monarchie, das Beyspiel von Liefland, Curland, Preuß. Litthauen, Oberschlesien, einen Teil von Westpreußen und Ostpreußen u. s. w. gegen Deutschland.“<sup>22</sup>

Während die Pädagogen also tendenziell darauf vertrauten, dass langfristig ohnehin „die gebildetste Sprache, die in dem Reiche geredet wird, [...] die herrschende“ würde,<sup>23</sup> waren es vor allem Verwaltungsbeamte, die entschiedenere, wenn auch unter den Strukturbedingungen des ausgehenden *Ancien Régime* freilich kaum umsetzbare Maßnahmen zur deutschen Sprachverbreitung anregten.<sup>24</sup>

Stärker noch als in Preußen verknüpfte sich diese Frage im habsburgischen Galizien mit gesamtstaatlichen Unifizierungsbestrebungen, also den Bemühungen insbesondere Josephs II. (1741–1790) um eine Etablierung des Deutschen als „Universalsprache“ der Monarchie.<sup>25</sup> Gerade im polnisch-galizischen Kontext, wo aufklärerische Gestaltungsvisionen vor dem Hintergrund eines

- 21 Könnte man, so Grashof, den neuen Untertanen „mit teutschen Sitten auch teutsche Sprache beibringen, so würde dis freilich allen Unordnungen, allen Missverständnissen, allen Ungerechtigkeiten und Betrügereien [...] am sichersten Einhalt thun, und zugleich den Nationalhass am leichtesten tilgen“. Dass ein solches Unterfangen jedoch kaum zu bewerkstelligen sei, habe sich bereits in Oberschlesien, im Preußenland und in der Lausitz gezeigt. Ebenda, S. 98–100.
- 22 Geheimes Staatsarchiv preußischer Kulturbesitz (GStA), I. Hauptabteilung (HA), Rep. 76 alt, I Nr. 1090: Schreiben Schröters an Otto von Voß, Berlin, 31. Oktober 1803, fol. 264r.
- 23 Johann Friedrich Zöllner: Ideen über National-Erziehung besonders in Rücksicht auf die Königl. Preußischen Staaten. Erster Theil, Berlin 1804, S. 201. An Äußerungen wie jenen Zöllners wird deutlich, wie der hochsprachliche Prestigezuwachs des Deutschen seit den 1770er Jahren zugleich als Argument für eine Vorrangstellung in administrativen und erzieherischen Domänen herangezogen werden konnte. Aus deutscher Perspektive fungierte die französische Sprach- und Kulturhegemonie dabei stets als ambivalentes Vor- wie Gegenbild. Vgl. Volker Wittener: Im Dienste der Macht. Kultur und Sprache am Hof der Hohenzollern. Vom Großen Kurfürst bis zu Wilhelm II., Paderborn u. a. 2007, S. 44–61.
- 24 Vgl. dazu auch Hans-Jürgen Bömelburg: Sprache und Nation im Preußenland (1772/93–1870/78), in: Konrad Maier (Hrsg.): Nation und Sprache in Nordosteuropa im 19. Jahrhundert, Wiesbaden 2012, S. 313–333, hier S. 315–320.
- 25 Zit. nach Alfred Fischel: Einleitung, in: Ders. (Hrsg.): Das Österreichische Sprachenrecht. Eine Quellensammlung, Brünn 1910, S. XLII. In Preußen kam es erst ein knappes Jahrhundert später, dann allerdings unter gänzlich anderen Vorzeichen, zur Entwicklung einer in ihrem Ausmaß vergleichbaren Staatssprachendoktrin. Vgl. Helmut Glück: Die preußisch-polnische Sprachenpolitik. Eine Studie zur Theorie und Methodologie der Forschung über Sprachenpolitik, Sprachbewußtsein und Sozialgeschichte am Beispiel der preußisch-deutschen Politik gegenüber der polnischen Minderheit vor 1914, Hamburg 1979, S. 129–131.

vor allem im kaiserlich-katholischen Diskurs wirksamen *Polonia-non-leguntur*-Narrativs einen zunehmend ideologisierten Charakter annahm, wurden Bestrebungen zu einer deutschen Sprachverbreitung teils mit einem nicht zu überhörenden kulturmissionarischen Impetus artikuliert. Bei Franz Kratter (1758–1830), dessen Werdegang eng mit der Stadt Lemberg verbunden war, erscheint die Sprache – bereits relativ stark losgelöst von den durch sie kommunizierten Inhalten – als Medium einer „Universalreformation“ Galiziens und dergestalt als Grundlage identitätskonstituierender Fremd-, vor allem jedoch Selbstbilder:

„Wenn nun vollends [...] die teutsche Sprache auch auf dem Lande verbreitet, das Volk dadurch mit unsrer Lebensart und unsern Sitten mehr vertraut, und durch einen genauern Umgang mehr vertheutcht, uns mehr verbrüderet wird, so kömmt es ganz natürlich, daß das nächste Menschengeschlecht schon weniger roh, weniger der Trunkenheit, und dem Müßigang ergeben, weniger Bigot, und Sklave, also auch industriöser, unternehmender, klüger, reinlicher, gesellschaftlicher seyn muß.“<sup>26</sup>

Explizit wurde diese Sprachenpolitik zudem in einem imperialen Bezugsrahmen verortet – die Rolle des Deutschen für die Gesamtmonarchie etwa mit jener des Lateinischen im antiken römischen Reich verglichen – und auch insofern mit zivilisatorischen Kategorien befrachtet, als die deutsche (Verwaltungs-)Sprachhegemonie in einem Land, in dem diese Sprache noch 20 Jahre zuvor praktisch gar keine Rolle gespielt hatte, angesichts eines sich zum Ende des josephinischen Jahrzehnts zuspitzenden Elitenkonflikts immer dringlicher argumentativ gerechtfertigt werden musste. „Des Nachtheils will man gar nicht gedenken“, resümierte denn auch eine zu Jahresbeginn 1791 zusammengetretene Kommission, die sich mit Forderungen des polnischen Adels befasste, „den die Aufklärung schon dadurch litte, daß die deutsche Sprache [...] durch die polnische, vor welcher sie durch jede Art von Kultur so unendlich viel voraus hat, ersetzt werden müßte.“<sup>27</sup>

## Komplexe Mehrsprachigkeit

In der traditionellen polnischen Nationalgeschichtsschreibung wurden und werden Passagen wie die oben angeführten in aller Regel als früher Höhepunkt einer protonationalen „Germanisierungspolitik“ der beiden „deutschen“ Teilungsmächte gedeutet.<sup>28</sup> Zwar existieren durchaus (Ex-post-)Darstellungen aus dem frühen 19. Jahrhundert, die das repressive Moment einer deutsch-

26 Franz Kratter: Briefe über den itzigen Zustand von Galizien. Ein Beitrag zur Staatistik und Menschenkenntnis, Leipzig 1786, Erster Teil, S. 129 f.

27 Zakład Narodowy im. Ossolińskich (ZNiO), Fond 5, I Nr. 525: Kommissionsprotokoll betreff. die Begehren der galizischen ständischen Deputierten, sine loco (s.l.), 28. Januar 1791, fol. 692r.

28 In auffälliger Intensität lassen sich entsprechende Wertungen dabei immer wieder im Zusammenhang mit dem Schulwesen finden. Vgl. beispielhaft für Preußen Wanda Bobkowska: Pruska polityka szkolna na ziemiach polskich w latach 1793–1806 [Die preußische Schulpolitik in den polnischen Gebieten in den Jahren 1793–1806], Warszawa 1948; für Galizien Czesław Majorek: Początki austriackiego systemu szkolnictwa ludowego w Galicji w latach 1772–1780 [Die Anfänge des österreichischen Volksschulsystems in Galizien in den Jahren 1772–1780], in: Rozprawy z Dziejów Oświaty 19 (1976), S. 81–101; für einen aktuelleren Beitrag, dem die „brutale Einverleibung polnischer Gebiete“ nach 1772 ebenfalls als fragloser Beginn einer „gewaltsame[n] Germanisierungswelle“ gilt, Kazimierz Ożóg: Zwischen Verachtung und Glorifizierung. Die polnische Sprache in Galizien in der Zeitspanne 1772–1918, in: Anna Hanus, Ruth Büttner (Hrsg.): Galizien als Kultur- und Gedächtnislandschaft im kultur- und sprachwissenschaftlichen Diskurs, Frankfurt a. M. 2015, S. 319–333, hier S. 320 und 325.

polnischen Diglossie betonen – darunter etwa die Jugenderinnerungen, die Kazimierz Brodziński (1791–1835) um 1830 für seine Tochter niederschrieb und in denen der Dichter über seinen Schulalltag in Galizien resümierte, dass „die Kinder der Deutschen [...] uns gegenüber die große Überlegenheit [hatten; B. S.], dass sie verstanden, was sie lernten“, dieses Machtverhältnis also „in uns [...] de[n] Hass auf sie und ihre Sprache“ schürte.<sup>29</sup> Allerdings handelt es sich bei Äußerungen wie jenen Brodzińskis fast durchgängig um einzelne, bereits dezidiert romantisch geprägte Rückblicke, die zumindest implizit schon eine „nationale kulturelle Mission“ postulierten und sie der – wahlweise als anational oder als „germanisierend“ gezeichneten – Zivilisierungsmission des Staates als „polemisch aufgefahrene[r] Drohkulisse“ gegenüberstellten.<sup>30</sup>

Aus der Zeit um 1800 selbst sind indes wenige klar konnotierte Sprachkonflikte bekannt. Das prominenteste Beispiel stellt mit Sicherheit der gegen Normierungsbestrebungen des Wiener Zentrums gerichtete ständische Protest des galizischen Adels unter der Führung Józef Maksymilian Ossoliński (1748–1826) im „Krisenjahr“ 1790 dar, wobei dezidiert sprachpolitischen Forderungen eher eine flankierende Bedeutung zukam. Die geforderte (Wieder-)Einführung des Lateinischen sowie der „Nationalsprache“ (*langue nationale*) – also die Rückkehr zur traditionellen, nun allerdings landespatriotisch und verfassungspolitisch argumentierten lateinisch-polnischen Zweisprachigkeit in der Administration – sollte die weitgehend ungebrochene gesellschaftliche Dominanz des Adels durch erneuerte politische Macht komplettieren und symbolisch absichern,<sup>31</sup> wobei sich dieses Primat unausgesprochen auch gegen die bäuerlich-ruthenische Bevölkerungsmehrheit im Osten des Landes richtete. Mit dieser Doppelzüngigkeit wurde der Adel in der antiaristokratischen Replik des Lemberger Gubernialrats Ernst Traugott von Kortum (1742–1811) denn auch auf polemische Weise konfrontiert:

„Ist denn wirklich die pohlische Sprache die eigentliche *National-Sprache* von Galizien? Ist denn die pohlische Nation oder der pohlische Adel, der *Ur-Einwohner* von diesem Lande? Nehmt mir es nicht übel, meine Herren, dass ich euch zu Gemüthe führe, wie wenig ihr eure eigene vaterländische

29 Kazimierz Brodziński: Lata szkolne poety. 1797–1809 [Schuljahre eines Dichters. 1797–1809], in: Antoni Knot (Hrsg.): *Galiczyjskie wspomnienia szkolne* [Galizische Schulerinnerungen], Kraków 1955, S. 3–16, hier S. 5 [Übers. durch d. Verf.].

30 Franz Leander Fillafer: *Imperium oder Kulturstaat?*, in: Philipp Ther (Hrsg.): *Kulturpolitik und Theater. Die kontinentalen Imperien in Europa im Vergleich*, Wien u. a. 2012, S. 23–53, hier S. 40. Dass Brodzińskis eigenes Verständnis vaterländischer Loyalität zwischenzeitig offenbar einem signifikanten Wandel unterlegen war, mag der anekdotenhafte Verweis auf den Kriegsausbruch des Jahres 1809 verdeutlichen, den der damals 18-Jährige als Schüler am Tarnówer Gymnasium miterlebte: Im Sinne eines aufklärerisch-eudämonistischen Tugendpatriotismus äußerte sich Brodziński zunächst dezidiert pro-kaiserlich, bevor er sich wenig später den Truppen des Herzogtums Warschau anschloss. Vgl. Maciej Janowski: *Birth of the Intelligentsia 1750–1831. A History of the Polish Intelligentsia*, Part 1, Frankfurt a. M. u. a. 2014, S. 127.

31 Vgl. Memorial z 23 kwietnia 1790r. Tekst francuski i przekład [Denkschrift vom 23. April 1790. Französischer Text und Übersetzung], in: Stanisław Grodziski, Arthur St. Gerhardt (Hrsg.): *Projekt konstytucji dla Galicji z 1790 r. („Charta Leopoldina“)*. Tekst i przekład [Das Projekt einer Verfassung für Galizien aus dem Jahre 1790 („Charta Leopoldina“)]. Text und Übersetzung], Warszawa u. a. 1981, S. 18–51, hier S. 38. In der etwas umgearbeiteten „Charta Leopoldina“, dem finalen adligen Verfassungsentwurf für Galizien, war schließlich nicht mehr von der „National-“, sondern von der „Landessprache“ (*langue du pays*) die Rede, die für den Adel selbstredend das Polnische meinte. Charta Leopoldina z 19 sierpnia – 1 września 1790r. Tekst francuski i przekład [Charta Leopoldina vom 19. August – 1. September 1790. Französischer Text und Übersetzung], in: Ebenda, S. 54–161, hier S. 88; umfassend zu Kontext, Genese und Wirkung dieser verfassungspolitischen Forderungen Řeznik, Neuorientierung einer Elite (wie Anm. 9), S. 311–448.

Geschichte zu Rathe zieht, wenn ihr euch für Aborigenes dieses Landes haltet. [...] Noch jetzt macht der eigentliche reussische Einwohner, wenigstens in den östlichen Kreisen des Landes, den größten Teil aus, und die Einwohner des lateinischen Ritus, die die polnische Sprache reden, sind besonders in der Lemberger Diöces, nur einzeln in den Dörfern zerstreut. [...] Ihr seyd nicht mehr und nicht weniger fremd in Galizien, als der Deutsche. Ihr kamt als Fremde in dieses Land, und die Länge der Zeit hat euch euren Ursprung vergessen gemacht.“<sup>32</sup>

Mit seiner Argumentation bestätigte der überzeugte Josephiner Kortum zwar den Vorwurf „deutscher“ Fremdheit in Galizien, wendete ihn über eine koloniale Codierung dieses Raums jedoch zugleich argumentativ gegen die nicht minder „fremde“ polnische Aristokratie, die im Gegensatz zur habsburgischen Staatsmacht ihre Herrschaft zivilisatorisch nicht rechtfertigen könne. Dabei handelte es sich um eine Argumentationsfigur, die in leicht abgewandelter Form durchaus auch gegen die vermeintliche Dominanz der jüdischen Bevölkerung ins Feld geführt werden konnte, so etwa, wenn Joseph Franz Ratschky (1757–1810) Galizien eine „jüdische Kolonie“ nannte und die „rückständigen“ Juden damit zugleich als eigentlich „landfremdes“ Element markierte.<sup>33</sup>

Umgekehrt existierte gerade in Preußen neben den auf (sprachliche) Unifizierung fokussierten Stimmen aus der Beamtenschaft ein dezidiert staatspädagogischer Diskurs, der die Bedeutung des Polnischen zunehmend betonte und damit zugleich dessen Sprachprestige sukzessive aufwertete. Für den im Zusammenhang mit seinen Reiseerfahrungen in Oberschlesien bereits erwähnten Johann Friedrich Zöllner hatte die polnische Sprache um 1800 – im Gegensatz zu früheren Jahren – den Vorzug, „daß sie zu jeder Art von mündlichen und schriftlichen Verträgen ausgebildet ist, daß sie eine kennenswerte Literatur hat und in ausgebreiteten Gegenden geredet wird“, weshalb es „thunlich und der Mühe werth“ sei, sie selbst an Schuleinrichtungen in den alten preußischen Provinzen zu lehren.<sup>34</sup> Mag man derlei Äußerungen auch als bloßes Kaschieren realpolitischer Notwendigkeiten lesen, so bleibt doch die Tatsache bestehen, dass die preußische Administration – prominent vor allem mit der genehmigten Gründung der Warschauer Wissenschaftsgesellschaft (*Towarzystwo Przyjaciół Nauk*, auch *Société littéraire*)<sup>35</sup> – explizit sprachpflegerisches Engagement vonseiten polnischer Bildungseliten förderte, woraus bekanntlich als sichtbarstes Resultat das mehrbändige Wörterbuch Samuel Gottlieb Lindes (1771–1847) hervorging.

32 Ernst Traugott von Kortum: Magna Charta von Galizien oder Untersuchung der Beschwerden des galizischen Adels polhnischer Nation über die österreichische Regierung, Jassy 1790, S. 203 f.

33 Wienbibliothek im Rathaus (WiR), Handschriftensammlung, Nr. 243176: Tagebuch einer im Jahre 1783 von Wien nach Galizien unternommenen Reise, s. l., fols. 14v–15r. Der Wiener Schriftsteller Ratschky hatte im Sommer 1783 als Konzipist den Galizien-Referenten der Böhmischo-Österreichischen Hofkanzlei Johann Wenzel Margelik (um 1750–1800) bei einer großangelegten Inspektionsreise durch die Provinz begleitet. Vgl. zu Umständen und Bedeutung der Reise Waclaw Tokarz: *Galicja w początkach ery józefińskiej w świetle ankiety urzędowej z roku 1783* [Galizien zu Beginn der josephinischen Ära im Lichte der amtlichen Erhebung von 1783], Kraków 1909, S. 1–14; zur habsburgischen Politik gegenüber der jüdischen Bevölkerung, die nicht zuletzt auf eine Verdrängung des „unkorrekten“ Jiddischen zum Zweck kultureller Assimilation abzielte, Johannes Czakai: *Nochems neue Namen. Die Juden Galiziens und der Bukowina und die Einführung deutscher Vor- und Familiennamen 1772–1820*, Göttingen 2021.

34 Zöllner, *Ideen über National-Erziehung* (wie Anm. 23), S. 205.

35 Vgl. als bis heute umfangreichste Darstellung Aleksander Kraushar: *Towarzystwo Warszawskie Przyjaciół Nauk 1800–1832. Monografia historyczna osnuta na źródłach archiwalnych*, Bd. 1: *Czasy pruskie 1800–1807. Z ilustracjami* [Die Warschauer Wissenschaftsgesellschaft 1800–1832. Eine historische Monografie auf Grundlage archivalischer Quellen, Bd. 1: Die preußische Zeit 1800–1807. Mit Abbildungen], Kraków u. a. 1900.

Auch der alte Piaristenprovinzial Onufry Kopczyński (1735–1817), der in den 1770er und 1780er Jahren eine polnische Schulgrammatik verfasst hatte und unter preußischer Herrschaft ebenfalls in die Schulverwaltung eingebunden war, sprach dem König für die Gründung der Wissenschaftsgesellschaft noch 1806 „die einigste Dankbarkeit“ der polnischen „Nation“ aus und zeichnete in einem Brief an Tomasz Szumski (1778–1840), der in Berlin als polnischer Sprachlehrer wirkte, ein Bild sprachlich-kultureller Gleichberechtigung unter dem Dach der Hohenzollernmonarchie:

„Die Pohlen befeißigen sich mit einem unaussprächlichen Eifer um die deutsche Sprache und Litteratur, so daß auch ich ein 70jähriger Greis, ihr polnisch-deutsches Lesebuch in den Händen habe, und vielleicht ein Cato werde. Die Deutschen dagegen, nachdem die alten Vorurtheile, von der vermeinten Rohheit unserer Sprache und Nation eine bessere Kenntniß aus dem Wege geräumt hat; bekümmern sich um das polnische so, daß jetzt die beiden Sprachen, eben so an der Spree, als an der Weichsel gehört werden können.“<sup>36</sup>

Freilich blieb dieser Zweisprachigkeit eine klare, in der von Kopczyński beschworenen klassizistischen Harmonie wohl bewusst ausgeblendete Asymmetrie inhärent: Während der großpolnische Adlige Ksawery Chłapowski (1755–1840) den König darum bat, in der Posener Ex-Jesuitenschule den deutschen Sprachunterricht zu befördern, damit „alle Unterthanen“ des Königs „väterliches Herz besser kennen lernen“<sup>37</sup> – das Deutsche also zur karriererelevanten Sprache avancierte –, blieb der für angehende preußische Beamte eingeführte polnische Sprachunterricht vielerorts schwach besucht. Aus Halle berichtete das dortige Professorenkollegium im Jahr 1798 auf Anfrage, den meisten der zunächst rund 20 Interessenten sei „die Sprache gleich anfangs zu schwer vorgekommen“ und sie waren – zumal die Studenten „ausser den nothwendigsten Berufswissenschaften selten zu andern sich Zeit nehmen“ – unter diesem Vorwand dem angebotenen Kurs bald ferngeblieben.<sup>38</sup>

## Fazit und Ausblick

Eine postkoloniale Perspektivierung diglossischer Verhältnisse kann sich, wie hier andeutungsweise gezeigt, als nützliches Instrument erweisen, um sprachliche, respektive sprachlich codierte Hierarchien sichtbar(er) zu machen, wobei die Häufung einschlägiger zeitgenössischer Wertungen bereits einen relevanten Hinweisgeber darstellt. Ob die Diglossie, wie sie in den Teilungsgebieten Polen-Litauens, respektive im Verhältnis zwischen Verwaltung und den unterschiedlichen

36 GStA, I. HA, Rep. 76 alt, I Nr. 26: Schreiben Kopczyńskis an Tomasz Szumski, Berlin, 14. Juni 1806, fols. 120v–121r.

37 AGAD, GDPP, I Nr. 207: Eingabe Chłapowskis betreff. den deutschen Sprachunterricht in Posen, Schmiegel, 7. Februar 1799, pag. 2.

38 GStA, I. HA, Rep. 76 alt, I Nr. 25: Bericht des Halleschen Professorenkollegiums betreff. die Tätigkeit des Polnischlektors Vetter, Halle, 9. November 1798, fol. 150r. Ein Gutachten aus Magdeburg gab anlässlich der geplanten Anstellung eines Polnischlehrers an den höheren Schulen der Stadt ebenfalls zu bedenken, „daß die polnische Sprache wenig Anreizendes u. sich leicht Empfehlendes für die Jugend [habe; B. S.], welche sich noch nicht so sehr durch den etwaigen künftigen Nutzen als vielmehr durch das Gefällige der Sprache und Litteratur einer fremden Nation bestimmen u. leiten läßt, ja daß sie vielmehr durch die Schwierigkeiten der Aussprache u. durch den ersten Anblick leicht etwas Zurückschreckendes haben könnte“, GStA, I. HA, Rep. 76 alt, I Nr. 26: Bericht der Direktoren Schewe und Rötger, Magdeburg, 21. Januar 1805, fols. 61r–v.



Bevölkerungsgruppen – vor allem dem Adel und der katholischen Kirche – greifbar wird, jedoch umstandslos als „kolonial“ gewertet und entsprechend benannt werden kann, muss dennoch mit einem Fragezeichen versehen werden. So koexistierten offensichtliche Ähnlichkeiten zu einer kolonialen Territorialexpansion – vor allem das Legitimierungsnarrativ einer Zivilisierungsmission, nach 1793/95 ebenso die Namensgebung der neuen Provinzen, denen bereits begrifflich eine eigenständige Landestradiation abgesprochen und die als „Neuostpreußen“ oder „Westgalizien“ lediglich als Erweiterung bestehender Entitäten markiert wurden – mit einer ständisch geprägten, also per definitionem durch sozioökonomische, politische und eben auch sprachlich-kulturelle Hierarchien strukturierten Gesellschaftsordnung.

Die hier lediglich auf einzelne Aspekte hin analysierte Diglossie erweist sich bei näherem Hinsehen also nicht bloß als ambivalent, sondern auch als mehrschichtig und multidimensional: Am treffendsten kann wohl von diglossischen Überlappungen gesprochen werden, bei denen die bürokratisierende Herrschaft der Teilungsmächte bereits vorhandene, domänenspezifisch stark variierende diglossische Strukturen überlagerte. Dass die sprachliche Situation um 1800 mithin keinesfalls auf ein binäres deutsch-polnisches Subordinationsverhältnis reduziert werden kann, wird nicht nur an sprachpflegerischen Bemühungen polnischer Bildungseliten deutlich, sondern überdies auch an (fachsprachlichen) Translationspraktiken, namentlich der Übertragung zentraler Gesetzeswerke wie des preußischen Allgemeinen Landrechts und des österreichischen Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuches ins Polnische.<sup>39</sup> Erhellend wären in diesem Zusammenhang Vergleiche zu überseekolonialen Herrschaftspraktiken: Zumindest mit Blick auf den britisch-indischen Kontext zeichnen sich doch insofern signifikante Unterschiede ab, als eine vermeintliche „Natürlichkeit“ diglossischer Strukturen dort offenbar stärker diskursiv perpetuiert wurde, es in weiten Teilen also gerade Ziel war, den sozialen Vorteil guter englischer Sprachkenntnisse für eine kleine Schicht von Funktionseleiten zu erhalten und dergestalt bestehende Machtverhältnisse soziolinguistisch zu festigen.<sup>40</sup>

Ihre langfristig wohl bedeutsamste Auswirkung zeitigte die ihrem Anspruch gemäß rationalisierende Herrschaft der Habsburger- wie der Hohenzollernmonarchie aber wohl im Bereich der Sprachmischung: Das vor allem im städtischen Leben alltägliche *code-switching* und *code-mixing*, also der über Jahrhunderte selbstverständliche alternierende Sprach(en)gebrauch, wie er für Ost-

39 Im Jahr 1800 erschien das ALR für die Bedürfnisse der vormals polnischen Provinzen zunächst in einer lateinischen Fassung, 1826 schließlich in vollständiger polnischer Übersetzung für das Großherzogtum Posen. In Galizien wurde demgegenüber das ABGB bereits 1811 auch in einer polnischen Übersetzung publiziert, während zuvor schon das 1786 in Geltung gesetzte „Josephinische Gesetzbuch“ in polnischer Sprache erworben werden konnte. Vgl. Danuta Janicka: Das Allgemeine Landrecht und Polen, in: Barbara Dölemeyer, Heinz Mohnhaupt (Hrsg.): 200 Jahre Allgemeines Landrecht für die preußischen Staaten. Wirkungsgeschichte und internationaler Kontext, Frankfurt a. M. 1995, S. 437–452, hier S. 449 f.; Daniela Druschel: Kommunikation zwischen Zentrale und Peripherie. Wien und Galizien 1772–1848, in: Lisa Bicknell, Benjamin Conrad u. a. (Hrsg.): Kommunikation über Grenzen. Polen als Schauplatz transnationaler Akteure von den Teilungen bis heute, Berlin 2013, S. 63–80, hier S. 73. Übergeordnet geht aus diesen Übersetzungsprojekten freilich die (staats-)bürgerliche Rechtsgleichheit als ideelle Zielsetzung im Sinne naturrechtlichen Anspruchsdenkens hervor. Vgl. dazu Franz L. Fillafer: Das Imperium als Rechtsstaat, in: Johannes Feichtinger, Heidemarie Uhl (Hrsg.): Das integrative Empire. Wissensproduktion und kulturelle Praktiken in Habsburg-Zentraleuropa, Bielefeld 2023, S. 47–72.

40 Vgl. Pritipuspa Mishra: Language and the Making of Modern India. Nationalism and the Vernacular in Colonial Odisha, 1803–1956, Cambridge u. a. 2020, S. 42–48.



mitteleuropa insgesamt kennzeichnend war, wurde durch die Brille hochsprachlicher Normideale zunehmend als „verwirrtes Gemisch von Volksidiomen“ wahrgenommen und neu vermessen.<sup>41</sup> Praktiken der Mehrsprachigkeit unterlagen damit um 1800 einem nachhaltigen, wenn auch bislang nur ungenügend erforschten diskursiven Wandel, wobei sich insbesondere die Frage nach der katalysatorischen Bedeutung der Teilungen Polens für entsprechende Modernisierungsdynamiken stellt. Mikrohistorische Untersuchungen legen jedenfalls nahe, dass die rasche Durchsetzung des (Hoch-)Deutschen in administrativen Domänen „auch eine Bekräftigung der Differenzierung zwischen den Einzelsprachen“ implizierte<sup>42</sup> – oder anders ausgedrückt: Aus einem im Alltag häufig nicht näher hinterfragten, fluiden Kontinuum der Multilingualität wurde im Kodifikationszeitalter um 1800 immer stärker ein potenziell konfliktäres Nebeneinander verschiedener, durch diskursive Praktiken zwangsläufig immer stärker voneinander abgegrenzter Sprachen.

## Benedikt Stimmer

Institut für Osteuropäische Geschichte der Universität Wien,  
Spitalgasse 2, Hof 3, Eingang 3.2 (Campus), 1090 Wien, Österreich,  
e-mail: benedikt.stimmer@univie.ac.at

seit 2021 Fellow der Vienna Doctoral School of Historical and Cultural Studies sowie Universitätsassistent am Institut für Osteuropäische Geschichte der Universität Wien, studierte Geschichte und Deutsche Philologie in Wien und Warschau und wurde für seine Masterarbeit zur josephinischen Sprachenpolitik in Galizien mit dem Franz-Stephan-Förderpreis der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts ausgezeichnet; in seinem Dissertationsprojekt beschäftigt er sich mit der Bedeutung der Sprachenfrage im Kontext aufklärerischer Bildungspraktiken in den habsburgischen und den preußischen Teilungsgebieten Polens um 1800; Publikationen u. a.: Zwischen polnischer Metropole und preußischer Provinzstadt. Die Warschauer Bildungslandschaft um 1800, in: Copernico. Geschichte und kulturelles Erbe im östlichen Europa (2023), [https://www.copernico.eu/de/themenbeitraege/zwischen-polnischer-metropole-und-preussischer-provinzstadt-die-warschauer-bildungslandschaft-um-1800?term=stimmer&filter%5Bcontent\\_type%5D%5B0%5D=Themenbeitr%C3%A4ge&position=0](https://www.copernico.eu/de/themenbeitraege/zwischen-polnischer-metropole-und-preussischer-provinzstadt-die-warschauer-bildungslandschaft-um-1800?term=stimmer&filter%5Bcontent_type%5D%5B0%5D=Themenbeitr%C3%A4ge&position=0) [letzter Zugriff: 16.9.2024]; Language and Civilisation. Imperial Education Practices and the Dissemination of German in Early Habsburg Galicia (1772–1790), in: Das Achtzehnte Jahrhundert und Österreich 36 (2021), S. 179–189; „Ein Asyl für alle Confessionen und Nationen“. Sprache und Schulwesen in der Bukowina im späten 18. Jahrhundert, in: Yearbook of the Society for 18th Century Studies on South Eastern Europe 3 (2021), S. 128–140.

41 Hans-Jürgen Bömelburg, Thomas Daiber: Mehrsprachigkeit in Ostmitteleuropa. Einsichten und Forschungsfragen zu einem interdisziplinären Forschungsfeld, in: Hans-Jürgen Bömelburg, Norbert Kersken (Hrsg.): Mehrsprachigkeit in Ostmitteleuropa (1400–1700). Kommunikative Praktiken und Verfahren in gemischtsprachigen Städten und Verbänden, Marburg 2020, S. 1–24, hier S. 5 f.

42 Ulrich Müller: Die Stadt Chelmno / Culm und die Erste Teilung Polens. Sprachliche und soziale Aspekte von Begegnung, Austausch und Verflechtung vor dem Hintergrund des Herrschaftswechsels 1772, Berlin 2015, S. 365.

Kateryna Budz

## The Liquidation of the Ukrainian Greek Catholic Church in Eastern Galicia (1946)<sup>1</sup>

### A Postcolonial Interpretation

**Abstract:** In diesem Artikel analysiert die Autorin anhand eines postkolonialen Ansatzes die Sowjetisierung Ostgaliziens im Allgemeinen und die erzwungene „Wiedervereinigung“ der Ukrainischen griechisch-katholischen Kirche (UGKK) mit der Russisch-Orthodoxen Kirche (ROK) im Besonderen. Als 1939 die westukrainische Region Ostgalizien unter sowjetische Herrschaft geriet, stellten die neuen Behörden die Annexion der Region als nationale, soziale und religiöse „Befreiung“ dar. Auf dem „Lviv Sobor“ (1946) verbot das Sowjetregime die UGKK, eine mit Rom unierte Kirche des byzantinischen Ritus, indem es sie zwangsweise mit der ROK verschmolz. Hauptsächlich auf der Grundlage von Memoiren galizischer Ukrainer und von Materialien der sowjetischen Geheimpolizei werden im vorliegenden Beitrag die Imperialismus- und Kolonialismuskurse in den Erzählungen der lokalen Ukrainer untersucht.

**Keywords:** Greek Catholic, Orthodox, “reunion”, Eastern Galicia, Sovietization, imperialism

### Introduction

In his address to the delegates of the “Lviv Sobor” (8–10 March 1946), Bishop Antonii Pelvetskyi spoke solemnly about the national and religious “liberation” of Galician Ukrainians by the Soviets:

“The Soviet Union, through its glorious victories, united all Ukrainian lands into one Ukrainian state, which was a dream of centuries. When the national liberation of the Ukrainian people from centuries of enslavement became a completed fact, it had to entail the church-religious reunion of the Ukrainian people, namely the liquidation of the Union of Brest, the break with the Vatican and the reunion with the Russian Orthodox Church.”<sup>2</sup>

By presenting the Ukrainian Greek Catholic Church (UGCC), which was founded at the Union of Brest (1596), as a tool of foreign imperialists, the speaker thus provided the allegedly “anti-colonial” justification for the Church’s abolition.

- 1 An earlier version of this paper in Ukrainian has been submitted to “Kovcheh: Naukovyi zbirnyk iz tserkovnoii istorii” [Kovcheh / The Ark: A Scholarly Journal of Church History] (Lviv). I am grateful to the British Academy for enabling my research stay at the School of Divinity (University of Edinburgh), during which this article was prepared. I am also indebted to Andriy Danylenko, Volodymyr Moroz and anonymous reviewers for their useful suggestions that helped to improve this paper.
- 2 Diiania Soboru Hreko-katolyts’koi tserkvy u Lvovi 8–10 bereznia 1946 r. Vydannia Prezydii Soboru [Proceedings of the Sobor of the Greek Catholic Church in Lviv, March 8–10, 1946. Publication of the Presidium of Sobor], Lviv 1946, in: Radio Liberty Samizdat Collection, Open Society Archives (HU-OSA) (Budapest, Hungary), HU-OSA 300-85-12-236, p. 59.

In contrast, Fr Savchynskyy, a delegate at the “Lviv Sobor,” perceived the “reunion” as a manifestation of Russian imperialism: “Kyiv is the centre, not Moscow, but there was no opportunity, and now the Bolsheviks have seized on this opportunity, but in their favour. The Patriarch is of All Rus’, and Ukraine is a colony, both a political and an economic one, and now, unfortunately, also a religious one after the Sobor.”<sup>3</sup> It should be noted that the event was largely orchestrated by the Soviet security police. The delegates to the “Sobor” were thoroughly selected, so that most of them were state security agents.<sup>4</sup> Fr Savchynskyy’s hidden criticism thus demonstrates that the Soviet narrative about the national and religious liberation of Ukrainians was not shared even by the priests who officially supported the “reunion.”

Some 216 Greek Catholic priests and 19 laypeople who participated in the “Lviv Sobor” of 1946 affirmed the allegedly voluntary “reunion” of the UGCC with the Russian Orthodox Church (ROC) under pressure.<sup>5</sup> Since no Greek Catholic bishop participated in the event, this decision lacked canonical legitimacy. In fact, the head of the UGCC, Metropolitan Iosyf Slipyy, and the Greek Catholic bishops in the USSR were arrested back in April 1945. Afterwards the Soviet government authorised the “Initiative Group for the Reunification of the Greek Catholic Church with the Orthodox Church.”<sup>6</sup> The latter was to attest to the allegedly voluntary nature of the forced Orthodoxisation. Apart from Fr Havryil Kostelnyk, who headed the group, it also included Greek Catholic priests Antonii Pelvetskyi and Mykhail Melnyk, who were ordained as Orthodox bishops in February 1946. The liquidation of the UGCC in postwar Galicia should be viewed in the broader context of the introduction of Soviet rule in the region (sovietisation), as suggested by American researcher Kathryn David, for example.<sup>7</sup> Having significantly expanded its territory during the Second World War, the Soviet Union thus attempted to strengthen its influence in the newly acquired regions and in the countries of the socialist bloc. For this end, the Eastern-rite Catholic Churches, also known as the Greek Catholic Churches, were outlawed not only in the newly annexed Ukrainian territories, namely in Eastern Galicia (1946) and Transcarpathia (1949), but also in the Soviet Bloc countries, namely in Romania (1948) and Czechoslovakia (1950).<sup>8</sup>

3 Haluzevyi Derzhavnyi arkhiv Sluzhby bezpeky Ukrainy (HDA SBU) [Sectoral State Archive of the Security Service of Ukraine] (Kyiv, Ukraine), HDA SBU, f. 16, op. 1, spr. 566, ark. 251. The abbreviations in the archival sources refer to collection, inventory, file, and page/pages, which corresponds to *fond, opys, sprava, arkush(i)* in Ukrainian or *fond, opis', delo, list(y)* in Russian. Quotations in translation preserve the spelling, punctuation, and stylistic features of the originals, whenever possible. In the proceedings of Sobor, Fr Volodymyr Savchynskyy is mentioned as a representative of the Obertyn raion of Stanislav Oblast, Diiannia (see note 2), p. 55.

4 See HDA SBU, f. 16, op. 1, spr. 566, ark. 232.

5 The numbers come from Diiannia (see note 2), p. 53.

6 See *ibidem*, p. 19.

7 See Kathryn David: Galician Catholics into Soviet Orthodox. Religion and Postwar Ukraine, in: Nationalities Papers 46 (2018), 2, pp. 290–300; Kathryn David: One Ukraine, Under God. Church, State, and the Making of the Postwar Soviet Union. A dissertation submitted in partial fulfilment of the requirements for the degree of Doctor of Philosophy, Department of History, New York University, NY 2020, p. vi.

8 See Bohdan R. Bociurkiw: The Ukrainian Greek Catholic Church and the Soviet State (1939–1950), Edmon-ton 1996 (Ukrainian translation: Bohdan Botsiurkiv: Ukrainiska Hreko-Katolytska Tserkva i Radianska derzhava [1939–1950], Lviv 2005); Peter Šturák: The Situation of the Greek Catholic Church in Slovakia in the Second Half of 20th Century, in: Polonia Sacra 20 (2016), 2, pp. 5–22; Cristian Vasile: The Suppression of the Romanian Greek Catholic (Uniate) Church, in: East European Quarterly 36 (2002), 3, pp. 313–322.

In academic literature, the post-war liquidation of the Greek Catholic Churches is usually interpreted as a manifestation of the Kremlin's national or international policy. For example, Sabrina P. Ramet attributes the abolition of the GCC in the Ukrainian SSR, Romania, and Czechoslovakia to a national factor.<sup>9</sup> Similarly, in his monograph on the liquidation of the UGCC, Bohdan Bociurkiw highlighted the connection between Stalin's national and church policies.<sup>10</sup> The Ukrainian Autocephalous Orthodox Church (UAOC), for example, was abolished in the 1929–1930s.<sup>11</sup> Moreover, Steven Miner emphasized a striking continuity between the nineteenth-century tools of the ROC in the western borderlands during the Second World War.<sup>12</sup> International factor also played a role. As noted by Philip Walters, both the Churches with the centres abroad and the Vatican came under fierce attack in the post-war Soviet Union.<sup>13</sup> In other words, the de-legalisation of certain religious groups based on their links to foreign centres was driven by the security concerns of the Union of the Soviet Socialist Republics (USSR). In turn, Natalia Shlikhta argues that the abolition of the UGCC may have been caused by the Church's "active social stance" and historical experience of survival in adverse conditions.<sup>14</sup>

Scholars have highlighted the obvious parallels between the church "reunification" campaigns in the Russian Empire and in the Soviet Union.<sup>15</sup> To my knowledge, however, the post-war liquidation of the UGCC has not yet been analysed through a postcolonial lens.<sup>16</sup>

Postcolonial studies started with the publication in 1978 of Edward Said's seminal work "Orientalism."<sup>17</sup> Overall, the postcolonial and decolonial approaches have been more popular among literary scholars than among historians, especially in Eastern and Central Europe.<sup>18</sup> Moreover, postcolonial studies are generally associated with the Middle East and South Asia, whereas decolonial studies are traditionally linked to South America.<sup>19</sup> In most cases, postcolonialism deals with European empires that had maritime colonies, such as the British Empire or French

- 9 See Sabrina Pedro Ramet: *The Interplay of Religious Policy and Nationalities Policy in the Soviet Union and Eastern Europe*, in: *ibidem* (ed.): *Religion and Nationalism in Soviet and Eastern European politics*, Durham 1989, pp. 1–41, p. 5.
- 10 See Botsiurkiw, *Tserkva* (see note 8), p. xii.
- 11 See Bohdan Botsiurkiw: *Znyshchennia Ukrains'koi Pravoslavnoi Tserkvy v Radians'komu Soiuzi u 1929–1936 rokakh* [Destruction of the Ukrainian Orthodox Church in the Soviet Union in 1929–1936], in: *Suchasnist'* (1990), ch. 11, pp. 80–91.
- 12 See Steven Merritt Miner: *Stalin's Holy War. Religion, Nationalism, and Alliance Politics, 1941–1945*, Chapel Hill, NC 2003, p. 96.
- 13 See Philip Walters: *A Survey of Soviet Religious Policy*, in: Sabrina P. Ramet (ed.): *Religious Policy in the Soviet Union*, Cambridge 1993, pp. 3–30, p. 18 f.
- 14 See Natalia Shlikhta: *The Ukrainian Greek Catholic Church after the 1946 'Lviv Sobor': Living through the Soviet Period*, in: Adam A.J. DeVille, Daniel Galadza (eds.): *The 'Lviv Sobor' of 1946 and Its Aftermath: Towards Truth and Reconciliation*, Leiden 2023, pp. 119–145, p. 120.
- 15 See Botsiurkiw, *Tserkva* (see note 8), p. 135, fn. 22; David, *Ukraine* (see note 7), pp. 9–21; Shlikhta, *The Ukrainian Greek Catholic Church* (see note 14), p. 121.
- 16 In this article, the terms "imperial" and "colonial" will be used as synonyms, although they are not necessarily identical. See, for example: Krishan Kumar: *Colony and Empire, Colonialism and Imperialism: A Meaningful Distinction?*, in: *Comparative Studies in Society and History* 63 (2021), 2, pp. 280–309.
- 17 See Edward W. Said: *Orientalism*, London 2003.
- 18 See Klemens Kaps, Jan Surman: *Postcolonial or Post-colonial? Post(-)colonial Perspectives on Habsburg Galicia*, in: *Historyka. Studia metodologiczne* 42 (2012), pp. 7–35, p. 23.
- 19 See Gurminder K. Bhambra: *Postcolonial and Decolonial Reconstructions*, in: *Connected Sociologies* (2014), pp. 117–139, p. 118.

Empire. This traditional scheme of overseas colonies is challenged by the concept “internal colonisation,” which allows to apply or at least to test postcolonial and decolonial theories in other contexts. In particular, the authors of a special issue of “Historyka” (2012) reflect on whether one can view Habsburg Galicia as a colony.<sup>20</sup>

In turn, the full-scale Russian-Ukrainian war has activated the debate on whether Ukraine was a Russian and then a Soviet colony.<sup>21</sup> According to Yaroslav Hrytsak and Yuriy Shapoval, Ukraine was not a typical colony. Thus, the western borderlands of the Russian Empire and later of the Soviet Union were culturally and economically more developed than the centre, which challenges a common understanding of centre and periphery in the imperial context.<sup>22</sup> Moreover, as these historians argue, the Ukrainians were largely represented among the ruling elites of both the Russian Empire and the post-Stalin USSR. According to Hrytsak and Shapoval, however, Russian colonial policy towards Ukraine culminated during three periods, namely during “the liquidation of the Cossack state, the last decades of the Russian Empire’s existence, and the period of Stalin’s rule.”<sup>23</sup> The question about the imperial nature of Stalinist rule is particularly relevant in the context of Eastern Galicia, which first encountered Soviets only in 1939.

This article aims at a postcolonial reading of the sovietisation of Galicia and of the Church liquidation as seen by contemporaries. The colonial dynamics in the region were complex and ambivalent. On the one hand, having annexed Galicia, the Stalinist regime demonstrated its political and military power, trying to erase the region’s national and religious specifics. On the other hand, as former subjects of the Habsburg monarchy and later citizens of the Second Polish Republic, the Galicians felt that they were culturally and economically superior to the representatives of the Soviet Union who arrived in 1939.

The study is mainly based on the memoirs of Galician Ukrainians and documents of the Soviet secret police. The postcolonial analysis of the sovietisation of Galicia and liquidation of the UGCC can make a significant contribution to studies in the decolonisation of East Europe and the so-called Soviet studies.

## Two Worlds

The idea of the West’s superiority over the East, which Said brought to light, figures prominently in the Galician intellectuals’ descriptions of the Red Army soldiers and representatives of the Soviet administrative apparatus. According to Ola Hnatiuk, it was a commonplace for the Poles to mention “barbarians from the east” in their memoirs.<sup>24</sup> The Ukrainian intelligentsia were not very

20 See Galicia Postcolonial. Prospects and Possibilities [Preface], in: Historyka. Studia metodologiczne 42 (2012), p. 6.

21 See, for example: Yaroslav Hrytsak, Yuriy Shapoval: Chy bula Ukraina rosiis’koiu koloniieiu? [Was Ukraine a Russian colony?], in: Ukraina Moderna, 20 July 2023, <https://uamoderna.com/history/chy-bula-ukraina-ro-siyskoiu-koloniieiu> [accessed on 16 September 2024]. The authors of the publication focus mainly on those Ukrainian territories which were a part of the Russian Empire and later the USSR.

22 See *ibidem*.

23 *Ibidem*.

24 Ola Hnatiuk: *Courage and Fear*, Boston 2019, p. 266.

different in this respect. For example, in her 1958 preface to the collection of memoirs “Western Ukraine under the Bolsheviks,” Milena Rudnytska portrayed the 1939 arrival of the Soviets in Galicia as follows: “For the first time, the world of European civilisation met the Bolshevik world.”<sup>25</sup> Fr Kostelnyk described the encounter with the Soviets in similar terms: “Our meeting with the Bolsheviks was a meeting of two cultures, two worlds in which different moral, political, and economic laws operate.”<sup>26</sup> In general, the memories of Galicians about the period 1939–1941 highlight the cultural and social gap that, in their view, lay between the local population and the newcomers from the USSR.

Fr Kostelnyk emphasised a fundamental difference between the Galicians and the newly arrived “Soviets”: “Every person who came from the Bolshevik tsardom was identified by our people by looks alone. These were different people, with a different appearance, different behaviour, and a different soul. People who had been brought up by the 20-year-long, most terrible and most insane revolution.”<sup>27</sup> At the same time, the priest saw the roots of the differences between the “two worlds” not in geography or religion, but rather in the very nature of the Soviet regime: “Everyone saw quite clearly that Bolshevism led to incredible impoverishment and cultural degradation and that this was a system of refined torture and extermination of people.”<sup>28</sup> In other words, the priest did not essentialise the underlying differences between the “two worlds” but attributed them to the previous dominance of different political systems.

The locals and the newly arrived had contrasting views on what constituted economic welfare. The wife of a Lviv doctor noted, for example: “In general, our poor Galicia seemed to them to be a country flowing with milk and honey.”<sup>29</sup> Thus, surprised by the abundance of goods in the Polish shops, the Red Army soldiers bought food and other items *en masse*.<sup>30</sup> At the same time, the Soviet tank drivers who entered Lviv in September 1939 assured the locals that there was no shortage of supplies in the Soviet Union.<sup>31</sup> Sometimes they were caught in comical situations, when responding positively, for example, to the questions as to whether the USSR had a lot of scarlet fever or Amsterdams.<sup>32</sup> When the locals expressed doubts about the welfare of Soviet people, the latter replied that, instead of “silk stockings and perfumes” they had “tanks, guns and airplanes.”<sup>33</sup> This argument was convincing enough to bring similar discussions to an end.<sup>34</sup>

While the memoirs focus on the contrasts between the locals and the newcomers, the latter group was not homogeneous. On the one hand, Fr Kostelnyk portrays the “Soviets” as a collective category that includes Ukrainians, Russians, Jews, and representatives of other nationalities.<sup>35</sup> On

25 Milena Rudnytska (ed.): *Zakhidnia Ukraina pid bilshovykamy*, IX. 1939 – VI. 1941. Zbirnyk spohadiv [Western Ukraine under the Bolsheviks. IX.1939 – VI.1941. A collection of memoirs], New York, NY 1958, p. 5.

26 *Ibidem*, p. 26.

27 *Ibidem*, p.19.

28 *Ibidem*, p. 25.

29 *Ibidem*, p. 81.

30 See Jan T. Gross: *Revolution from Abroad: The Soviet Conquest of Poland’s Western Ukraine and Western Belorussia*, Princeton 2002, pp. 47 f.

31 See Rudnytska (ed.), *Ukraina* (see note 25), p. 60.

32 See *ibidem*, pp. 60 f.

33 Gross, *Revolution* (see note 30), p. 48.

34 See *ibidem*.

35 See Rudnytska (ed.), *Ukraina* (see note 25), pp. 19 f.



the other hand, he considers Russians to be a driving force behind the Soviet conquest of Galicia: “But we all observed very clearly that the soul of ‘Sovietness’ were the Muscovites: Muscovite doctrinalism, Muscovite despotism, Muscovite passivity leading to helplessness in patience [and; K. B.] psychopathic messianic tendencies to save the world.”<sup>36</sup> According to Fr Kostelnyk, Ukrainians who now came to Galicia with the new administration were selected based on their loyalty to the regime.<sup>37</sup> However, the Soviet Ukrainians at large, argued the priest, were the regime’s victims.<sup>38</sup> Consequently, the juxtaposition of “newcomers” and “locals” took on an ethnic colouring, with Russians perceived as colonisers and Ukrainians (both in and outside Galicia) as colonised.

Overall, contemporaries often used such terms as “imperialism,” “metropolis,” “colony,” or “occupation” to describe the Soviet policy in Galicia. Interestingly enough, this terminology was used by both socialists and nationalists. Thus, an anonymous Ukrainian socialist drew a comparison between the tsarist occupation of Galicia during the First World War and the “Bolshevik ‘liberation’” during the Second World War.<sup>39</sup> The author concluded that the first advent of the Soviets was “an ordinary occupation by Stalin in the interests of Russian Bolshevik imperialism” in the political sense, “colonial exploitation of Western Ukraine in the interests of the Moscow metropolis” in the economic respect, and “an attempt to assimilate Ukrainian national culture with Russian culture” in the “national and cultural” dimension.<sup>40</sup>

A similar rhetoric was used by the nationalist camp. Thus, in its foundational document, the Ukrainian Supreme Liberation Council (*Ukrainska Holovna Vyzvolna Rada, UHVR*), established in July 1944, pointed out the colonial nature of both Soviet and Nazi policies towards Ukraine. In particular, it argued that “the Moscow-Bolshevik and German-Hitler imperialisms” pursued the goal of “a total, colonial exploitation of Ukrainian land and its population.”<sup>41</sup> Thus, local Ukrainian intelligentsia viewed the Soviet conquest of Galicia as a political, economic, and national subjugation of the region to Moscow.

## In Line with the Tsarist Scenario

The post-war abolition of the UGCC had a precedent in the anti-Uniate policies of the Russian tsarist state. Thus, as the Polish-Lithuanian Commonwealth was partitioned in the late eighteenth century, the territories with the presence of the Uniate Church, as the Greek Catholic Church was called at that time, were split between the Austrian and the Russian Empires. While the Habsburgs supported this Church, the Romanovs pursued a discriminatory policy towards the Uniates. In 1795, Catherine II liquidated all Uniate dioceses, except for Polotsk (Polatsk), with

36 Ibidem, p. 20.

37 See ibidem.

38 See ibidem, p. 20.

39 See ibidem, pp. 96 f.

40 Ibidem, p. 109.

41 Ievhen Shtendera et al. (eds.): *Litopys UPA, t. 8: Ukrains'ka Holovna Vyzvol'na Rada. Dokumenty, ofitsiini publikatsii, materialy*, kn. 1: 1944–1945 [The Chronicle of the UPA, vol. 8: Ukrainian Supreme Liberation Council. Documents, official publications, materials, Book 1: 1944–1945], Toronto 1980, p. 34.

this change being reversed by Paul I after the empress's death in 1796.<sup>42</sup> Overall, during 1794–1796, 1.6 million Uniates in the Russian Empire were forced into Orthodoxy.<sup>43</sup> Later, during the reign of Nicholas I, the Polotsk Council (1839) declared the “reunion” of the Uniate Church with the Orthodox Church. While there were approximately 1.5 million Uniates in the Russian Empire as of 1820 s, this number fell to 220,000 believers (in the Kingdom of Poland) by 1840.<sup>44</sup>

The striking resemblance between the Polotsk Council (1839) and the “Lviv Sobor” (1946) allowed Bociurkiw to suggest that “the Soviet authorities, the Moscow Patriarchate, and the Initiative Group were aware of the materials of the Secret Commission for Unification, which was created by Nicholas I to force the Uniates into the Orthodoxy.”<sup>45</sup> In particular, both events took place on the Sunday of the Triumph of Orthodoxy.<sup>46</sup> However compelling this hypothesis may be, it has not been yet substantiated by the documents, at least not to my knowledge.

Yet, as pointed out by Bociurkiw, Archpriest Ruzhytskyi drew on the parallel between the 1946 and the 1839 events in his speech at the “Lviv Sobor.”<sup>47</sup> Indeed, Fr Ruzhytskyi, then the administrator of the Ukrainian Exarchate of the ROC, recalled the inscriptions on the nineteenth-century medal, “Torn away by violence (1596) reunited by love (1839)” on one side and “Triumph of Orthodoxy” on the other side, among others.<sup>48</sup> In fact, the Archpriest's speech was full of historical references, from the introduction of Christianity in Rus' to the international activities of the ROC in 1945.<sup>49</sup> This mention alone, however, does not necessarily imply that the Soviet authorities or the Moscow Patriarchate intentionally used Polotsk Council as a historical precedent. On the contrary, as documentary evidence suggests, it was the Initiative Group that persistently referred to the tsarist scenario of “reunification” in their communication with the church or secular authorities.

In particular, Fr Kostelnyk frequently appealed to the imperial experience. Thus, in his letter to Patriarch Aleksii of Moscow, dated 27 July 1945, the priest stated that at least two years would be needed to conduct the “reunification” campaign, adding: “In tsarist Russia, the union existed for more than 40 years (and in the Khelm region for almost 80 years).”<sup>50</sup> Similarly, in his letter to Patriarch Aleksii from 3 October 1945, the priest argued: “Such a revolution, as history shows, in the past required at least 40–50 years, and now, although it will be accelerated, the re-education of all the faithful will take decades.”<sup>51</sup> In other words, the lengthy process of the Church liquidation in the Russian Empire was to convince the Patriarch of the need to “reunite” the Greek Catholics of Galicia gradually.

42 See Larry Wolff: *Disunion within the Union. The Uniate Church and the Partitions of Poland*, Cambridge, MA 2022, pp. 71, 74.

43 See *ibidem*, p. 73.

44 Katherine Leah Younger: *Contested Confession. The Greek Catholic / Uniate Church in 19th Century European Politics*. Doctor of Philosophy Faculty of the Graduate School Yale University, Yale, CT 2018, pp. 40, 42.

45 Botsiurkiv, Tserkva (see note 8), p. 135, fn. 22.

46 See *ibidem*.

47 See *ibidem*, p. 153.

48 See Diiannia (see note 2), p. 125.

49 See *ibidem*, pp. 118–126.

50 Yuriy Voloshyn: Havryl Kostel'nyk: try lysty do moskovs'koho patriarkha [Havryl Kostelnyk: three letters to the Moscow Patriarch], in: *Z arkhiviv VUChK-HPU-NKVD-KHB 2 (17) (2001)*, pp. 4–13, p. 5.

51 *Ibidem*, p. 7.

Fr Kostelnyk clearly intended to recreate the scenario of the Polotsk Council. In particular, in the same letter to the Patriarch, the priest mentioned that “in tsarist Russia the union was abolished by bishops who were originally Uniates.”<sup>52</sup> By the time the letter was written, it was clear that no Greek Catholic bishop would agree to participate in the “reunification” campaign. The head of the Initiative Group thus understood how problematic it would be to present the liquidation of the UGCC as her voluntary self-dissolution. Already in his letter from 3 October 1945, Fr Kostelnyk expressed his intention to convene a council in January 1946.<sup>53</sup> In turn, in his letter to the Patriarch of 19 October 1945, the priest sharply criticised the idea of separate councils and considered convening a general council in Lviv even earlier, in December 1945.<sup>54</sup> According to the head of the Initiative Group, only a general council would have legal force.<sup>55</sup> Thus, the idea to “reunite” the UGCC with the ROC on the model of the Polotsk Council belonged to Fr Kostelnyk.

The secretary of the Initiative Group, Serhii Khrutskyi, also referred to the example of the Russian Empire when advising the republican leadership of the CROCA to learn from the experience of the liquidation of the Uniate Church in the 1870s in the Kholm (Chelm) region. He argued that the use of violence strengthened the resistance of the local population to forced Orthodoxization, which eventually resulted in the Latinisation and Polonisation of up to 200,000 Ukrainians.<sup>56</sup> In contrast, argued Khrutskyi, this did not happen in the southern part of the Kholm region, in the Lublin governorate, where no violence was used to force the Uniates into the Orthodoxy.<sup>57</sup> According to the secretary of the Initiative Group, the persecution of priests would give them an aura of martyrdom.<sup>58</sup> The above argumentation suggests that Khrutskyi’s aim was to reduce a scale of state repression against the Greek Catholic clergy. It is noteworthy, however, that his recommendations for the Soviet authorities were based on the lessons learnt from the tsarist experience.

The Greek Catholic priests in the post-war Galicia were aware of the parallels between the tsarist and Soviet approaches to the UGCC. For example, Fr Heryliuk-Kupchynskyi recalls the argumentation of Fr Yuriy Melymuka to oppose a change of the Church jurisdiction imposed by the Soviets: “He said a few words about how long Moscow had persecuted Ukrainian Catholics, in what way, and starting with Peter I, Catherine I, Catherine II, then Nicholas I, Alexander II. And he said: ‘Well, the same thing is happening now. I am ready to be a martyr for the holy unity with the Apostolic See.’”<sup>59</sup> After so many years, Fr Heryliuk-Kupchynskyi may not have reproduced Fr Melymuka’s exact wording. What this quote nonetheless suggests is a priest’s firm conviction of the generally hostile attitude of Russian rulers towards the Greek Catholics and of a direct continuity between the Russian and Soviet policies.

52 Ibidem, p. 9.

53 See ibidem, pp. 9f.

54 See ibidem, pp. 10–13.

55 See ibidem, p. 12.

56 See Gosudarstvennyi arkhiv Rossiiskoi Federatsii (GARF) [State Archive of Russian Federation] (Moscow, Russian Federation), f. 6991, op. 1, d. 33, l. 98.

57 See ibidem.

58 See ibidem.

59 Heryliuk-Kupchynskyi Petro-Iosafat Petrovych, Chastyna 1, 11 lypnia 2005 r. [Heryliuk-Kupchynskyi Petro-Iosafat Petrovych, Part 1, 11 July 2005], in: Virtual’nyi muzei “Dysydents’kyi rukh v Ukraini” [Virtual Museum “Dissident Movement in Ukraine”], <https://museum.khpg.org/1195502767> [accessed on 13 April 2024].

Interestingly enough, active participants in the movement for the legalisation of the UGCC resorted to this rhetoric in the 1980s. For example, Yosyp Terelia would draw a parallel between the destruction of the Church by Russian tsars and later by Stalin.<sup>60</sup> In turn, in his letter to the newspaper “Vilna Ukraina” (2 July 1985), Fr Herman (Hryhorii) Budzynskiy mentioned the alleged “self-destruction” of the Church in 1839 under the rule of Nicholas I.<sup>61</sup> Thus, the understanding of the imperial nature of the liquidation of the UGCC persisted in the Church underground.

## Is Kyiv or Moscow the Centre?

Soviet propaganda consistently emphasised that Ukrainians were finally released from the oppression of the occupiers. Galician Ukrainians found themselves in a nominally Ukrainian state, with Kyiv as its capital. Fr Savchynskiy’s assumption that Kyiv was the centre, not Moscow, was equally shared by the Greek Catholic hierarchy. The head of the UGCC, Metropolitan Andrey Sheptytsky, viewed incorporation of Galicia into the Soviet Union as an opportunity to conduct missionary activities in the east. Thus, in February 1940, positions for parish priests in Kyiv, Odesa, Vinnytsia, Kharkiv, and Poltava were advertised in the official press organ of Lviv Archeparchy.<sup>62</sup>

In September 1944, upon the return of the Soviets to Galicia, Metropolitan Sheptytsky held a meeting with Serhii Danylenko-Karin, a colonel of the state security service who introduced himself as the acting commissioner of the Council for Religious Cults Affairs (CRCA) of the Ukrainian Soviet Socialist Republic (SSR). When Metropolitan Sheptytsky touched on the subject of the church unification of Ukrainians, Danylenko-Karin argued that “bringing the Uniates back under the Orthodox jurisdiction” was the only feasible way to do that.<sup>63</sup>

Metropolitan Slipyi, who became the head of the UGCC after the death Metropolitan Sheptytsky on 1 November 1944, also cherished the idea of the Church activities in Eastern Ukraine. Moreover, during his meeting with Danylenko-Karin in January 1945, the new Church leader pleaded for the title “Metropolitan of Kyiv” to be added to the previous title of the head of the UGCC, which was “Metropolitan of the Greek Catholic Church, Archbishop of Lviv and Kamianets'-Podilskiy.”<sup>64</sup> Since there was no longer a border between western and eastern Ukraine, argued Metropolitan Slipyi, his jurisdiction now extended to the entire Soviet Union.<sup>65</sup> Danylenko-Karin objected to adding the title “Metropolitan of Kyiv” but allowed the use of the

60 See HU-OSA 300-85-9-118/AS4898, ark. 1.

61 See HU-OSA 300-85-9-133/AS5515 (AS5344), ark. 4.

62 See M. O. [Mytropolychyi ordynariat], ch. 19, in *L'vivs'ki arkhieparchial'ni vidomosti, liutyi 1940 r.*, ch. 2 [The News of Lviv Archeparchy, February 1940, part 2], p. 12.

63 Volodymyr Serhiichuk et al. (ed.): *Mytropolyt Andrei Sheptytskyi u dokumentakh radians'kykh orhaniv derzhavnoi bezpeky (1939–1944 rr.)* [Metropolitan Andrey Sheptytsky in the documents of the Soviet organs of state security (1939–1944)], Kyiv 2005, p. 286.

64 Volodymyr Serhiichuk (ed.): *Likvidatsiia UHKTs (1939–1946). Dokumenty radyans'kykh orhaniv derzhavnoyi bezpeky*, t. 1 [Liquidation of the UGCC (1939–1946). Documents of the Soviet organs of state security, vol. 1], Kyiv 2006, p. 329.

65 See *ibidem*, p. 329.

previous title of Metropolitan Sheptytsky.<sup>66</sup> In addition, Danylenko-Karin asked the head of the UGCC about his views on the “reunification” of the Greek Catholics with the Orthodox, outlining three possible scenarios: under the auspices of the Moscow Patriarch, the Ecumenical Patriarch, or the Pope.<sup>67</sup> Yet Metropolitan Slipyi, similar to his predecessor, considered only one option acceptable, namely the church unification of Ukrainians in the bosom of the Catholic Church.<sup>68</sup>

The unification of Ukrainian lands also reinforced the political significance of Kyiv as the capital for Galician Ukrainians. Thus, the Greek Catholic hierarchy sought to engage in a dialogue with the political leadership of Soviet Ukraine. In particular, when the Church delegates stopped in Kyiv on their way from Lviv to Moscow in December 1944, they were disappointed to find that there were no official meetings at the republican level. The members of the delegation requested that a meeting with one of the republican leaders, either the head of the Council of People’s Commissars, Nikita Khrushchev, or the head of the Supreme Soviet of the Ukrainian SSR, Mykhailo Hrechukha, or the leader of the Communist Party of Ukraine, Demian Korotchenko, take place on their return trip from Moscow.<sup>69</sup>

According to Archmandrite Klymentii Sheptytsky and Fr Havryil Kostelnyk, at this meeting they planned to “express gratitude to the Ukrainian government for the liberation of Galicia from the German invaders and express the hope for cooperation between the Greek Catholic Church and the Soviet government.”<sup>70</sup> The wish of the Greek Catholic delegation to meet the authorities in Kyiv may reveal their belief in the ability of the Ukrainian government to make Church-related decisions independently of Moscow. Yet Fr Kostelnyk, for his part, emphasised a purely formal character of the requested meeting: “We will resolve all principal issues in Moscow and we can only congratulate our government.”<sup>71</sup> Thus, even though Fr Kostelnyk referred to the Ukrainian government as “our government”, he understood that the key decisions were made in the centre of the Soviet metropolis, Moscow.<sup>72</sup> In December 1944, while in Moscow, the priest was reported to say: “I am thinking about Ukraine’s independence. On the one hand, the Muscovites are such fanatics who will never give up Ukraine, and, on the other hand, the Poles, who are always shouting ‘from the sea to the sea.’ I’m a supporter of the idea that ‘the Russian sea is better than the Polish swamp.’”<sup>73</sup> Such a formulation suggests that in 1944, similar to 1939–1941, Fr Kostelnyk considered the Soviet project to be a Russian one.

The meeting between the Greek Catholic delegation and the Soviet leadership in Kyiv never took place, however. As Metropolitan Slipyi told Danylenko-Karin during their conversation in January 1945, “no one in Kyiv wanted to receive the delegation.”<sup>74</sup> However, in April 1946, that is, after

66 See *ibidem*, pp. 329, 333.

67 See *ibidem*, pp. 329 f.

68 See *ibidem*, p. 330.

69 See *ibidem*, pp. 275 f.

70 *Ibidem*, p. 276.

71 *Ibidem*.

72 In fact, this understanding emerged already during the first arrival of the Soviets. Thus, recalling the period of 1939–1941, a Galician socialist noted that the concept of “motherland” acquired a new meaning, namely “the Soviet Union with Moscow as its capital”, Rudnytska (ed.), *Ukraina* (see note 25), p. 92.

73 Serhiichuk (ed.), *Likvidatsiia* (see note 64), p. 294.

74 *Ibidem*, p. 336.

the forced “reunion” took place, Fr Kostelnyk, as well as Bishops Pelvetskyi and Melnyk, were received by Khrushchev and Hrechukha.<sup>75</sup> Yet this meeting was hardly a sign of decentralisation of political decisions. In particular, as reported by the head of the 2nd Department of the Ukrainian MGB, Medvedev, “the delegation left for Moscow 48 hours later.”<sup>76</sup>

This episode shows how radically the situation changed in about a year. As of April 1946, not only the head of the UGCC was imprisoned, but also Frs Kotiv and Budzynski, with whom Fr Kostelnyk had travelled to Moscow in December 1944.<sup>77</sup> The UGCC was not only decapitated, but also liquidated at the “Lviv Sobor,” in the convening of which Fr Kostelnyk played a key role. Once the Greek Catholic priests became Orthodox, the political leaders in both Kyiv and Moscow were ready to cooperate with them to ensure successful sovietisation of Galicians. As stressed by Hrechukha during a meeting with the delegates, the liquidation of the UGCC had to be continued, in particular through work with believers.<sup>78</sup>

## Sovietisation – Ukrainianisation or Russification?

The Soviet annexation of Galicia took place in 1939, that is, after the “Ukrainisation” policy had been brutally reversed in the USSR in 1933. Launched in 1923, the policy of “indigenisation” (*korinizatsiia*), which in Soviet Ukraine was known as “Ukrainisation,” entailed the involvement of indigenous cadres and support for national languages of the Soviet republics. Yet certain aspects of this policy were implemented in the territories annexed during the Second World War. As follows from Jan Gross’s study, during 1939–1941, the schools in Western Ukraine and Western Belarusia usually switched from Polish to Ukrainian, Belarusian, Russian, or Yiddish as a language of instruction.<sup>79</sup> Gross notes that the local population unanimously supported the introduction of national languages in schooling, government, and street names, for example.<sup>80</sup>

However, according to the memoir of an anonymous Galician socialist about the period of 1939–1941, the Russian language penetrated the public space of Lviv: “The Bolshevik authorities knew, for example, very well that there were no Russians in Galicia and that the Russian language was completely incomprehensible here. This did not prevent them from delivering proclamations and speeches at the rallies in Russian, and from immediately introducing Russian as a mandatory subject in schools.”<sup>81</sup> In addition, many Lviv streets were given “Russian or Soviet-Russian names” (after Pushkin, Lermontov, Vatutin, Kirov, etc.).<sup>82</sup> Although Ukrainian was the language of official documentation, Russian was often used in private communication, especially by newly arrived Ukrainians who in this way sought to avoid suspicions of nationalism.<sup>83</sup>

75 See HDA SBU, f. 16, op. 1, spr. 965, ark. 9

76 Ibidem.

77 Fr Klymentiy Sheptytsky, who headed the Greek Catholic delegation in December 1944, was arrested later, in June 1947.

78 See HDA SBU, f. 16, op. 1, spr. 965, ark. 8.

79 See Gross, *Revolution* (see note 30), p. 127.

80 See *ibidem*, p. 128.

81 Rudnytska (ed.), *Ukraina* (see note 25), p. 91.

82 *Ibidem*, p. 92.

83 See *ibidem*, pp. 93 f.



Obviously, two years of Soviet rule were not enough for Galicians to master Russian. Thus, the Greek Catholic delegation that travelled to Moscow in late 1944 included a designated person, the Studite hieromonk Budzinskyi, who spoke Russian well.<sup>84</sup> This suggests that other delegates, namely Frs Klymentiy Sheptytsky, Havryil Kostelnyk, and Ivan Kotiv, were not fluent enough to conduct negotiations in this language.

When the delegation stopped in Kyiv on their way to Moscow, Fr Kostelnyk noticed that people in Kyiv were Russian-speaking. Sharing later his impressions with Danylenko-Karin, the priest noted that “Ukrainian could not be heard in the streets, as if it were not a Ukrainian city.”<sup>85</sup> The only place in the capital of Soviet Ukraine where the delegates heard their native language was the theatre.<sup>86</sup> Since ethnicity in Galicia was usually linguistically and religiously marked, Fr Kostelnyk evidently considered the Ukrainian language to be an integral attribute of Ukrainianness.

Having learned about the language situation in Kyiv, the delegates could hardly expect to hear Ukrainian in Moscow. However, they encountered a pleasant surprise there. In particular, at the meeting with the “competent people” (actually representatives of the People’s Commisariat for State Security [NKGB]), one of the generals introduced himself as a Ukrainian and offered to have the conversation in their mother tongue.<sup>87</sup> This made a strong impression on Fr Kostelnyk, who later recalled that the general spoke Ukrainian better than he did.<sup>88</sup> In his memoir, Pavlo Sudoplatov, a lieutenant general of the state security service and a native of Melitopol, a city in Southern Ukraine, recalls that he communicated with the representatives of the UGCC in a “Western Ukrainian dialect.”<sup>89</sup> Thus, speaking Ukrainian was rather an NKGB trick to set the interlocutors up for a fruitful dialogue, as the topic under discussion was a very sensitive one, namely the disarmament of the nationalist underground in Galicia.<sup>90</sup>

Later, when the Soviet authorities decided to abolish the UGCC, they conducted the anti-Church campaign in Ukrainian. The article “With a Cross or With a Knife” by Yaroslav Halan (under the pseudonym Volodymyr Rosovych) was published in the 8 April 1945 issue of “Vilna Ukraina” (“Free Ukraine”) in Ukrainian.<sup>91</sup> Fr Kostelnyk’s book “Ap. Peter and the Roman Popes, or the Dogmatic Foundations of the Papacy” was also written in Ukrainian.<sup>92</sup> Interestingly, Khrutskyi suggested to Pavlo Khodchenko, the republican commissioner of CROCA, to have Fr Kostelnyk’s book translated into other languages to encourage, for example, the Roman Catholic clergy to switch to Orthodoxy.<sup>93</sup> In other words, propaganda in postwar Galicia was conducted in the native language of the target audience.

84 See Serhiichuk (ed.), *Likvidatsiia* (see note 64), p. 251.

85 *Ibidem*, p. 321.

86 See *ibidem*.

87 See *ibidem*, p. 323.

88 See *ibidem*, p. 292.

89 Pavel Sudoplatov: *Spetsoperatsii. Lubyanka i Kreml'. 1930–1950 gody* [Special operations. Lubyanka and the Kremlin. 1930–1950.], Moskva 2003, p. 168.

90 See Serhiichuk (ed.), *Likvidatsiia* (see note 64), p. 325.

91 See Volodymyr Rosovych: *Z khrestom chy z nozhem* [With a Cross or With a Knife], in: *Vil’na Ukraina*, 8 kvitnia 1945 r., pp. 5f., <http://old.avr.org.ua/index.php/viewDoc/23194/> [accessed on 5 August 2024].

92 See O. Dr. Havryil Kostel’nyk: *Ap. Petro i rymski papy abo dohmatychni pidstavy papstva* [Fr Dr Havryil Kostel’nyk: Ap. Peter and the Roman Popes or the Dogmatic Foundations of the Papacy], L’viv 1945.

93 See GARE, f. 6991, op. 1, d. 33, l. 100.

In this respect, the language policy of the Soviet regime was fundamentally different from the approach of the Russian tsarist regime, which on several occasions (in 1863 and in 1876) banned the use of the Ukrainian language. In other words, there was no direct continuity between the imperial and Soviet regimes in this regard. For example, one of the leading participants in the movement for the legalisation of the UGCC in the 1980s, Josyp Terelya, disagreed with the statement that the Soviet regime was “a new variation of Russian imperialism,” offering instead the following interpretation: “It is just that the communists built their own empire on the remains of the Russian Empire, and they do not care about the language of communication.”<sup>94</sup>

In contrast to Terelya, Fr Budzinskyi wrote in his article for “Vilna Ukraina” (2 July 1985) that “the Ukrainian language is 100% under discrimination.”<sup>95</sup> The priest arrived at this conclusion by comparing the Roman Catholics, whose services were conducted in Russian, Polish or Hungarian, with the Ukrainian Greek Catholics, who were deprived of the right to pray in their native language.<sup>96</sup> Thus, even in a rather narrow circle of participants of the movement for the legalisation of the UGCC, there were different views on the Soviet linguistic policy.

Apart from using Ukrainian, the regime also involved ethnic Ukrainians in the process of the Church liquidation. As David has noted, in postwar Galicia, the governance structures were composed mainly of newcomers, so the church sphere, where Galicians occupied key positions, was rather an exception.<sup>97</sup> However, the influence of local hierarchs should not be exaggerated. For example, the head of the Lviv eparchy was not a Galician priest with a Greek Catholic background, but an Orthodox Ukrainian. As follows from a letter from the head of CROCA Georgiy Karpov to Khrushchev (20 April 1945), Stalin approved the idea of creating an Orthodox eparchy with a centre in Lviv, which would be headed by a Ukrainian bishop.<sup>98</sup> The letter noted that such a hierarch, Makariy Oksiuk, had arrived in Moscow from Kyiv the day before (19 April), and that his ordination and departure for Lviv were scheduled for 22 April 1945.<sup>99</sup>

In the above-mentioned letter to Patriarch Aleksii (27 July 1945), Fr Kostelnyk argued that “reunification” could only be carried out “from within,” that is, through the efforts of the Galician clergy. Therefore, insisted the priest, “the activities of His Eminence Makariy should be severely restricted for the time being.”<sup>100</sup> And in his letter from 3 October 1945, the head of the Initiative Group expressed his belief that “in principle, all our new Orthodox bishops should be our people, from the Uniates.”<sup>101</sup> Not surprisingly, the priest substantiated this need with the benefit it would bring to the “reunification” campaign.<sup>102</sup>

94 HU-OSA 300-85-9-118/AS4899, ark. 6.

95 HU-OSA 300-85-9-133/AS5515 (AS5344), ark. 5.

96 See *ibidem*.

97 See David, *Ukraine* (see note 7), p. 21.

98 See Yuriy Slyvka (ed.): *Kul'turne zhyttia v Ukraini. Zakhidni zemli. Dokumenty i materialy*, t. 1: 1939–1953 [Cultural life in Ukraine. Western lands. Documents and materials, vol. 1: 1939–1953], Kyiv 1995, p. 259.

99 See *ibidem*, p. 260.

100 Voloshyn, *Kostel'nyk* (see note 50), p. 4.

101 *Ibidem*, p. 8.

102 See *ibidem*, pp. 8–10.

Neither did the secretary of the Initiative Group, Serhii Khrutskyi, consider this episcopal appointment a fitting one:

“The local Greek Catholic bishop cannot be replaced by the current Orthodox Bishop Makariy of Lviv, because although he is Ukrainian by birth, in the eyes of the people and the/ Greek Catholic/ clergy he is a stranger, both in his dress and appearance and in his performance of the Divine Liturgy/ there are cult and ritual differences between the Greek Catholic and Orthodox churches/ and even in his Christian mentality. In addition, unfortunately, not having his own Ukrainian cathedral in Lviv, Bishop Makariy, by necessity, celebrates services in the lone Russian church in Lviv/ where services are conducted in the Church Slavonic language with Russian pronunciation, not the local, traditional Ukrainian pronunciation/.”<sup>103</sup>

Khrutskyi also argued that the nomination of a local bishop would solve the problem of the “dual power” of Bishop Makariy and Fr Kostelnyk, who had different approaches to “reunification.” Thus, while Bishop Makariy made individual appointments of Orthodox priests, Fr Kostelnyk wanted to “reunite” the entire Church.<sup>104</sup> However, the Soviet authorities did not heed the advice of the secretary of the Initiative Group between Khrutskyi was arrested, while Bishop Makariy’s church career was on the rise.<sup>105</sup>

Thus, despite the fact that the appointment of Ukrainians as hierarchs was a deliberate step by Stalin, the authorities did not seem to fully trust the priests from Galicia. For their part, the representatives of the Initiative Group perceived Bishop Makariy, despite his ethnicity, as an outsider. Presumably the newly appointed hierarch stood in the way of the vision of “reunification” that the Initiative Group wished to implement.

Khrutskyi was also right in highlighting the importance of the language factor for the “reunification” campaign’s success. For example, Metropolitan Ioann Sokolov’s address to the participants of the “Lviv Sobor” in Russian caused a storm of criticism.<sup>106</sup> Thus, according to the state security authorities, Fr Voloshyn allegedly called the exarch’s inability to speak Ukrainian a “scandal.”<sup>107</sup> In

103 GARF, f. 6991, op. 1, d. 33, l. 98.

104 See GARF, f. 6991, op. 1, d. 33, l. 98 f.

105 Khrutskyi and his family were eventually arrested and deported to Kazakhstan (See Khrutskyi Serhii, in: Yevhen Onats’kyi [ed.]: *Ukrains’ka mala entsyklopediia*, t. 8, kn. XVI [Ukrainian Small Encyclopedia, vol. 8, Book XVI], Buenos-Aires 1967, pp. 2024 f.). Khrutskyi’s removal from Lviv as part of “cleansing” was mentioned in the letter by Pavlo Khodchenko, the republican CROCA commissioner, to Georgii Karpov, the head of CROCA, dated 4 December 1947 (see GARF, f. 6991, op. 1, d. 217, l. 85). As for Bishop Makariy, he was a state security agent, code-name “Glebov” (See Roman Skakun, Vladimir Moroz: Nikolay Murani – “Berezovskiy” – “Sova”: sud’ba agenta i sud’ba Tserkvi [Nikolai Murani – ‘Berezovskiy’ – ‘The Owl’: The Fate of the Agent and the Fate of the Church], in: *Gréckokatolícka Cirkev na Slovensku vo svetle výročí, VIb. Prešov: Prešovská univerzita v Prešove Gréckokatolícka teologická fakulta [The Greek Catholic Church in Slovakia in the Light of the Anniversary, VIb. Prešov. VIb. Prešov: Prešov University in Prešov Greek Catholic Faculty of Theology] [2022], pp. 71–140, pp. 92, 97).*

106 Ioann (Sokolov), a graduate of Moscow seminary, became the head of the Ukrainian Exarchate of the ROC in February 1944. His title was “Metropolitan of Kyiv and Halych, Patriarchal Exarch of Ukraine” (see Serhii Plakhotniuk: Ioann [Sokolov Ivan Oleksandrovych], in: Ivan Dziuba, Arkadiy Zhukovskiy et al.: *Entsyklopedia Suchasnoi Ukrainy [Encyclopedia of Modern Ukraine]*, Kyiv 2011, esu.com.ua/article-12516 [accessed on 5 August 2024]).

107 HDA SBU, f. 16, op. 1, spr. 566, ark. 250. Fr Luka Voloshyn was a delegate from Drohobych Oblast (see Dianna [see note 2], p. 57).

turn, in the words of a lay representative Dudykevych, “the metropolitan’s sermon in Russian in St George’s was a barrel of cold water for the local population.”<sup>108</sup>

This suggests that outright Russification would have only deepened the Galicians’ perception of the Soviet rule as a foreign one. Therefore, when conducting the “reunification” campaign of the UGCC with the ROC, the Soviet authorities mostly used the Ukrainian language and involved ethnic Ukrainians in this process.

## Conclusion

The application of a postcolonial approach to the Soviet conquest of Galicia allows one to see how the contemporaries viewed the policies of the communist authorities in the region. The rhetoric about the colonial status of Ukraine was found in different political circles, as well as among the Greek Catholic clergy. Galicians often viewed the liquidation of the UGCC as a manifestation of Russian imperial policy.

On the one hand, the Greek Catholic hierarchs saw the inclusion of Western Ukraine into the Ukrainian SSR as an opportunity for the Church’s missionary activities. On the other hand, as the experience of the Church delegation suggests, the Kremlin clearly signalled to representatives of the Galician clergy that the capital of their state was Moscow, not Kyiv. In general, the Soviet government took a pragmatic approach to church delegations, whether Greek Catholic (in December 1944) or officially “reunited” (in April 1946), attempting to defeat the nationalist underground in the former case and to finalise the “reunification” campaign in the latter.

Fr Kostelnyk, who was a member of both delegations and headed the “reunification” campaign in the meantime, hardly changed his critical views on the nature of the Soviet regime. Despite the fact that the priest cooperated with the Soviet authorities, he never internalised Russianness.

While the promoters of forced Orthodoxization described the “reunification” in terms of the spiritual unity of Ukrainians on both banks of the Dnipro, the opponents of the forced merger of the UGCC with the ROC pointed to the imperial nature of Soviet religious policy, rooted in Russian tsarism. Paradoxically, it was Fr Kostelnyk and Khrutskyi who advised representatives of state and church authorities to resort to the experience of liquidating the Uniate Church in the Russian Empire.

The UGCC was abolished at a general council, as proposed by Fr Kostelnyk, even though the priest’s opinion did not coincide with the approach of Bishop Makariy. In other words, the documents suggest that the idea to liquidate the Church in Galicia according to the scenario of the Polotsk Council may have belonged to Fr Kostelnyk. To be sure, the participation of local elites in imperial projects in no way diminishes the colonising nature of the tsarist or Stalinist regimes. After all, both the initiators and opponents of the “reunification” among the Greek Catholic clergy

108 HDA SBU, f. 16, op. 1, spr. 566, ark. 250. The list of the lay delegates to the “Lviv Sobor” does not contain the surname “Dudykevych,” so the attribution of this quotation is probably incorrect (see Diianina [see note 2], p. 58). Prior to the liquidation of the UGCC, St George’s Cathedral in Lviv was a seat of the Greek Catholic Metropolitan.

drew clear parallels between the liquidation of the Uniate Church in the Russian Empire and the UGCC in the Soviet Union. Moreover, a representative of the Soviet secret services, Serhii Danylenko-Karin, cautiously discussed the possibility of “reuniting” the UGCC with the ROC with Metropolitan Sheptytskyi (in September 1944) and Metropolitan Slipyi (in January 1945), that is, before the Initiative Group was created.

To conclude, the attempt to consider the sovietisation of Galicia and the liquidation of the UGCC in the region as a manifestation of Kremlin’s imperial policy is not so much a tribute to historiographical fashion as a reflection of the views of contemporaries. Overall, looking at the sovietisation of Galicia in general and to liquidation of the UGCC in particular through a post-colonial lens highlights a continuity between the Russian imperial and the Soviet policy towards non-Russian populations.

## Kateryna Budz

British Academy’s Researchers at Risk Fellow, School of Divinity, New College,  
University of Edinburgh, Mound Place, Edinburgh, EH1 2LX,  
e-mail: katebudz@gmail.com, v1kbudz@ed.ac.uk

PhD in History (2016) from the National University of Kyiv-Mohyla Academy (Kyiv, Ukraine), in 2012–2013, she was a Black Sea Link Fellow at the New Europe College (Bucharest, Romania), she also conducted her research at the University of Toronto (September – December 2014) and at the Max Planck Institute for Social Anthropology in Halle / Saale, Germany (January – October 2015), during September 2022 – February 2023, she was a Combe Trust Fellow at the Institute for Advanced Studies in the Humanities (IASH), University of Edinburgh, between March and May 2023, an Ecclesiastical History Society Fellow at the School of Divinity at the same university; fields of research: history of the Ukrainian Greek Catholic Church in Eastern Galicia, with a focus on the Soviet period; selected publications: together with Andrew Kloes: *Ethnonationalism as a theological crisis: Metropolitan Andrey Sheptytsky and the Greek Catholic Church in Ukraine, 1923–1944*, in: Kevin P. Spicer, Rebecca Carter-Chand (eds.): *Religion, Ethnonationalism, and Antisemitism In the Era of the Two World Wars*, Montreal: McGill-Queen’s University Press 2022, pp. 274–304; *Surviving the Holocaust in Eastern Galicia: the Rescue Initiatives of the Greek Catholic Church in the Testimonies of Rabbi David Kahane and Kurt Lewin*, in: *Holocaust Studies: A Ukrainian Focus. Peer-reviewed Annual Journal*, vol. 11 (Special Issue): *Materials of the Fifth Annual Conference of the German-Ukrainian Historical Commission “Memories of the Second World War in Germany and Ukraine since 1945,”* September 5–6, 2019, Dnipro 2020, pp. 172–189 (The volume was also published in Ukrainian); *After “Reunion”: Soviet Power and the “Reunited” and “Non-Reunited” Greco-Catholic Clergy in Eastern Galicia (1950s–1960s)*, in: *Logos: A Journal of Eastern Christian Studies* 56 (2015), 3–4, pp. 357–380.

Oleksandra Terentyeva

## Politics of Memory as a Practice of Decolonization

### A Case Study of Ukraine

**Abstract:** Kolonialismus bezieht sich auf eine historische Epoche, in der eine Gruppe eine andere durch Arbeit und politische Kontrolle dominiert. Kolonialität jedoch ist ein Setting von Machtbeziehungen, wonach mentale, epistemische und kulturelle Muster der Unterordnung auch nach dem formalen Ende des Kolonialismus fortbestehen. Die Entkolonialisierung erfordert daher nicht nur einen Kampf um territoriale Unabhängigkeit, sondern auch einen kognitiven, gewaltfreien Widerstand durch Sprache, Bildung oder Geschichtspolitik. Politikwissenschaftler nutzen verschiedene Instrumente der Verfechter des Dekolonisierungsbegriffes: die physische Dekolonisierung, das heißt der antikoloniale Krieg, und die kognitive Dekolonisierung, die auch Fragen der Kultur, der Sprache, der Religion und der Erinnerung umfasst. Im vorgestellten Dissertationsprojekt nutze ich die Dekolonisierung am Beispiel der Ukraine, um die Erinnerungspolitik als mögliches Instrument zur Förderung der Dekolonisierung jenseits des Einsatzes von Waffen zu verstehen. Dabei werden drei Aspekte beleuchtet: die Erinnerungspolitik im öffentlichen Diskurs, in der transnationalen Anwaltschaft und ihre Memorialisierung in Museen.

**Keywords:** politics of memory, decolonization, ontological security, Eastern Europe, Ukraine

### Setting the Context. Decolonization Has Never Been Inclusive

The idea of this dissertation project presented, is to examine how memory politics functions as a tool of decolonization, taking the decolonization processes that have unfolded in Ukraine since 2022 as a case study. Decolonization as a political process in Ukraine, although previously existent among relatively narrow circles of historians, writers, and public intellectuals since the 1990s, has gained broader attention with the full-scale invasion of Ukraine by Russia.

The process of decolonization in the region of “Other Europe”<sup>1</sup> is new both to the societies within the region and to scholars studying colonialism. Our understanding of decolonization is closely tied to how we interpret colonialism. We may interpret colonialism as a historical era, a form of economic relations, a manifestation of violence and oppression, a discourse or system of ideas and knowledge, and ultimately a matrix of power relations between peoples and nation.

When a researcher attempts to define the term “colonialism,” it becomes clear that working with politicized terms such as “violence,” “genocide,” “war,” or “colonialism,” which are associated with grief, human casualties, and suffering, presents a challenge. The researcher must either make the

1 Gayatri Ch. Spivak, Nancy Condee et al.: Are We Postcolonial? Post-Soviet Space, in: PMLA (Journal of the Modern Language Association of America) 121 (May, 2006), No. 3, pp. 828–836, <https://www.jstor.org/stable/25486358> [accessed on 8 August 2024].



term suitable for operationalization, or make it inclusive so as to encompass all possible experiences, which in turn might be criticized as concept stretching. Frederick Cooper notes, for example, that scholarship therefore goes either for “multiplicity of colonial situations”<sup>2</sup> or for the opposite “treating ‘colonial’ as a singular, global phenomenon”<sup>3</sup>.

In this context, I find it useful to consider the project of colonization as a process which has a vector. For example, Tuck and Yang suggest two modes of colonialism – external and internal – which can coexist, overlap, and even contradict each other.<sup>4</sup> The external mode involves using indigenous resources for the colonizer’s benefit, while the internal mode entails managing colonized populations within the imperial nation’s borders through surveillance, control, and punishment. Tuck and Yang emphasize that, for example, settler colonialism operates in both modes, utilizing local resources for the development of the metropole and organizing systems of control and punishment to appropriate the local population.<sup>5</sup> Beyond settler colonialism, there are other hybrid forms of colonialism, such as, for example, imperial absorption in Ireland and Scotland.<sup>6</sup> This project examines Russian colonial rule in Ukraine as a similar hybrid mode of colonization, and thus a variant of a global phenomenon.

For a long time, decolonization was considered to be physical opposition to colonial rule, e. g. an anti-colonial uprising or revolution. However, some scholars argue that the notion of decolonization may extend this definition, just as colonialism transcends the mere establishment of colonies on the peripheries of colonial states. To cover this issue, Quijano and Ennis suggested the notion of “coloniality” which refers to the enduring legacy and ongoing effects of colonialism on societies, cultures, economies, and worldviews long after the formal end of colonial rule. It encompasses not only the initial processes of colonization but also the structures of power, domination, and exploitation that persist in post-colonial contexts.<sup>7</sup> Scholars already noticed several decades ago that the world is far from being decolonized, but rather that, colonial patterns of subordination, “disciplining and punishing”<sup>8</sup> are vividly present in the so-called post-colonial system of international relations. Although wars for national liberation or wars for independence still occur in some places, colonial processes, and thus the struggle for liberation, have become more nuanced, often less conspicuous. Some states suffer from neo-colonial (economic, financial, resource) dependence on new colonizers, while others need to prove to the international community that

2 See for example Nancy Shoemaker: *A Typology of Colonialism*, in: *Perspectives on History* (October 2015), <https://www.historians.org/research-and-publications/perspectives-on-history/october-2015/a-typology-of-colonialism> [accessed on 8 August 2024].

3 Frederick Cooper: *Questioning Colonialism, 2005–2023*, in: *Ler História* 82 (2023), pp. 11–24, <https://journals.openedition.org/lerhistoria/11970> [accessed on 8 August 2024].

4 See Eve Tuck, K. Wayne Yang: *Decolonization Is Not a Metaphor*, in: *Decolonization: Indigeneity, Education & Society* 1 (2012), No. 1, pp. 1–40, <https://clas.osu.edu/sites/clas.osu.edu/files/Tuck%20and%20Yang%202012%20Decolonization%20is%20not%20a%20metaphor.pdf> [accessed on 8 August 2024].

5 See Patrick Wolfe: *Settler Colonialism and the Elimination of the Native*, in: *Journal of Genocide Research* 8 (2006), No. 4, pp. 387–409, <https://www.tandfonline.com/doi/full/10.1080/14623520601056240> [accessed on 8 August 2024].

6 See Robbie McVeigh, Bill Rolston: *Ireland, Colonialism, and the Unfinished Revolution*, Chicago, IL 2023.

7 See Anibal Quijano, Michael Ennis: *Coloniality of Power, Eurocentrism, and Latin America*, in: *Nepantla: Views from South* 1 (2000), No. 3, pp. 533–580, <https://muse.jhu.edu/article/23906> [accessed on 8 August 2024].

8 Michel Foucault: *Discipline and Punish*, New York, NY 1975.

they never belonged to the mother nation and have the right to independence, a process which includes more subtle, mental and intellectual decolonizing efforts.

On the one hand, we know little about the mental, cognitive tools of decolonization, which political actors use them, or how they contribute to the decolonization process. We know little about who is the driver of decolonization in societies, or whether these actors cooperate to promote it within the society and beyond. On the other hand, scholars are even less comfortable with including the case of the Russian imperial bubble and the decolonial struggles in the region in the general studies of colonialism.<sup>9</sup> It is surprising how often Russia is included as part of the “South-South formation” and “de-westernization” in literature that provides a comprehensive analysis of decoloniality and decolonization.<sup>10</sup> What contributed to this political image?

Theories of colonialism traditionally emphasize race and the politics of othering, where differences in language, religion, skin color, and traditions mark the colonized as inferior.<sup>11</sup> In some contexts of Russian colonialism, such as in the case of the Central Asian nations, these elements are present. However, in other contexts, like Russian colonialism in Ukraine, these elements may not be as pronounced. Ukrainian historians see Russia as having pursued an assimilation policy with its Western neighbors, including Ukrainians, Belarusians, and the Baltic states, aiming to foster a “unified nation” while still maintaining a hierarchical superiority. Recent scholarship highlights the colonial nature of Russian policy in Ukraine,<sup>12</sup> including the Russification of eastern Ukraine,<sup>13</sup> settler colonialism in Donetsk, Luhansk, and Crimea,<sup>14</sup> the elimination of Ukrainian elites, the resettlement of families and children to other parts of the state,<sup>15</sup> and the appropriation

- 9 See Galyna Kotliuk: *Colonization of Minds: Ukraine between Russian Colonialism and Western Orientalism*, in: *Frontiers in Sociology* 8 (October 2023), <https://www.frontiersin.org/journals/sociology/articles/10.3389/fsoc.2023.1206320/full> [accessed on 8 August 2024]; Olga Burlyuk, Vjosa Musliu: *The Responsibility to Remain Silent? On the Politics of Knowledge Production, Expertise and (Self-)reflection in Russia's War against Ukraine*, in: *Journal of International Relations and Development* 26 (2023), pp. 605–618, <https://link.springer.com/article/10.1057/s41268-023-00318-x> [accessed on 8 August 2024].
- 10 See Sabelo J. Ndlovu-Gatsheni: *Decoloniality as the Future of Africa*, in: *History Compass* 13 (October 2015), No. 10, pp. 485–496, <https://compass.onlinelibrary.wiley.com/doi/abs/10.1111/hic3.12264> [accessed on 8 August 2024].
- 11 See Edward W. Said: *Orientalism*, New York 1978; Raewyn Connell: *Southern Theory: The Global Dynamics of Knowledge in Social Science*, Cambridge 2007.
- 12 See Timothy Snyder: *The War in Ukraine Is a Colonial War*, in: *The New Yorker*, 28 April 2022, <https://www.newyorker.com/news/essay/the-war-in-ukraine-is-a-colonial-war> [accessed on 8 August 2024].
- 13 See Mariia Spalek: *Proiekt ‘Lingvotsid’: Yak diznatys’ bil’she Pro Istoriiu Utyskiv ukrains’koi movy, Huliiachy Kyievom Zi Smartfonom* [The ‘Linguocide’ Project: How to Learn More About the History of Oppression of the Ukrainian Language While Walking Around Kyiv with a Smartphone], in: *ms.detector.media*, 11 January 2023, <https://ms.detector.media/trendi/post/30978/2023-01-11-proiekt-lingvotsyd-yak-diznatys-bilshe-pro-istorii-yu-utyskiv-ukrainskoi-movy-gulyayuchy-kyievom-zi-smartfonom/> [accessed on 8 August 2024].
- 14 See Sergej Sumlenny: *Russia's Hidden Colonialism: Its Origins, Forms, and the Ways to Escape It*, in: *European Resilience Initiative Center*, 15 January 2024, <https://european-resilience.org/analytics/russias-hidden-colonialism-its-origins-forms-and-ways-escape-it> [accessed on 8 August 2024].
- 15 See *Regional Center for Human Rights: Civil Society Joint Statement on the Unlawful Deportation and Transfer of Ukrainian Children and Children Affected by Conflict Around the World*, in: *Regional Center for Human Rights*, 2024, <https://rchr.org.ua/en/publications/civil-society-joint-statement-on-the-unlawful-deportation-and-transfer-of-ukrainian-children-and-children-affected-by-conflict-around-the-world/> [accessed on 8 August 2024].

of Ukrainian art and culture.<sup>16</sup> Moreover, throughout history of bilateral relations between Russia and Ukraine, there have been periods when Ukrainians even occupied privileged positions in society and were able to develop their culture. These periods are interpreted as attempts by Russia to pacify the Ukrainian national movement. In colonial contexts, elite positions within colonial administrations can perpetuate colonial relations. Frantz Fanon explored how marginalized individuals strive for acceptance in dominant cultures, often adopting behaviors to fit societal expectations,<sup>17</sup> while Homi K. Bhabha's concept of "hybridity" highlights the mutual construction of colonizer / colonized relations through cultural adaptation and interaction.<sup>18</sup>

In addition to this, Russian governments have historically promoted an "anti-colonial" socialist position globally, supporting anti-colonial movements in Africa and Latin America.<sup>19</sup> This complicates the acceptance of Russian colonialism in Europe, as many states in formerly colonized regions still rely on Russian support. Gayatri Ch. Spivak<sup>20</sup> suggests that postcolonial studies could benefit from including Slavic studies perspectives, where concepts of language, nation, and society differ. Russian colonial policy has been studied sporadically, mainly by scholars from Russia or Eastern Europe. Alexander Etkind, for example, distinguishes between colonialism as a regime and colonization as a process, where a state colonizes its own people and territories.<sup>21</sup> While influential, this concept faces criticism from Ukrainian scholars for dispersing responsibility from the Russian nation and hindering decolonization efforts.<sup>22</sup>

Ukraine was not the first in the region to initiate decolonizing efforts. In the Baltic states, these efforts were framed as deoccupation and enshrined in a series of similar legislative acts, such as the Resolution by the Supreme Soviet of the Estonian SSR<sup>23</sup> or Act of the Re-Establishment of

16 See Roman Melnyk: NAZK Zapuskaye onlain-bazu Vykraidenoi Rosiiianamy ukrains'koi Spadshchyny [NAZK Launches an Online Database of Ukrainian Heritage Stolen by Russians], in: detector.media, 19 October 2023, <https://detector.media/infospace/article/218284/2023-10-19-nazk-zapuskaye-onlayn-bazu-vykraidenoi-ro-siyanamy-ukrainskoi-spadshchyny/> [accessed on 8 August 2024]; Olena Styazhkina: Smak Radians'koho [The Taste of the Soviet], Kyiv 2023.

17 See Frantz Fanon: *Black Skin, White Masks*, London 1952.

18 See Homi K. Bhabha: *The Location of Culture*, London 1994.

19 See Anatolij A. Gromyko (ed.): *SSSR V bor'be Protiv Kolonializma I neokolonializma. 1960–1986 gg.* [The USSR in the Struggle Against Colonialism and Neocolonialism. 1960–1986], Moskva 1986, [https://ir.rudn.ru/books/neo/mid\\_ssr\\_v\\_borbe\\_protiv\\_kolonializma\\_1\\_tom.pdf](https://ir.rudn.ru/books/neo/mid_ssr_v_borbe_protiv_kolonializma_1_tom.pdf) [accessed on 8 August 2024].

20 See Gayatri Ch. Spivak: *Can the Subaltern Speak? Reflections on the History of an Idea*, New York, NY 2010.

21 See Alexander Etkind: *Internal Colonization. Russia's Imperial Experience*, Cambridge 2012; Madina V. Tlostanova: *The Postcolonial Condition, the Decolonial Option, and the Post-socialist Intervention*, in: Monika Albrecht (ed.): *Postcolonialism Cross-Examined*, London 2019, pp. 165–178, <https://www.taylorfrancis.com/chapters/oa-edit/10.4324/9780367222543-9/postcolonial-condition-decolonial-option-post-socialist-intervention-madina-tlostanova> [accessed on 8 August 2024].

22 See Tamara Gundorova: 'Vnutrishnia Kolonizatsiia' – Povtorna Kolonizatsiia, in: *Krytyka* (August 2011), No. 9/10, pp. 23–26, [https://krytyka.com/ua/articles/vnutrishnya-kolonizatsiya-povtorna-kolonizatsiya?domain\\_switch=full](https://krytyka.com/ua/articles/vnutrishnya-kolonizatsiya-povtorna-kolonizatsiya?domain_switch=full) [accessed on 8 August 2024].

23 See Verkhovny Sovet Estonskoj SSR Postanovlenie Ot 30 Marta 1990 Goda 'O Gosudarstvennom Statuse Estonii' [Supreme Soviet of the Estonian SSR Resolution of March 30, 1990, 'On the State Status of Estonia'], in: Wikisource, [https://ru.wikisource.org/wiki/%D0%9F%D0%BE%D1%81%D1%82%D0%B0%D0%BD%D0%BE%D0%B2%D0%BB%D0%B5%D0%BD%D0%B8%D0%B5\\_%D0%92%D0%A1\\_%D0%AD%D0%A1%D0%A1%D0%A0\\_%D0%BE%D1%82\\_30.03.1990](https://ru.wikisource.org/wiki/%D0%9F%D0%BE%D1%81%D1%82%D0%B0%D0%BD%D0%BE%D0%B2%D0%BB%D0%B5%D0%BD%D0%B8%D0%B5_%D0%92%D0%A1_%D0%AD%D0%A1%D0%A1%D0%A0_%D0%BE%D1%82_30.03.1990) [accessed on 8 August 2024].

the State of Lithuania in March 1990.<sup>24</sup> Georgia, in 2010, attempted to create a decolonization moment through the debate over the Stalin Museum in Gori, but this effort failed within less than two years due to a lack of consensus and political will to reinterpret Stalin's figure.<sup>25</sup> Ukraine's decolonization process, however, was immediately formalized by the state<sup>26</sup> and became a continuation of the decommunization-derussification<sup>27</sup> duality that had existed since 2015.

Ukraine is a state with centuries-old colonial experience and colonial influences from neighbouring states – not only Russia, but also Poland, Austria, Hungary, and Turkey.<sup>28</sup> However, Ukrainians lack a unified perspective on the goals and methods of decolonization, as well as agreement on whether such a process is necessary at all.<sup>29</sup> In Ukraine, the so-called Decolonization Law primarily addresses toponymy and is firmly within the domain of memory politics. While there are additional measures related to language, political parties, religion, and restrictions on importing Russian content and goods that indirectly contribute to the decolonization effort, these are not officially categorized as part of the decolonization process. In public discourse, decolonization is often equated with criticism of Russian colonialism, especially in terms of its mental, psychological, and cultural impacts.<sup>30</sup> The influence of the Russian language and culture is viewed as distinctly negative and invasive, while Polish or Austrian cultural influences are often seen as natural consequences of historical interactions and shared border experiences.<sup>31</sup> Controversial historical aspects are frequently overlooked or avoided.<sup>32</sup> Although there are cases when the central govern-

24 See Lietuvos Respublikos Aukščiausiosios Tarybos Aktas Dėl Lietuvos Nepriklausomos Valstybės Atstatymo [Act of the Supreme Council of the Republic of Lithuania on the Re-establishment of the Independent State of Lithuania], in: Lietuvos Respublikos Seimas, <https://www.lrs.lt/datos/kovo11/signatarai/aktas.htm> [accessed on 8 August 2024].

25 See The Contested Histories Initiative: Stalin Statue in Gori, in: Contested Histories Case Study #62 (November 2021), [https://contestedhistories.org/wp-content/uploads/Georgia\\_-\\_Stalin-Statue-in-Gori.pdf](https://contestedhistories.org/wp-content/uploads/Georgia_-_Stalin-Statue-in-Gori.pdf) [accessed on 8 August 2024].

26 See Roz'iasnennia Ministerstva Kultury Ta Informatsiinoi Polityky Ukrainy Shchodo derusyfikatsii, Dekomunizatsii Ta Dekolonizatsii [Clarification from the Ministry of Culture and Information Policy of Ukraine Regarding Derussification, Decommunization, and Decolonization], in: Ministerstvo kultury ta informatsiinoi polityky Ukrainy, 2022, <https://mkip.gov.ua/news/7234.html> [accessed on 8 August 2024].

27 See Dekomunizatsiia [Decommunization], in: UINP / Ukrainskyj instytut nazionalnoji pamjati [Ukrainian Institute of National Memory], 2015, <https://uinp.gov.ua/dekomunizaciya-ta-reabilitaciya/dekomunizaciya> [accessed on 7 August 2024].

28 See Serhii Plokhyy: *The Gates of Europe. A History of Ukraine*, New York, NY 2017.

29 See Tamara Gundorova: Dekolonizatsiia I Provintsiializatsiia Yevropy: Chy Varto Vykhodyt Poza 'topografichnu dekolonizatsiyu'? [Decolonization and Provincialization of Europe: Is It Worth Moving Beyond 'Topographical Decolonization?'], in: Krytyka (May 2024), No. 3/4, pp. 32–35, <https://www.krytyka.com/ua/articles/dekolonizatsiia-i-provintsiializatsiia-evropy-chy-varto-vidchodiyty-pozu-topografichnu-dekolonizatsiiuu> [accessed on 4 August 2024].

30 See Olesia Kotubei-Herutska: 'Dekolonizatsiia' i 'postkolonializm' – U Chomu Riznytsia Ponyat' Ta Shcho Vony Oznachaiut ['Decolonization' and 'Postcolonialism' – What Is the Difference Between These Concepts and What Do They Mean?], in: Suspilne Kultura, 4 May 2023, <https://suspilne.media/culture/462311-dekolonizacia-i-postkolonializm-u-comu-riznica-ponat-ta-so-voni-oznacaut/> [accessed on 5 August 2024].

31 See Ferenc Laczó: Ukrainians Started as the Scots and Ended up as the Irish – Yaroslav Hrytsak on the Global History of Ukraine, in: *The Review of Democracy*, 24 November 2023, <https://revdem.ceu.edu/2023/11/24/ukrainians-started-as-the-scots-and-ended-up-as-the-irish-yaroslav-hrytsak-on-the-global-history-of-ukraine/> [accessed on 5 August 2024].

32 See Volodymyr Kulyk: Pro glorifikatsiiu Bandery [On the Glorification of Bandera], in: *Krytyka* (January 2016), <https://www.krytyka.com/ua/articles/pro-gloryfikatsiyu-bandery> [accessed on 4 August 2024].

ment cooperates with local communities, it is often not thorough. Decisions are sometimes made collaboratively with citizens, but other times unilaterally by officials. For some, completely rejecting Russian influences and eradicating Russian presence is essential for maintaining Ukrainian identity, while for others, it is seen as an infringement on personal freedoms.

If the decolonization process within the nation is neither recognized nor accepted by everyone, then positioning Ukraine alongside countries traditionally seen as colonies, or proving that Russian colonialism in Ukraine existed and that Russia's war in Ukraine is colonial in nature, becomes even more challenging. Therefore, decolonization in Ukraine involves not only reclaiming the country's heritage, rejecting the colonizer's influence, changing power dynamics within society, but also constructing a decolonial narrative. It also entails advocating for this idea both domestically and internationally, for example within international organizations.

Under what circumstances do nations engage in such decolonizing efforts? Political scientists concerned with critical security studies enlarge the narrow understanding of security as a survival of the existing regime<sup>33</sup> by adding different approaches to how (national) security may be interpreted.<sup>34</sup> One of these is studies on the security of identity, "security of being",<sup>35</sup> or ontological security – a branch of political science interested in exploring ideas, narratives, and alternative ontological and epistemic horizons, a different understanding of how knowledge may be acquired, including a non-imperial sense of security.<sup>36</sup>

The nation experiences ontological insecurity while confronted with real physical threats, in most cases violent ones, e.g. an invasion, a war, a civil conflict, a revolution, a coup. This means that relations with significant international actors can no longer be predicted, a clear understanding of "us" is lost, and the nation can no longer define what is essential and how to achieve the national goals in line with national identity, since the latter has also become obscure.<sup>37</sup> The process of decolonization is considered to be one of such transformative processes, which replies to a need to overcome ontological insecurities. During such turbulence, the purpose of decolonization may also be to build networks of solidarity with other colonized peoples to garner moral and physical support, expand the influence of the colonized nation, and condemn the aggressor-colonizer.

33 See Arnold Wolfers: 'National Security' as an Ambiguous Symbol, in: *Political Science Quarterly* 67 (December 1952), No. 4, pp. 481–502, here p. 481, <https://www.jstor.org/stable/2145138> [accessed on 8 August 2024].

34 See Maria Malksoo: 'Memory Must Be defended': Beyond the Politics of Mnemonical Security, in: *Security Dialogue* 46 (2015), No. 3, pp. 221–237, <https://journals.sagepub.com/doi/10.1177/0967010614552549> [accessed on 8 August 2024].

35 Jelena Subotic: Political Memory, Ontological Security, and Holocaust Remembrance in Post-communist Europe, in: *European Security* 27 (2018), No. 3, pp. 296–313, <https://www.tandfonline.com/doi/abs/10.1080/09662839.2018.1497980> [accessed on 8 August 2024].

36 See Xymena Kurowska, Berit Bliesemann de Guevara: Interpretive Approaches in Political Science and International Relations, in: Luigi Curini, Robert Franzese (eds.): *The SAGE Handbook of Research Methods in Political Science and International Relations*, London et al. 2020, pp. 1211–1240, [https://pure.aber.ac.uk/portal/en/publications/interpretive-approaches-in-political-science-and-international-relations\(88865b42-fbeb-4cbd-aff9-18a726fbfe9d\).html](https://pure.aber.ac.uk/portal/en/publications/interpretive-approaches-in-political-science-and-international-relations(88865b42-fbeb-4cbd-aff9-18a726fbfe9d).html) [accessed on 8 August 2024].

37 See Subotic, Political Memory (see note 35).

The existing literature on colonialism and imperialism has proved why it is vital to study and experience decolonization.<sup>38</sup> However, the scholars offer little insight into how exactly political actors develop mechanisms or manifest agency to implement policies on decolonization in their countries.

Some scholars perceive decolonization in extremely radical terms. Tuck and Yang point out, for example, that decolonization primarily concerns indigenous peoples, their land, and their lives.<sup>39</sup> The process of decolonization does not necessarily have to be friendly, engage with the future of colonizers, compromise, or seek common solutions to various human-rights problems. According to Samer Abdelnour decolonization entails a radical transformation of the power system that “produces, valorizes, and platforms elite ‘knowledge’ at the expense of subjugated peoples, cultures, ideas, theories, and epistemologies.”<sup>40</sup> Decolonization is associated with the necessity to act through identifying the colonial system and dismantling it, and achieving the goals of “liberation, repair, and radical equality.”<sup>41</sup>

However, other scholars note that before moving to action, a nation must go through multiple mental decolonizing efforts, which are, among others, mourning, discovery, celebration, anger, lament, research etc.<sup>42</sup> Many of these are directly connected with the fields of memory politics.

Exploring politics of memory as a tool of decolonization constitutes a research problem for this project presented. The collective remembering and forgetting processes, guided by various actors, contribute to dismantling the vestiges of colonial legacies and reclaiming narratives that have long been suppressed or misrepresented. Furthermore, when we examine Hannah Arendt’s influential discussion on the relationship between power and violence, we find that it is the past that gives legitimacy to power in its opposition to violence. Arendt argues that true power arises from collective agreement and shared purpose, often rooted in historical traditions and social contracts, whereas violence, in contrast, is a tool of force that emerges when power starts to erode or fails to be legitimized.<sup>43</sup> In her view, violence may destroy power, but it cannot create or sustain it.<sup>44</sup> Thus, the past plays a crucial role in legitimizing power by providing the foundation upon which it is built, allowing it to stand in contrast to the destructive nature of violence. In this sense, constructing a decolonizing moment through memory constitutes a social function of decolonization which aims at uniting the nation and overcoming ontological insecurity, and this research task guides this project.

38 See Spivak, *Can the Subaltern Speak?* (see note 20).

39 Eve Tuck, K. Wayne Yang: *Decolonization Is Not a Metaphor*, in: *Decolonization: Indigeneity, Education & Society* 1 (2012), No. 1, pp. 1–40, <https://clas.osu.edu/sites/clas.osu.edu/files/Tuck%20and%20Yang%202012%20Decolonization%20is%20not%20a%20metaphor.pdf> [accessed on 8 August 2024].

40 Samer Abdelnour: *What Decolonizing Is Not*, in: *M@n@gement* 25 (2022), No. 4, pp. 81 f., <https://www.cairn.info/revue-management-2022-4-page-81.htm#pa5> [accessed on 8 August 2024].

41 Tuck, Yang, *Decolonization* (see note 39).

42 See Poka Laenui: *Processes of Decolonization*, in: Marie Battiste (ed.): *Reclaiming Indigenous Voice and Vision*, Vancouver 2000, pp. 150–160, <https://www.sjsu.edu/people/marcos.pizarro/courses/maestros/s0/Laenui.pdf> [accessed on 5 August 2024]; Linda T. Smith: *Decolonizing Methodologies: Research and Indigenous Peoples*, London 2021.

43 See Hannah Arendt: *On Violence*, New York, NY 1969.

44 *Ibidem*.



The decolonizing function of memory politics involves using memory to challenge dominant narratives and reclaim marginalized histories, fostering a more inclusive understanding of the past and its implications for the present and future. Memory plays a multifaceted role, from glorifying the past in nationalist narratives, as critiqued by Fanon,<sup>45</sup> to serving as a repository of knowledge in epistemology, and as a normative justification for political ideologies and actions. By emphasizing historical continuity and the collective experiences of marginalized communities, decolonizing memory seeks to dismantle and transform power structures, uniting the nation and overcoming ontological insecurity through a shared and inclusive historical narrative.

## Objectives and Research Questions

To address this research problem, this, presented dissertation project will adopt an approach centered around a case study. By delving into a specific case of the politics of memory in Ukraine (2021–2023), I aim to offer a nuanced understanding of how the past serves transformations of the current power relations framed as a call for decolonization. This case study framework will provide us with an in-depth exploration of Ukrainian memory debates and serve as a practical lens through which to analyze and derive insights into the politics of memory as a practice of decolonization.

Following this, the project will focus on three research questions:

1. How is memory politics used for decolonization?
2. How do social and political actors engage in memory politics in Ukraine?
3. What insights does Ukraine's decolonization offer through memory politics for an understanding of how nations ensure their ontological security?

Therefore, the ultimate theoretical contribution of this project to the existing field is a theory of how memory politics is used for the decolonization process. It will explain what engaging in memory politics contributes to the goal of decolonization and ultimately to national ontological security, and how various social and political actors use memory politics to this end.

## Research Design

### Case Selection

This research will adopt a descriptive single-case research design and will be focused on examining how politics of memory is used as a tool of decolonization in Ukraine in a reaction to the Russian full-scale invasion and a need to overcome ontological insecurity.

45 See Frantz Fanon: *The Wretched of the Earth*, Cape Town 1961.

There is a generally agreed-upon notion that colonialism pertains to relations of dominance between the so-called Global West and Global South. What researchers of colonialism rarely pay attention to is the so-called “second,” “post-Soviet world.” This does not belong to either the Global North or the Global South. Russia, in the context of decolonization studies, has been viewed as an anti-imperial force capable of opposing classical Western empires. Modern independent states that still orbit the Russian Federation or were once part of it within the framework of the Russian Empire or the USSR are considered its equals or “natural” components, as they are very similar, sharing a common religion, language, appearance, or having a multi-national elite.<sup>46</sup> Research on Russian colonialism has only attracted the interest of scholars from the region or those with a sentimental connection to it. This is often associated, firstly, with the idea that the post-Soviet world seems to appropriate the concept of colonialism and diverts attention from the violence experienced by people from the Global South, and secondly, with the limited, romanticized, and extremely Russia-centric knowledge about this region.<sup>47</sup>

Based on this background, I conclude that, especially in situations where a nation is not considered colonized (sometimes both within and outside the nation), the intensified rapid construction of the past as colonized becomes most necessary and visible. This is confirmed by a series of cases in which states attempted (sometimes relatively successfully) to recognize themselves as colonies and Russia as a colonial empire. Such projects were implemented in the Baltic countries and Poland, attempted and failed in Belarus and Georgia, and are only beginning to be implemented in Moldova and Kazakhstan. The longest, most noticeable, and most developed framing of a country as colonized is taking place in Ukraine, where the decolonization policy forms the case for this project. In this sense, Ukraine constitutes an extreme case<sup>48</sup> for examining the politics of memory as instrumentalized for decolonization within the group of cases existing in the so-called post-Soviet area.

## Conceptual Operationalization & Methods

The research project is split up into three work packages (WPs) which each analyse a different arena of the politics of memory in the time frame of 2021–2023.

WP 1, entitled “Public Discourse,” explores discursive mnemonical practices employed by diverse memory entrepreneurs. The primary goal is to explore the tapestry of memory politics, encompassing a wide array of groups, including but not limited to media, clergy, public intellectuals, service personnel, and bloggers. This aspect focuses on analyzing the written and oral expressions of politically engaged figures which are directed towards the Ukrainian nation and related to the interdiscourse of memory and decolonization. The data is collected from 15 media outlets with diverse focuses. Analysis is grounded within critical discourse analysis (discourse-historical approach) scholarship.<sup>49</sup>

46 See Burlyuk, Musliu, *The Responsibility to Remain Silent?* (see note 9).

47 *Ibidem*.

48 See Jason Seawright, John Gerring: *Case Selection Techniques in Case Study Research: A Menu of Qualitative and Quantitative Options*, in: *Political Research Quarterly* 61 (June 2008), No. 2, pp. 294–308, <https://www.jstor.org/stable/20299733> [accessed on 3 March 2024].

49 See Ruth Wodak, Michael Meyer: *Methods of Critical Discourse Analysis*, London 2007.

WP 2, entitled “International Advocacy,” seeks to examine how memory politics helps translate the Ukrainian debate on decolonization to the international auditory. The state closely cooperates with governmental (embassies, state-funded cultural centres) and non-governmental (diaspora representatives, scholars) actors to advocate for a specific international record of historical events. The work package is organized around a key historical event for Ukraine – The Holodomor of 1932–1933. Data collection involves studying references to the “Holodomor-genocide” issue in official statements from both the state and diaspora within international fora (UN, OSCE, EU), and is complemented by 5 semi-structured interviews with diaspora representatives from two NGOs in Germany that recognized Holodomor as a genocide after 2022. Data analysis includes critical discourse analysis alongside public diplomacy analysis and discourse network analysis.<sup>50</sup>

WP 3, entitled “Cultural Policy,” focuses on the interplay between the politics of memory and its implementation through culture and art, emphasizing the role of museums in constructing narratives of the past.<sup>51</sup> The primary aim of this package is to delve into the textual and visual structures within the expositions of Ukrainian memorial museums. Data will be gathered through either field research or digital collections from five major Ukrainian museums (dependent on the security situation), supplemented by interviews with approximately 15 museum employees. Analysis will encompass critical discourse analysis of both visual data and interview transcripts.

Based on these three work packages, the project adopts an interdisciplinary theoretical framework comprising studies on (1) discursive practices and discourse analysis, (2) collective memory as a component of national security of identity, and, therefore, transnational advocacy, and (3) museology including studies on memorial museums and museums of memory as objects, but also mediators of the cultural policy and violence / colonialism critical analysis. These theoretical strands are united under an umbrella of decolonization as the aim of all three political strategies of memory entrepreneurs in the different arenas.

## Oleksandra Terentyeva

University of Innsbruck, Department of Political Science,  
Universitätsstraße 15, 6020 Innsbruck, Austria,  
e-mail: oleksandra.terentyeva@uibk.ac.at

PhD Student in Political Science at University of Innsbruck since 2022, Thesis: “Politics of Memory as a Practice of Decolonization”; research interests: de(post)-colonialism, memory politics, eastern europe; publications: *Vplyv Fenomena Asymetriyi Na Zovnishn’opolitychnu Stratehiyu Derzhav Soyuzu Benilyuks* [The Influence of the Phenomenon of Asymmetry on the

50 See Franz Eder: Discourse Network Analysis, in: Patrick A. Mello, Falk Ostermann (eds.): *Routledge Handbook of Foreign Policy Analysis Methods*, London 2022, pp. 516–535.

51 See Zuzanna Dziuban, Stefan Benedik et al.: Displaying Violence, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 34 (2023), No. 1, pp. 7–17, <https://journals.univie.ac.at/index.php/oezg/article/view/8238/8289> [accessed on 8 August 2024].

Foreign Policy Strategy of the States of the Benelux Union], in: Proceedings to the Conference, Kyiv 2021, [https://e-learning.iir.edu.ua/pluginfile.php/5069/mod\\_book/chapter/903/PROCEEDINGS\\_EU\\_PRINCIPLED\\_PRAGMATISM\\_2021.pdf](https://e-learning.iir.edu.ua/pluginfile.php/5069/mod_book/chapter/903/PROCEEDINGS_EU_PRINCIPLED_PRAGMATISM_2021.pdf) [accessed on 8 August 2024]; Rehion Afrykans'kykh Velykykh Ozer U Bezpekoviy Stratehiyi Korolivstva Bel'hiya [The African Great Lakes Region in the Security Strategy of the Kingdom of Belgium], in: Proceedings to the Conference, Kyiv 2021, [https://www.iir.edu.ua/sites/default/files/2023-03/%D0%97%D0%B1%D1%96%D1%80%D0%BD%D0%B8%D0%BA\\_%D0%A8%D0%92\\_2021\\_%D0%B0%D1%81%D0%BF%D1%96%D1%80%D0%B0%D0%BD%D1%82%D0%B8%281%29.pdf](https://www.iir.edu.ua/sites/default/files/2023-03/%D0%97%D0%B1%D1%96%D1%80%D0%BD%D0%B8%D0%BA_%D0%A8%D0%92_2021_%D0%B0%D1%81%D0%BF%D1%96%D1%80%D0%B0%D0%BD%D1%82%D0%B8%281%29.pdf); Politics of Memory in Relations between the Kingdom of Belgium and Its Former Colonies, in: *Visnyk of the Lviv University* 34 (2021), pp. 212–221, <https://doi.org/10.30970/p.2021.34.28>.

Jannick Piskorski

## „Polen A und Polen B“ im polnischen postkolonialen Diskurs und in der polnischen populären Musik

**Abstract:** Aimed at describing the after-effects of the historical division of Poland, the idiom “Poland A – Poland B” has become a current cultural motif and frequently appears in Polish popular music especially since the 2010s. This article draws out the postcolonial aspect of this motif and presents an analysis of selected Polish songs featuring the Poland A – Poland B motif. The exemplary songs are from Grzegorz Kaźmierczak’s album “Piosenki kolonistów”, the album “Karabin” by Maria Peszek and the album “Brak CD” by Speculum. While Peszek and Kaźmierczak seek to overcome the dualism and antagonism that are internal to Poland A – Poland B, Speculum aims at reinforcing it. A contextualization of the song analysis in terms of the Polish postcolonial discourse and its motifs since the 2000s demonstrates the relevance of the insights of this discourse for the broader Polish culture and its politicization.

**Keywords:** Grzegorz Kaźmierczak, Maria Peszek, Polen B, Populäre Musik, Polen, postkolonial

### Einleitung

In der Motivkombination „Polen A – Polen B“ spiegelt sich das Narrativ der geteilten polnischen Nation wider, die mehr als 100 Jahre nach dem Ende der Teilung Polens durch die drei Imperien Österreich, Preußen und Russland gespalten bleibt. Diese Spaltung ist durch historische, kulturelle, politische und wirtschaftliche Unterschiede zwischen Ost- und Westpolen charakterisiert. Sie schlägt sich beispielsweise in der politischen Präferenz ostpolnischer Wähler:innen für die national-konservative Partei Prawo i Sprawiedliwość (Recht und Gerechtigkeit) und derjenigen westpolnischer Wähler:innen für die liberal-konservative Plattform Obywatelska (Bürgerplattform) nieder. „Polen B“, das ist eine verbreitete und umgangssprachliche Bezeichnung für das aus den ehemaligen russischen und österreichischen Teilungsgebieten hervorgegangene Ostpolen, wobei die Stadt Warschau und die Warschau umgebende Woiwodschaft Masowien aufgrund ihrer relativen wirtschaftlichen Stärke nicht zu Ostpolen gezählt werden. Entsprechend bezeichnet „Polen A“ das aus den preußischen Teilungsgebieten hervorgegangene Westpolen, welches einen höheren Grad an wirtschaftlicher Entwicklung und Urbanisierung aufweist.

Anhand ausgewählter Lieder wird im Folgenden die Motivkombination „Polen A – Polen B“ als Auseinandersetzung um die Spaltung der polnischen Gesellschaft zwischen Ost und West gedeutet. Die Motivkombination wird dabei mit dem Diskurs über die Anwendbarkeit postkolonialer Theorien auf die polnische Literatur und Geschichte kontextualisiert, der seit den 2000er Jahren in und außerhalb Polens geführt wird. So wird in diesem Aufsatz der postkoloniale Diskurs über Polen auf die inner-polnische Wahrnehmung Ostpolens ausgeweitet und um die Analyse populärer Musik erweitert. Die in diesem Aufsatz analysierten Lieder wurden in den 2010er Jahren produziert, unterscheiden sich jedoch hinsichtlich ihres Musikgenres und ihrer Popularität

deutlich voneinander. „Polska A B C i D“ von Maria Peszek ist das bei weitem populärste Stück: 2016 landete es auf Platz eins der polnischen Musikcharts. Peszek repräsentiert als LGBTQ+-Aktivistin und offene Atheistin gesellschaftliche Randgruppen in Polen und hat als Musikerin großen kommerziellen Erfolg bei einem breiten Publikum. Ihre Musik kann als politische Musik einer linken Künstlerin beschrieben werden, die in popmusikalischer Tradition das Abweichen von gesellschaftlichen Normen, die Repräsentation gesellschaftlicher Minoritäten und die Infragestellung konservativer Genderkonventionen als Provokationspotenzial nutzt.<sup>1</sup> Das Album „Piosenki kolonistów“ (Lieder der Kolonisten) des Poeten und Musikers Grzegorz Kazmierczak kann als liberale künstlerische Verarbeitung der inneren Spaltung Polens aufgefasst werden. In seinem Lied „Polska B“ wird der Dualismus der Motivkombination „Polen A – Polen B“ relativiert. Anders lässt sich das Lied „Polska B“ der Metal-Band Speculum interpretieren, nämlich als eine dualistische Auslegung des Begriffspaars „Polen A – Polen B“, die als konservative Interpretation des Motivs verstanden werden kann.

Die postkolonialen Theorien, denen laut Peter Hallward als „generelle Theorie des nicht-generalisierbaren“ ein mehrdimensionaler Begriff von Wissen zugrunde liegt, eignen sich auch für die Analyse von Musik.<sup>2</sup> Bislang fanden sie in der Musikwissenschaft hauptsächlich im Kontext des Musiktheaters Anwendung. In Ergänzung dazu soll dieser Aufsatz den Wert eines kritischen postkolonialen Ansatzes für die Analyse populärer Musik demonstrieren.<sup>3</sup>

## Der postkoloniale Diskurs in Polen

Die Frage, ob polnische Kultur, Literatur und Geschichte mit den Methoden postkolonialer Theorien analysiert und interpretiert werden können, wurde u. a. von Tomasz Zarycki und Jan Sowa als Auseinandersetzung konkurrierender politischer Lager beschrieben, in dem sich linke, liberale und konservative Positionen gegenüberstehen.<sup>4</sup> Bemerkenswerterweise kam die erste Anwendung der postkolonialen Theorie in einer polnischsprachigen wissenschaftlichen Monografie nicht bei einer linken, sondern dezidiert konservativ ausgerichteten Wissenschaftlerin: In „Imperial Knowledge“ charakterisiert Ewa Thompson Polen implizit als postkoloniale Nation, indem sie als eine der ersten Literaturwissenschaftlerinnen das Russländische Kaiserreich als ein Kolonialreich beschreibt, welches in einer Kontinuitätslinie zu der Sowjetunion und der Russischen

1 Vgl. Detlef Siegfried: Pop und Politik, in: Alexa Geisthövel, Bodo Mrozek (Hrsg.): Popgeschichte, Bd. 1: Konzepte und Methoden, Bielefeld 2014, S. 33–56, hier S. 33 f.

2 Vgl. Peter Hallward: Absolutely Postcolonial. Writing between the Singular and the Specific, Manchester 2002, S. 1.

3 Vgl. bezüglich der Ablehnung und Anwendung von postkolonialen Theorien in der Musikwissenschaft Nasser Al-Tae: Representations of the Orient in Western Music, London 2010, S. 13–19; auch Edward Said analysierte die Rolle von Musik im Zusammenhang von Imperialismus und Kolonialismus, vgl. das Kapitel „The Empire at Work: Verdi’s Aida“, in: Edward Said: Culture and Imperialism, New York, NY 1993, S. 15–29; und weiter ders.: Musical Elaborations, New York, NY 1991.

4 Vgl. Tomasz Zarycki: Ideologies of Eastness in Central and Eastern Europe, Abingdon 2014, S. 89–114; und Jan Sowa: Forget Postcolonialism, There’s a Class War Ahead, in: <https://nonsite.org> [Zugriff: 12.08.2014].



Föderation steht.<sup>5</sup> Laut Thompson wurde das Gebiet der polnisch-litauischen *Rzeczpospolita* durch die Teilungen Polen-Litauens im 18. Jahrhundert zu einer russischen Kolonie. Infolgedessen habe sich in der polnischen Gesellschaft ein „defensiver Nationalismus“ gegen die koloniale Fremdherrschaft entwickelt.<sup>6</sup> Thompson betont weiter, dass viele Einwohner in den westlichen Provinzen des Russländischen Reiches von einer kulturellen und zivilisatorischen Überlegenheit der nordosteuropäischen und ostmitteleuropäischen Völker gegenüber den russischen Kolonialherren ausgegangen seien.<sup>7</sup> Auf dieser Grundlage entwickelte Thompson eine Interpretation Polens als postkoloniale Nation unter Rückgriff auf das von Homi Bhabha geprägte Konzept der Mimikry. In mehreren Texten argumentiert Thompson, dass die angenommene kulturelle Überlegenheit gegenüber der russischen Kultur Konsequenzen für die gegenwärtige polnische Gesellschaft habe, insbesondere für liberale Eliten: Die Liberalen kompensieren über ihre Adaption westlicher Kultur die Nachahmung der Kultur der Kolonisatoren (also der russischen Kultur).<sup>8</sup> Das Bedürfnis nach Adaption westlicher Kultur steht laut Thompson in einem Kausalzusammenhang mit der Kolonialherrschaft Russlands und dem anhaltenden Überlegenheitsgefühl der polnischen Gesellschaft gegenüber seinem Osten.

Dass Thompsons ideenhistorische und politische Thesen wiederholt kritisiert wurden, überrascht angesichts ihres simplifizierenden und polemischen Charakters kaum.<sup>9</sup> Snochowska-Gonzalez beschreibt Thompsons Abwertung Russlands als „Orientalisierung“, die in einer für den konservativen Diskurs über Postkolonialität in Polen charakteristischen, wenn auch widersprüchlichen methodischen Verbindung von postkolonialer Theorie und Orientalisierung Russlands resultiere.<sup>10</sup>

Im Gegensatz dazu sucht der kritische postkoloniale Diskurs nach einer Neubewertung des polnischen Verhältnisses zu seinem Osten. Auch der Soziologe Tomasz Zarycki beschreibt mit Bezug auf die von Edward Said angestoßene Orientalismus-Debatte und historische Arbeiten

5 Beispielsweise wird die Rolle der romantischen, stalinistischen und post-stalinistischen Literatur für die Herrschaftslegitimation in eine Kontinuitätslinie gestellt: „From Aleksandr Pushkin’s ‘Prisoner of the Caucasus’ (1822) and Lev Tolstoj’s Sevastopol Sketches (1855–56) to Vasilii Azhaev’s Far from Moscow (1948) and Iurii Trifonov’s The Satiation of Thirst (1963), Russian culture told the Russian masses and the Western elites that the territories from Brest to Vladivostok and from Karelia to Chechnya were rightfully ruled by Moscow“, Ewa Thompson: *Imperial Knowledge*, London 2000, S. 43, erschienen in polnischer Sprache als *Trubadurzy imperium. Literatura rosyjska i kolonializm* [Troubadoure des Imperiums. Russische Literatur und Kolonialismus], übersetzt von Anna Sierszulska, Krakau 2000.

6 Vgl. ebenda, S. 9.

7 Vgl. ebenda, S. 18.

8 Vgl. Ewa Thompson: *Postkolonialne refleksje. Na marginesie pracy zbiorowej* [Postkoloniale Reflexionen. Randbemerkung zu einem Sammelband], in: *Porównania* 5 (2008), S. 113–125; und dies.: *A jednak kolonializm. Uwagi epistemologiczne* [Und doch Kolonialismus. Epistemologische Bemerkungen], in: *Teksty Drugie* 6 (2011), S. 303–314; Homi Bhabha: *Of Mimicry and Man: The Ambivalence of Colonial Discourse*, in: *October* 28 (1984), S. 125–133.

9 Claudia Snochowska-Gonzalez kritisiert Thompson, *Postkolonialne refleksje* (wie Anm. 8), vgl. Claudia Snochowska-Gonzalez: *Post-colonial Poland – On an Unavoidable Misuse*, in: *East European Politics & Societies* 26 (2012), H. 4, S. 708–723; Stanley Bill kritisiert Thompson, *A jednak kolonializm* (wie Anm. 8), vgl. Stanley Bill: *Seeking the Authentic: Polish Culture and the Nature of Postcolonial Theory*, in: <https://non-site.org> [letzter Zugriff: 12.08.2014]; vgl. weiter Zarycki, *Ideologies of Eastness* (wie Anm. 4), S. 95; und Marta Cobel-Tokarska: *Problems and Contradictions in Polish Postcolonial Thought in Relation to Central and Eastern Europe*, in: *Postcolonial Studies* 24 (2021), H. 1, S. 139–158.

10 Snochowska-Gonzalez, *Post-colonial Poland* (wie Anm. 9), S. 71–73.

der 1990er Jahre (insbesondere diejenigen von Daniel Beauvois) die Abwertung Russlands in Polen als einen orientalisierenden Diskurs.<sup>11</sup> Als kompensatorisches Emanzipationsnarrativ gegenüber der russischen Fremdherrschaft und der Prominenz und Bedeutung Russlands habe sich laut Zarycki die Vorstellung einer kulturellen und moralischen Überlegenheit Polens gegenüber Russland verfestigt. Innerhalb der Konstruktion von Polen als „west-östlicher Grenzpfahl“ der „abendländischen Zivilisation“ falle dem historischen Ostpolen eine Schlüsselrolle zu, denn es symbolisiere das „Grenzland“ (polnisch *kresy*) zwischen der „abendländischen Zivilisation“ und der „russischen Barbarei“.

Die Kritik an der Überhöhung der Rolle des polnischen Adels in den historischen polnischen Ostgebieten und die Abwertung Russlands teilt die einflussreiche Literaturwissenschaftlerin Maria Janion.<sup>12</sup> Sie interpretiert die polnische Literatur als Ausdruck einer wiederholten Umkehrung kolonialer Verhältnisse. Laut Janion begann diese bereits mit der Christianisierung Polens im Mittelalter, denn die Christianisierung sei eine gewaltvolle Kolonisierung der heidnischen Slawen durch die römische Kirche gewesen. Janion argumentiert, dass die kontinuierliche Umkehrung der kolonialen Verhältnisse in Polen zu einer ambivalenten postkolonialen Prägung der polnischen Kultur beigetragen habe, die sowohl Züge einer kolonialen als auch einer kolonisierten Kultur aufweise.<sup>13</sup> Ein charakteristisches Moment in ihrer postkolonialen Analyse ist die Kritik an der katholischen Kirche. Im Gegensatz zu Bezugnahmen auf die katholische Kirche könne laut Janion der Bezug auf das heidnische Slawentum, welcher in Werken der Romantik konstruiert wurde, ein emanzipatorisches Potenzial für die Entwicklung einer pluralistischen Gesellschaft haben.

Obwohl dem *Kresy*-Mythos bereits ein inner-polnischer Orientalismus inhärent ist, fand eine Ausweitung des Orientalismus-Diskurses auf die inner-polnische Wahrnehmung Ostpolens in der Wissenschaft bislang kaum statt. Folgt man der Argumentation Zaryckis, so ist die gegenwärtige Wahrnehmung des östlichen Polens eng verbunden mit der Wahrnehmung und Abgrenzung von Russland.<sup>14</sup> Ein anschauliches Beispiel dafür ist die Stigmatisierung des Musikgenres „Disco-Polo“, welches im östlichen Polen überdurchschnittliche Popularität besitzt. Disco-Polo ist eine polnische Variante der Disko-Musik, welche sich in den 1980er Jahren entwickelte und in den 1990er Jahren große Beliebtheit erlangte. Charakteristisch sind schlichte musikalische Mittel (z. B. eingängige Melodien und einfache harmonische Schemata) und volksmusikalische Einflüsse.

11 Zarycki deutet Daniel Beauvois Neubewertung der Geschichte des historischen Ostpolens als Antizipation des Diskurses der 2000er Jahre, vgl. Daniel Beauvois: Mit „kresów wschodnich“ czyli jak mu polożyć kres [Der polnische „Kresy-Mythos“ oder wie man ihm Grenzen setzen kann], in: Wojciech Wrzesiński (Hrsg.): *Polskie mity polityczne XIX i XX wieku* [Politische Mythen in Polen im 19. und 20. Jahrhundert], Breslau 1994, S. 93–105; und Tomasz Zarycki: *Orientalism and Images of Eastern Poland*, in: Marian Stefański (Hrsg.): *Endogenous Factors in Development of the Eastern*, Lublin 2010, S. 82; vgl. ders.: *Uses of Russia: The Role of Russia in the Modern Polish National Identity*, in: *East European Politics and Societies* 18 (2004), H. 4, S. 595–627; und ders.: *The Embarrassing Russian Connection. Selective Memory of the Russian Heritage in Contemporary Poland*, in: Ray Taras (Hrsg.): *Russia's Identity in International Relations. Images, Perception, Misperception*, New York, NY 2012, S. 133–148; vgl. Edward Said: *Orientalism*, New York, NY 1978.

12 Vgl. *Ruskie i polskie* [Russisches und Polnisches], in: Maria Janion: *Niesamowita Słowiańszczyzna. Fantazmaty literatury* [Das unheimliche Slawentum: Literarische Phantasmen], Krakau 2006, S. 228–234, hier S. 231.

13 Maria Janion: *Sami sobie cudzy* [Sich selber fremd], in: Dies., *Niesamowita* (wie Anm. 12), S. 5–46.

14 Vgl. Tomasz Zarycki: *Poland and the East*, in: Marcin Moskalewicz, Wojciech Przybylski (Hrsg.): *Understanding Central Europe*, Abingdon 2018, S. 80–85.

se. Laut Zarycki wird diese Musik sowohl von Konservativen als auch von Liberalen abgewertet: von Konservativen als „russischer Einfluss“ innerhalb der polnischen Kultur, von Liberalen als vermeintlich „östliche“ Musik der Unterklasse. Für Zarycki zeigt sich hierin eine doppelte Orientalisierung des östlichen Polens, die von liberaler und von konservativer Seite stattfindet.<sup>15</sup> Zugleich könnten die meisten Polen wortwörtlich ein Lied über die verbindende Kraft von Disco-Polo singen, etwa im belebten Nachtleben von Sopot, der Ulica Piotrkowska oder Zakopane. Der Disco-Polo zeigt sich hier als ambivalentes kulturelles Phänomen, welches gesellschaftlich spaltet und zugleich vereint.

## „Polska B“ von Speculum

Die dualistische Vorstellung einer authentischen und einer nicht-authentischen Nationalkultur artikuliert sich im ersten Beispiel, dem Lied „Polska B“ der Metal-Band Speculum. Das Lied erschien 2014 auf deren Debutalbum „Brak CD“, welches von Metal Mind Productions produziert wurde, einem der ältesten und größten Plattenlabels für Metal- und Rockmusik in Polen.<sup>16</sup> Die Band entstand aus dem Zusammenschluss von drei Mitgliedern der Krakauer Thrash-Metal Band „Cremaster“ und den zwei Warschauer Musikern Krzysztof Radzimski und Piotr Połać. Alias „Dr Yry“ erlangte Krzysztof Radzimski Bekanntheit als Gründer der Musikgruppe „El Dupa“, Piotr Połać ist hauptsächlich in dem Disco-Polo Duo „Bracia Figo Fagot“ in Erscheinung getreten.<sup>17</sup>

Der Bandname Speculum bezeichnet das gynäkologische Spekulum, das als medizinisches Instrument zur Untersuchung der Vagina dient. Der Name kann als Ausdruck männlicher Dominanz über Frauen interpretiert werden. Der Albumtitel spielt mit dem englischen Verb „to break“, welches in polnischer Aussprache klanglich dem polnischen Verb „brak“ (fehlen) nahekommt. Das Albumcover lehnt sich an die Märtyrer-Ikonografie an, in der Märtyrer zusammen mit den Instrumenten bzw. Waffen abgebildet werden, mit denen sie gefoltert bzw. getötet wurden. Auf dem Cover ist eine optisch an Jesus angelehnte Figur abgebildet, die an einem Petruskreuz hängt und dabei eine Sonnenbrille trägt. Das Symbol des auf dem Kopf stehenden Kreuzes befindet sich auch auf den beiden Brüsten des Märtyrers. Die vier um das Kreuz stehenden Figuren sägen mit einer vorindustriellen Holzsäge in den Genitalbereich des Gekreuzigten. In Äquivalenz zum Spekulum findet auf dem Albumcover die Einwirkung im Genitalbereich statt, hier jedoch gegen einen Mann. Es kann somit von einer Umkehrung der Geschlechterrollen gesprochen werden, die mit dem verkehrt positionierten Kreuz und dem spiegelverkehrt geschriebenen Bandnamen korrespondiert. Die Band bezieht sich über das Petruskreuz auf ein okkultes Symbol und ordnet sich darüber nach außen hin sichtbar der Metal-Szene zu. Jedoch ist ihr Bezug zur Kirche nicht negativ konnotiert, denn die Zeichen werden genretypisch von

15 Vgl. ders.: *Ideologies of Eastness*, Abingdon 2014, S. 85; die in polnischen Expertenanalysen und Regierungsdokumenten über Ostpolen wiederkehrende pauschale Annahme eines Kausalzusammenhangs zwischen der kulturellen und psychologischen Konstitution der Einwohner des östlichen Polens und der relativen wirtschaftlichen Rückständigkeit der Region interpretiert Zarycki als Orientalismus, vgl. ebenda, S. 192–196.

16 Speculum: *Brak CD*, Metal Mind Productions, 2014.

17 Vgl. Sebastian Rerak: *Speculum – „Gdzie jest twoje królestwo?“* [Speculum – „Wo ist Dein Königreich?“], veröffentlicht am 24.03.2016 auf: onet.pl.

ihrer religiösen oder politischen Bedeutung entkoppelt und dienen stattdessen als Mittel der Provokation und Abgrenzung.<sup>18</sup>

Das Albumcover stimmt auf die provokativen Inhalte der Liedtexte ein, in denen auf alltägliche und vertraute Situationen und Klischees Bezug genommen wird, so etwa auf wöchentliche Trinkgelage und ihre Folgen („Tornado z lawy“ [Tornado aus Lava] und „Odyseusz“ [Odysseus]), verbreitete Vorurteile in Form von Homophobie („Święconka“ [Osterspeisensegnungskorb]) und Antisemitismus („Żydritual“ [Judenritual]) oder pejorative nationale Autostereotype wie die Tendenz zum Meckern („Ukrop“ [siedendes Wasser]). Im Lied „Polska B“ wird das Nationalcharakteristikum der inner-polnischen Spaltung thematisiert, indem verbreitete Klischees und Stereotype von West- und Ostpolen benannt und zugespitzt werden.

Ein martialischer Gesang eröffnet das Lied, in dem die östlichen Woiwodschaften Podlachien, Lublin und Karpatenvorland und die Suwałki-Region ausgerufen werden. Im Gegensatz zu den anderen genannten Regionen ist die Suwałki-Region keine Woiwodschaft, sondern der nordöstliche Teil der Woiwodschaft Podlachien, welcher an Russland bzw. das historische Ostpreußen und Litauen grenzt. Als „Suwałki-Lücke“ hat die Region geopolitische Bedeutung im Konflikt zwischen der NATO und Russland erhalten. Die Lage Ostpolens an der Grenze zu seinen östlichen Nachbarn erscheint hier als bestimmendes Merkmal von Ostpolen:

Hier ist Polen	To jest Polska
Karpatenvorland	Podkarpacie
Suwałki-Region	Suwalszczyzna
Podlachien	Podlasie
Lublin-Region	Lubelszczyzna

Der Sänger bedient sich dabei der genretypischen Technik des *Growling*, bei der mit einer tiefen und in der Tonhöhe unbestimmten Stimme gebrüllt wird. Die Stimmlage lässt sich an der Grenze zwischen Singstimme und Rufstimme verorten. Der Gesang evoziert eine tierische Drohgebärde und weist eine aggressive, männlich codierte Klangfarbe auf, die mit dem demonstrativen Charakter der nationalistischen Verkündung („Hier ist Polen“) korrespondiert.<sup>19</sup> Der darauf folgende Refrain wird von einem anderen Sänger mit klarer Stimme gesungen und evoziert im Gegensatz dazu den Charakter einer Hymne.

Die Verkündung polnischen Staatsgebietes richtet sich gegen die östlichen Nachbarstaaten Polens und gegen Polen A. In dem Lied wird ein vermeintlich authentisches Ostpolen von einem vermeintlich verwestlichten Polen A abgegrenzt. Während Vorurteile über Polen B zurückgewiesen werden, drücken sich in den Charakterisierungen von Polen A chauvinistische Vorurteile aus. Die Stereotype werden dualistisch nebeneinandergestellt: In der ersten Strophe und Bridge wird Polen B mit Armut, Landwirtschaft und Trinkfestigkeit assoziiert, Polen A mit Kapitalismus, Korruption und unmenschliche Lebensbedingungen – metaphorisch dargestellt durch Schlan-

18 Vgl. Sabrina Hubert: Highway to Hell. Heavy Metal und die Aspekte des Religiösen, in: Manfred Seifert, Marianne Bröcker (Hrsg.): Aspekte des Religiösen in populären Musikkulturen, Dresden 2010, S. 201–204.

19 Vgl. Florian Heesch: Extreme Metal und Gender, in: Sabine Meine, Nina Noeske (Hrsg.): Musik und Popularität. Aspekte zu einer Kulturgeschichte zwischen 1500 und heute, Münster 2011, S. 171–173.

gen vor Ladenkassen und Verkehrstaus. „Bei uns“ und „bei euch“ („U nas / u was“) erscheinen als gegensätzliche Sphären:

Sie nennen uns Polen B	Mówią na nas polska b
Armut und Gestank	Bida i smród
Aber wir wissen es besser [als Sie]	Ale my wiemy lepiej
Wie es sich in der großen Stadt lebt	Jak chce w wielkim mieście żyć
Wie eine Korporations-Ratte	Jak korpostwór
Dann steh doch in der Kassenschlange	To se stój w kolejce w sklepie
Bei uns haben alle ihre eigenen Eier,	U nas każdy swoje jajka ma i bimber
Der Selbstgebrante (Alkohol) ist besser	
und der	
Schnaps geht runter ohne Nachspülen,	lepszy i wchodzi bez zapojki,
bei euch herrschen Trusts und Kartelle,	u was trusty i kartele i wszechobecna
die allgegenwärtige Macht des Kapitals	władza kapitału i korki
und Staus	

Der Grad an Abwertung steigert sich im Verlauf des Stückes und kulminiert in der zweiten Strophe in israelbezogenem Antisemitismus und anti-deutscher Haltung:

Wir haben keinen Dialekt	My wcale nie zaciągamy
Heringe und Schnurrbärte	Śledzie i wąs
Ihr bildet euch das nur ein	Tylko wam się tak wydaje
Uns fehlt es hier an nichts	Niczego nam tu nie braknie
Nur eine Sache stinkt:	Jest jeden smród
Warum war der Papst nicht hier?	Dlaczego nie był tu papież?
Hier ist die Luft sauber, das Grass ist	Tu powietrze czyste, trawa zielona a
grün und die Flagge weiß-rot,	flaga biała i czerwona,
dort sind deutsche Firmen, israelische	tam niemieckie koncerny,
Finanzen, auf dem Banner ein	izraelskie finanse, na sztandarze
chinesischer Mammon.	chińska mamona.

Die ironische Frage „Warum war der Papst nicht hier“ ist eine Übertreibung, die auf die stereotype Religiosität der ostpolnischen Bevölkerung anspielt. Trotz der abwertenden Inszenierung von Polen A und der auto-orientalistischen Selbstzuschreibungen schließt das Lied mit einem Appell zur Emanzipation gegenüber den Vorurteilen gegen Polen B. Die Idee der innerpolnischen Teilung zwischen A und B wird dabei auf Europa ausgeweitet, womit wahrscheinlich die Europäische Union gemeint ist:

Sie nennen uns Europa B,	Mówią o nas Europa B,
berührt dich das?	czy to cię dotyka?
Hat die Etikette einen Wert,	Czy znaczenie etykieta ma,
oder der Inhalt des Einmachglases?	czy zawartość słoika?

Hier deutet sich an, dass die Liedtexte von Speculum sowohl als subversive Affirmation als auch als Reproduktion von Vorurteilen interpretiert werden können. Diese Ambivalenz zeigt sich auch

in anderen Liedern des Albums, z. B. im Lied „Żydritual“ (Judenritual): Im ersten Teil des Liedes wird eine Reihe antisemitischer Klischees und Stereotype aufgezählt, bevor diese im zweiten Teil über die ironisierende Kritik an polnischen Vorurteilen implizit kritisiert werden:

Hinter der Stadt stehen Paläste	Za miastem pałace
und ich zahle dafür	I ja za to płacę
Schluss jetzt damit	Koniec tego dobrego
ab nach Madagaskar mit Dir!	Na Madagaskar kolego
[...]	[...]
Er hasst Araber	Nienawidzi Araba
Dafür mag er Kebab	To uwielbia kebaba
Der Pole schaut sich um und wittert	Polak się rozgląda wszędzie
überall eine feindliche Verschwörung	węszy wrogi spisek
Aus dem Westen kommen die Deutschen	Od zachodu idą Niemcy
und aus dem Osten der Jude und Russe	a od wschodu Żyd i Rusek

Neben Antisemitismus werden hier Muslimfeindlichkeit und die Angst vor einer deutsch-russischen Verschwörung als klischeehafte Vorurteile von Polen benannt, letzteres repräsentiert die historische Erfahrung der Teilungen Polens im 19. und 20. Jahrhundert. Der Antisemitismus drückt sich hier in der Anspielung auf den Plan der Nationalsozialisten aus, die europäischen Juden auf die Insel Madagaskar an der Ostküste Afrikas zu deportieren. Die Insel war auch die Kernaspiration des Polnischen See- und Kolonialbundes (Liga Morska i Kolonialna) in den 1930er Jahren, der die Errichtung einer polnischen Überseekolonie auf Madagaskar anstrebte, in die polnische Siedler und polnische Juden umsiedeln sollten.<sup>20</sup>

Das Lied „Polska B“ lässt sich als Versuch einer Emanzipation Ostpolens gegenüber Westpolen deuten, wobei sich dieser Emanzipationsversuch in der Beleidigung und Diffamierung von Polen A erstreckt. Klischees gegenüber dem Östlichen werden als Ausdruck authentischer Kultur inszeniert und aufgewertet, jedoch immer im Kontext einer feindseligen Wahrnehmung gegenüber dem sogenannten Westen. In Anlehnung an Ian Buruma und Avishai Margalit kann das Lied als Ausdruck eines feindlichen Okzidentalismus interpretiert werden, in dem der Antagonismus gegenüber dem Westen dessen Wahrnehmung bestimmt.<sup>21</sup> Hieran zeigt sich, dass Okzidentalismus in seiner feindseligen Form Bestandteil der polnischen Kultur sein kann, die national-konservative Inhalte zum Ausdruck bringt. Dieser Okzidentalismus ist auch Thompsons Argumentation inhärent, denn obwohl sie Polen zu einem Zentrum der westlichen Zivilisation aufwertet, welches vom russischen Anderen abgegrenzt wird, kritisiert sie mit Bezug auf den Begriff Mimikry die Adaption westlicher Kultur in Polen, die das Land seit den 1990er Jahren nachhaltig verändert hat.<sup>22</sup>

20 Piotr Puchalski: Poland in a Colonial World Order. Adjustments and Aspirations, 1918–1939, London 2021.

21 Vgl. Ian Buruma, Avishai Margalit: Occidentalism. The West in the Eyes of its Enemies, New York, NY 2005; der dem Orientalismus-Begriff bereits inhärente Okzidentalismus beschreibt die Konstruktion des Westens außerhalb des Westens, vgl. James Carrier: Occidentalism: The World Turned Upside-down, in: American Ethnologist 19 (1992), H. 2, S. 195–212.

22 Vgl. Zarycki, Ideologies of Eastness (wie Anm. 15), S. 96.



## „Polska B“ aus dem Album „Piosenki kolonistów“ von Grzegorz Kaźmierczak

Als zweites Beispiel wird das Lied „Polska B“ aus dem Album „Piosenki kolonistów“ (Lieder der Kolonisten) von Grzegorz Kaźmierczak herangezogen. 2013 produzierte der Sänger und Lyriker das Album gemeinsam mit seiner Band Variété, die seit den 1980er Jahren zu den polnischen Pionieren des New Wave und Cold Wave zählt.<sup>23</sup> Der Titel des Albums nimmt direkt Bezug auf den Begriff des Kolonialismus ebenso wie auch das Lied „Piosenka kolonistów“ (Lied der Kolonisten). Die Themenvielfalt der Lieder reicht von Auswanderung im Kontext von Melancholie („Warszawa dwa“ [Warschau zwei] und „Pacyfik“ [Pazifik]) und das im Gegensatz dazu befreiende Gefühl der Reise („Tarcza“ [Schutzschild] und „Paść się“ [sich fallen lassen]) bis hin zur kollektiven Erinnerung an Kriege („Astry“ [Sterne]) und individueller Selbstfindung („Kim“ [Wer]). Kaźmierczak publizierte die Texte innerhalb seiner vierten Poesie-Sammlung, aus der ersichtlich wird, dass zwei Lieder des Albums früher entstanden sind als die anderen.<sup>24</sup> Vermutlich hatte Kaźmierczak zum Zeitpunkt der Konzeption des Albums auf frühere Gedichte zurückgegriffen, mit denen er das Thema Kolonialismus verband. Bei den beiden Liedern handelt es sich zum einen um „Pacyfik“ (2006), in dem die Konsequenzen von Migration verarbeitet werden, hier in Bezug auf den Pazifik, dem Schauplatz des kolonialen Handels. Das andere Lied aus den 2000er Jahren ist „Polska B“ (2002), ein Lied über Ostpolen. Abermals stellt sich die Frage, ob sich hier der Diskurs um Postkolonialismus in Bezug auf das östliche Polen widerspiegelt.<sup>25</sup>

In dem Lied stellt der Autor (der selber aus dem westlichen Polen stammt) ein bedrückendes Stimmungsbild aus der Perspektive des östlichen Polens dar und nimmt dabei Bezug auf die Motive Emigration und Verlust:

Hunde im Park	Psy w parku
Fensterrahmen	Futryny okien
Geklebt mit Farbe	Sklejone farbą
Geklebt	Sklejone

Die Rückständigkeit der ostpolnischen Provinz kommt über die Metapher der geklebten Fensterrahmen zum Ausdruck („Fensterrahmen, geklebt mit Farbe“). In der dritten Strophe bezieht sich Kaźmierczak ausdrucksstark auf das Wort „wyjechać“ unter Nutzung der Vergangenheitsform, dass er auf Freunde und sich selbst bezieht („Meine Bekannten sind schon weggefahren“). Das Wort bündelt in diesem Kontext die Bedeutungen vom Wegfahren, Verlassen und Auswan-

23 Variété: *Piosenki kolonistów*, 2–47 Records, 2013; bis auf die Lieder „Pacyfik“ (2006) und „Warszawa dwa“ (2013) wurden alle Lieder des Albums erneut eingespielt auf dem Konzertalbum *Variete*: PPA Wrocław 2015, 2.47 Records, 2015.

24 Der Band wurde herausgegeben von dem Wydawnictwo Wojewódzkiej Biblioteki Publicznej i Centrum Animacji Kultury w Poznaniu [Verlag der öffentlichen Woiwodschaftsbibliothek und des Zentrums für Animationskultur Posen]. Er gliedert sich in zwei Teile: „Nicht meine Heimat“ („Nie moja Ojczyzna“, 1983–2008) und „Verlassenes Land“ („Opuszczony Kraj“, 2008–2013), siehe Grzegorz Kaźmierczak: *Centra*, Poznań 2014.

25 Die elf Jahre vor dem Album entstandene erste Fassung des Gedichts unterscheidet sich von der 2013 eingespielten Version durch die unregelmäßige Versstruktur der Strophen, die in der späteren Fassung zu Vierzeilern angepasst wurden. Zudem weisen die Strophen eine andere Reihenfolge auf, vgl. in „Polska B (2002)“, in: *Ebenda*, unpag.

dern. Der Sänger wiederholt „Ja też wyjechałem“ („Ich bin auch weggefahren“) vier Mal, bevor „wyjechałem“ als Echo im Hintergrund erklingt. Die Wiederholung betont den emotionalen Gehalt des Verlassens der Heimat:

Meine Bekannten sind schon weggefahren	Moi znajomi już wyjechali
Ich bin auch weggefahren	ja też wyjechałem.
Seit Tagen, Wochen, Monaten	Od dni tygodni miesięcy
Kein Wort über Poesie	Żadnych rozmów o poezji
Hier ist Rauch aus Żerań	Tutaj dymi Żerań
Flugzeuge wie Skalpelle	Samoloty jak skalpele
Schneiden in das Himmelbett	Rozcinają koldrę nieba

Diese Passage, die in der ersten Fassung des Gedichtes fehlt, stellt die Achse des Gedichtes dar, auf die die Beschreibung des Post-Emigrationszustandes folgt: Der Verlust von Freundschaften und die Folgen dessen ziehen sich als Konsequenz in das vermeintlich bessere Leben im „Westen“ bzw. im urbanen Raum („Seit Tagen, Wochen, Monaten kein Wort über Poesie“).<sup>26</sup>

Im Lied wird auf den Ort Żerań verwiesen, ein Stadtteil östlich der Weichsel im nördlichsten Bezirk von Warschau, der bekannt ist für ein großes Heizkraftwerk. Dieser Verweis ist interessant, da er auf die innerstädtische Ost-West Spaltung Warschaus anspielt, die sich hier in einem Symbol der stalinistischen Industrialisierung ausdrückt. In vielen europäischen Städten wurde die Industrie aufgrund des dominierenden Westwindes in den mittleren Breiten in östliche Randbezirke verlegt, während sich die maßgeblich von der Industrialisierung profitierende Oberklasse in den westlichen Teilen der Städte niederließ.

Każmierczak relativiert den Dualismus des Begriffspaares Polen A – Polen B zugunsten eines wechselseitigen Zusammenhangs, indem er Provinzialität, Emigration und Verlust als universelle Erfahrungen darstellt. Diese Erfahrungen werden mit dem Urbanisierungsprozess in Polen in Zusammenhang gebracht, durch den eine Abwanderung von der Provinz in die Städte erfolgte und erfolgt. Teil dessen war und ist eine Binnenmigration von Ost- nach Westpolen und damit insgesamt Polens Stellung in Europa als Einwanderungs- und Auswanderungsland.

## „Polska A B C i D“ und Maria Peszeks Album „Karabin“

Das letzte Beispiel ist Maria Peszeks Verarbeitung der Motivkombination Polen A – Polen B in ihrem Album „Karabin“ aus dem Jahr 2016.<sup>27</sup> Die bestimmenden Themen des Albums sind Gewalt, z. B. in Form von Hassrede (vgl. „Jak Pistolet“ [Wie eine Pistole], „Modern Holocaust“ und „Ogień“ [Feuer]) und die Spaltung der Gesellschaft (vgl. „Krew na ulicach“ [Blut auf den Straßen] und „Polska A B C i D“ [Polen A B C und D]). Das titelgebende „Gewehr“ („Karabin“)

26 In der ersten Fassung steht die spätere zweite Strophe in der Mitte: „Wojskowa grochowka [fehlt in der späteren Fassung], wyborczy festyn, grają mazurka [Armee-Erbsensuppe, Wahlfest, man spielt eine Mazurka]“, zitiert nach ebenda.

27 Maria Peszek: Karabin, Warner Music Poland, 2016.

taucht als Motiv in allen Liedern direkt oder implizit auf, z. B. in Form von Kugeln („naboje“), Krieg („wojna“), tödlichen Kopfschussverletzungen („dziurę w głowie“) oder Suizid („miłość jak pistolet“). Es kann als Metapher für das Gewaltpotenzial interpretiert werden, welches die polnische Gesellschaft in der PiS-Ära prägte. Die Musikerin, Schauspielerin und Schriftstellerin verarbeitet das Thema der Spaltung Polens mit großem kommerziellen Erfolg: Ihr Lied „Polska A B C i D“ landete auf Platz eins der polnischen Musikcharts („Lista Przebojów Programu Trzeciego“) und ihr Album „Karabin“ erreichte Platinstatus in Polen.

Die zentrale Stellung des Liedes und der Motivkombination Polen A – Polen B innerhalb des Albums „Karabin“ materialisiert sich auf der Vinyl-Fassung: Auf der Vorder- und Rückseite ist auf gelbem Hintergrund ein Multikaliber-Sturmgewehr abgebildet. Auf der Vorderseite steht ein weißes A, synonym für Polen A, auf der Rückseite ein weißes B, synonym für Polen B. So assoziiert die Schallplatte zwei Polen, die sich gegenseitig bekriegen. Im Lied „Polska A B C i D“ wird dieser festgehaltene Zustand kritisiert und seine Überwindung angedeutet: Indem Peszek die alphabetische Abstufung Polens ironisierend auf C und D ausweitet, negiert sie das dualistische Begriffspaar Polen A – Polen B und bringt die Pluralität und Parallelität der Erfahrungsräume innerhalb einer heterogenen Nation zum Ausdruck. Die Ausweitung auf Polen C und D kann als Aussicht auf die Möglichkeit eines Polens abseits der sich bekriegenden Polen A und B verstanden werden:

Polen A	Polska A
Polen B	Polska B
Polen A, B, C und D	Polska A, B, C i D

Im Refrain greift Peszek auf die englische Redensart „Don’t judge the book by its cover“ zurück, eine Metapher für das Hinterfragen bestehender Stereotypen und zugleich ein Appell gegen Diskriminierung:

Denn nichts ist so wie es scheint	Bo nic nie jest takim jakim się wydaje
So don’t judge the book by its cover	So don’t judge the book by its cover

Das Lied kann als Aufruf zur Überwindung festgefahrener Stereotypen interpretiert werden. Trotzdem greift Peszek an anderer Stelle im Album auf ein pejoratives Verständnis vom sogenannten Osten zurück: Im Lied „Krew na ulicach“, das eine bürgerkriegsähnliche Dystopie zeichnet, assoziiert sie die Angst vor verstärkter politischer Repression mit einer Annäherung an den „Nahen Osten“, was als eine orientalistische Formulierung für Belarus und Russland interpretiert werden kann:

Immer näher kommt	Coraz bliższy
Der Nahe Osten	Bliski wschód
Immer größer wird	Coraz większy
die Angst und der Gang	Strach i chód

Am Ende von „Polska A B C i D“ kommt zum Piano Pattern des Refrain ein sirenenartiges Sample hinzu, wobei das letzte Intervall des Samples als kleine None besonders hervorsticht.<sup>28</sup> Die Sirene evoziert einen Notfall und kann als Motiv der Gefährdung gedeutet werden, in dem sich die polnische Gesellschaft befindet. Das im Sprechgesang inszenierte „Polska A B C i D“ ergänzt den bereits bekannten Refrain. Die so komponierte Mehrstimmigkeit verstärkt den emotionalen Charakter von Peszeks Musik und die Kombination verschiedener klanglicher Ebenen steigert den Ausdrucksgehalt der Coda des Liedes.

Im traditionell katholischen Polen gehört Peszeks ablehnende Haltung gegenüber dem Katholizismus zu ihren Markenzeichen.<sup>29</sup> Peszeks säkulare und antiklerikale Position ist charakteristisch für die polnische Linke (Lewica), die sich im Gegensatz zur sozialdemokratischen Partei in Polen (SLD) in den 1990er und 2000er Jahren stärker von der katholischen Kirche abgrenzt. Die Abgrenzung in den 2010er Jahren ist eine Folge der politischen Einflussnahme der Kirche in Polen und den von Kirchenvertretern propagierten national-klerikalen Positionen (z. B. die Einschränkung von Frauen- und Asylrechten). In „Polska A B C i D“ drückt Peszek den Vorwurf aus, dass die Kirche die Spaltung und Radikalisierung der Menschen vertiefe. Mit dem Kreuz, das „wie ein Rasiermesser schneidet“, kritisiert Peszek die Kirche über ein religiöses Symbol, dass laut Magdalena Waligórska historisch mit dem polnischen Nationalismus und Imperialismus verbundenen ist.<sup>30</sup> Die Bedeutung der Passage wird dadurch unterstrichen, dass sie nicht gesungen, sondern eindringlich gesprochen wird.<sup>31</sup>

Man kann aufhetzen mit Worten	Można szczuć słowem
Man kann aufhetzen mit Gebeten	Można szczuć modlitwą
Man kann Polen spalten	Można dzielić Polskę
Schneiden mit dem Kreuz wie mit einem Rasiermesser	Tnąc krzyżem jak brzytwą

Sie bezieht sich im Lied weiter auf das von Johannes Paul II. geprägte Bibelzitat „Habt keine Angst“ (lat. *Non abbiate paura*), dass dieser während seines Pontifikats als Wahlspruch verwendete.<sup>32</sup> Indem Peszek das Zitat zur etymologischen Figur umformt („Hab keine Angst davor, Angst

28 Das Piano Pattern ist im Vergleich zum ersten Refrain rhythmisch variiert, basiert aber auf derselben Abfolge von Akkorden. Die Sirene spielt die Töne c1-es1-g1-as.

29 Der Bezug zu religiösen Motiven artikuliert sich wiederkehrend in Peszeks Albumtiteln, z. B. in den Albumtiteln „Jezus Maria Peszek“, Mystic Production 2012, und „Ave Maria“, Mystic Production 2021.

30 In ihrer Monografie beschreibt Magdalena Waligórska die architektonische Konsolidierung der Zweiten Polnischen Republik im historischen Ostpolen über das Errichten von katholischen Denkmälern als kolonisatorische Strategie, vgl. Magdalena Waligórska: *Cross Purposes. Catholicism and the Political Imagination in Poland*, Cambridge 2023, S. 63–107.

31 In ihrem fünften Studioalbum „Ave Maria“ nutzt Peszek dieses Mittel erneut im Kontext von Kritik gegen die katholische Kirche: Das Lied „Barbarka“, welches sexuellen Missbrauch von Kindern in der katholischen Kirche anprangert, gestaltet Peszek fast ausschließlich über Sprechgesang.

32 „Nie bójcie się“.

zu haben“), negiert sie dessen Inhalt und erkennt die Angst als ein elementares menschliches Grundgefühl an:<sup>33</sup>

Hab keine Angst davor, Angst zu haben	Nie bój się bać
Hab keine Angst davor, an einem Ort stehen zu bleiben	Nie bój się w miejscu stać
Hab keine Angst nichts zu tun	Nie bój się robić nic
Hab keine Angst zu schlafen ohne zu träumen	Nie bój się spać bez śnić

Die Appropriierung christlicher Motive in Peszeks atheistischem Glaubensbekenntnis zieht sich als künstlerischer Ansatz durch ihr musikalisches Schaffen.<sup>34</sup> Peszeks Kritik am Katholizismus kann mit Bezug auf Janion auch aus einer dekolonialen Perspektive interpretiert werden: Laut Janion liegt in dem Bezug auf das heidnische Polen ein emanzipatorisches Potenzial im Sinne eines Gegenpols zum ethno-nationalistischen Verständnis polnischer Kultur. Dem Ahnenkult komme dabei eine besondere Rolle zu, prominent in Mickiewicz's „Dziady“ (Ahnenfeier), denn das Gedenken an die Toten stellt eine Verbindung zwischen Gegenwart und Vergangenheit her. Janion macht darauf aufmerksam, dass die Romantiker auch die verdrängte Zeit der heidnischen Slawen in die Geschichte miteinbezogen. Die Romantiker emanzipierten die vorchristliche slawische Folklore und stellten sie der lateinischen Kultur als gleichwertig gegenüber.<sup>35</sup>

In dem Musikvideo zum Lied „Ey Maria“ spielt Peszek mit der Bedeutung des Ahnenkults in der polnischen Kultur, indem sie dem katholischen Totengedenken einen anarchischen Ahnenkult entgegenstellt: Peszek und ihr Freundeskreis besuchen mit einer Pistole bewaffnet einen Friedhof und trinken dort eine Flasche Wodka. Schließlich kippen sie den Rest des Wodkas auf das Grab ihrer verstorbenen Kameraden. Die provokative Emanzipation eines anarchischen Ahnenkults gegen die katholische Tradition kann als Metapher für den anhaltenden Kulturkampf um die Deutungshoheit über die polnische Vergangenheit verstanden werden, wenn der Ahnenkult als Bindeglied zwischen Vergangenheit und Gegenwart interpretiert wird. Peszek bezieht sich im Gegensatz zu Janion nicht auf das heidnische Slawentum. Beide eint jedoch der Impuls für Alternativen zur katholischen Tradition, die einen Gegenpool zum national-konservativen Verständnis polnischer Kultur bilden sollen.

Die Kleidung und das Verhalten der im Musikvideo auftretenden Personen lehnt sich an der Subkultur der „Dresiarze“ (Trainingsanzugträger) an.<sup>36</sup> Diese Subkultur wird mit negativen Phänomenen der Transformationszeit der 1990er und 2000er Jahre assoziiert (z. B. Arbeitslosigkeit, Hooliganismus, Kriminalität, aber auch Nationalismus). Interessant ist dabei, dass der

33 Im letzten Lied des Albums „Ej Maria“ bezieht sich die Sängerin explizit auf die Figur des polnischen Papstes, indem sie sich von der kollektiven Trauer um den Tod von Johannes Paul II. und dem Kult um ihn distanziert: „I śpiewasz rzeczy z kosmosu jakieś, I nie płakałaś jak umarł Papież“ [Und du singst irgendwelche Dinge aus dem Kosmos, Und hast nicht geweint, als der (polnische) Papst gestorben ist].

34 Z. B. im Lied „Pan nie jest moim pasterze“ [Der Herr ist nicht mein Hirte] aus „Jezus Maria Peszek“, Mystic Production 2012, und „Barbarka“ aus „Ave Maria“, Mystic Production 2021.

35 Vgl. Janion, *Sami sobie cudzy* (wie Anm. 13), S. 25–29 u. 32–34.

36 Joanna Zienkiewicz: From Pussy Riot to Maria Peszek: The Re-Articulation of National and Gender Identities in 21st-Century Eastern European Protest Song, in: *Sonic Scope: New Approaches to Audiovisual Culture 2* (2021), S. 22–24.

Entstehungsort des Musikvideos in Kiew liegt. Die Intention des Videos war, ein Zeichen der Solidarität mit der Ukraine nach dem Beginn des Krieges in der Ostukraine und der Annexion der Halbinsel Krim durch die Russische Föderation im Jahr 2014 zu setzen. Durch das Lied wird der ukrainische Verteidigungskrieg als Freiheitskampf dargestellt.<sup>37</sup> Trotzdem impliziert die Verbindung des Ortes Kiew mit der Dresiarze-Subkultur die Implikation einer Rückständigkeit der ukrainischen Gesellschaft (im Verhältnis zur polnischen), denn zum Entstehungszeitpunkt des Musikvideos galt diese Subkultur in Polen bereits als Relikt einer vergangenen Epoche.

Der anhaltende Konflikt um die diskursive Deutungshoheit über die Geschichtsschreibung und die Vergangenheitsbewältigung wird im Lied „Modern Holocaust“ thematisiert. Über die Nennung des titelgebenden Gewehrs („Karabin“) im Refrain wird die Bedeutung des Liedes im Album unterstrichen. Peszek nutzt den titelgebenden Holocaust nicht als Begriff für das historische Ereignis der Ermordung der europäischen Juden, sondern beansprucht dessen kulturelle Bedeutung als Motiv für menschenverachtende Ideologien, die den Tod von Menschen bewirken. Über die Nennung von Hitler und Stalin wird der Bezug zum Zweiten Weltkrieg unterstrichen – dem historischen Ereignis, welches die Teilung Polens zwischen dem nationalsozialistischen Deutschen Reich und der stalinistischen Sowjetunion nach sich zog:

Es ist nicht so, dass das Böse Hitler oder Stalin ist	Bo nie jest tak, że zło to Hitler albo Stalin
Das Böse ist in jedem von uns, das Böse machen wir [Polen] selber	Zło jest w każdym z nas, zło robimy sami
Es ist nicht so, dass das Böse Putin oder Bin Laden ist	Bo nie jest tak, że zło to Putin czy Bin Laden
Auch du hast zu Hause dein eigenes Gewehr	Ty też w domu masz własny swój karabin

In dem Lied wird eine Kontinuität zwischen dem antisemitischen Hass und der gegenwärtigen Situation in Polen gezogen, welche von alltäglichen Angriffen auf gesellschaftliche Minoritäten wie die LGBTQ+-Community und die politische Linke geprägt ist. Peszek vergleicht die Verbrennung von Julita Wójciks Kunstinstallation „Tęcza“ in Warschau am Unabhängigkeitstag 2013 mit den Pogromen von Jedwabne. Der Vergleich soll verdeutlichen, dass Handlungen wie die Verbrennung der „Tęcza“ den Anschein von Banalität wahren, aber zu einem erheblichen Anstieg der Suizidrate innerhalb der polnischen LGBTQ+-Community beitragen:<sup>38</sup>

In meinem Land brennen Regenbogen	W moim kraju palą tęczę
Wie einst Menschen in der Scheune	Jak kiedyś ludzi w stodole
Unser polnischer Hass ist so alltäglich	Hejt nasz polski powszedni
Wie Brot, wie das Mittagessen auf dem Tisch	Jak chleb jak obiad na stole

Die Prominenz, die Jedwabne und die Debatte um die Beteiligung der polnischen Bevölkerung an der Ermordung der dort lebenden jüdischen Bevölkerung nach dem Einmarsch deutscher Truppen im Juli 1941 haben, legt nahe, dass Peszek hier den von Jan Tomasz Gross initiierten Diskurs über die Kollaboration der polnischen Bevölkerung mit den nationalsozialistischen Be-

37 Im Refrain heißt es: „Bach bach, Albo wolność albo strach“ [Peng Peng, entweder Freiheit oder Angst].

38 Das Thema Suizid innerhalb der LGBTQ+-Community verarbeitet Peszek in ihrem Lied „Jak pistolet“ [Wie eine Pistole].



satzern aufgreift.<sup>39</sup> Jedwabne repräsentiert den anhaltenden Konflikt um die polnische Vergangenheitsbewältigung, der auch deshalb so verbittert geführt wird, weil er die etablierten polnischen Opfernarrative in Frage stellt.<sup>40</sup>

„Modern Holocaust“ kann als Aufruf zur kritischen Reflexion historischer Narrative interpretiert werden: Statt das Böse auf religiöse Fundamentalisten oder auf Hitler und Stalin bzw. die Deutschen und die Russen zu projizieren, sollte die polnische Gesellschaft den Hass innerhalb der polnischen Gesellschaft als Ausdruck des Bösen erkennen. Diese Haltung ist Andrzej Leders Schriften vergleichbar, in denen der Philosoph ebenfalls zur kritischen Reflexion historischer Narrative aufruft: Laut Leder ist die weitverbreitete politische Passivität in der polnischen Gesellschaft ein Produkt der revolutionären Umwälzungen in den Jahren 1939 bis 1956, in denen die polnische Gesellschaft radikal umstrukturiert wurde (durch die Ermordung der polnischen Juden und die Liquidierung des polnischen Adels). Eine „Bewusstseinswerdung der schwierigen Genealogie“ des heutigen polnischen Mittelstandes ist für Leder die Voraussetzung für eine kritische Auseinandersetzung mit der Nationalgeschichte.<sup>41</sup> Erst dann könne das polnische „Imaginarium“ und das darin enthaltene „romantische Paradigma“ reflektiert werden, welches das Böse als mythische Gewalt gegen die friedliebenden Polen imaginiert, während es die polnische Gegengewalt idealisiert und verklärt.

## Schlussfolgerung

Während Zarycki die gegenwärtige Abwertung Ostpolens als eine historische Folgeerscheinung der diskursiven Abwertung Russlands bewertet, erscheint sie in diesem Aufsatz als Teil einer impliziten Abwertung des Ostens, die sowohl für die polnische als auch für die westliche Kultur im Allgemeinen charakteristisch ist. Dies zeigt sich daran, dass die polnische populäre Musik keine zufriedenstellenden Möglichkeiten entwickelt hat, den Dualismus der Motivkombination Polen A – Polen B zu überwinden. Weder die demonstrative Spaltung (bei Speculum), noch die Aussparung (bei Kaźmierczak) oder die Ausweitung der Motivkombination bei Peszek negieren die implizite Abwertung des Ostens, die der Motivkombination inhärent ist. Insofern scheint die Sorge berechtigt, dass die gegenwärtige Spaltung Polens auch in Zukunft nicht überwunden werden wird.

39 Vgl. Zienkiewicz, *From Pussy Riot to Maria Peszek* (wie Anm. 36), S. 17–19.

40 Jan Tomasz Gross: *Neighbours. The Destruction of the Jewish Community in Jedwabne*, Princeton 2001.

41 Andrzej Leder: *Polen im Wachtraum*, übersetzt von Sandra Ewers, Osnabrück 2019, S. 41–59 und 234–237, hier S. 237; vgl. auch ders.: *Who Took the Revolution away from Us?*, in: Joanna Warsza (Hrsg.): *Everything is Getting Better: Unknown Knowns of Polish (Post)Colonialism*, Berlin 2017, S. 154–173. Die fehlende kritische Aufarbeitung der polnischen Geschichte begünstige nach Leder den Erfolg einer nationalistischen „pervertierten Dekolonisierung“: „The ultimate goal of decolonization, the universalization of equal human rights, is perverted by a hidden desire. This desire is to preserve both one’s ability to reminisce about ‚enjoyment in excess‘, the jouissance of past violence, as well as one’s right to show contempt for others, for those weaker or merely different. This contempt stems precisely from the antithesis of equality, namely the deep desire for inequality“, ders.: *The Perverted Father Figure, the Anonymous Rule of Law and the Challenge of Universalism*, in: Jan Sowa, Ekaterina Degot u. a. (Hrsg.): *Perverse Decolonization?*, Berlin 2021, S. 71.

Mehr noch – bei Konservativen und Rechten könnte die Idee eines authentischen Ostens eine identitätsstiftende Rolle einnehmen. Der Aufsatz deutet den Grund dieses Phänomens an, nämlich die potentielle Infragestellung der nationalen Einheitlichkeit und Gleichheit, die vom konservativen Lager des polnischen postkolonialen Diskurses ausgeht. Vor diesem Hintergrund und der anhaltenden Popularität national-konservativer Ressentiments in Polen erscheint Peszeks künstlerisches Wirken bedeutsam, da sie – wie andere progressive Künstler:innen – eine alternative Bildsprache gegen die politische Rechte entwickelt.

Jannick Piskorski

Poßmoorweg 47, 22301 Hamburg,  
e-mail: jannick\_piskorski@hotmail.de

studierte an der Universität Greifswald Geschichte und Musikwissenschaft, schreibt derzeit seine Masterarbeit an der Universität Hamburg im Studiengang Osteuropastudien, studierte Musiktheorie an der Musikhochschule Lübeck und absolvierte Studienaufenthalte in Rom und Warschau, neben dem Deutschlandstipendium wurde er mit dem Hamburg-Stipendium und dem Stipendium der GFPS-Stiftung ausgezeichnet, als wissenschaftlicher Mitarbeiter war er im DFG-Forschungsprojekt „Transatlantischen Beziehungen und anti-amerikanische Vorbehalte im Musikleben des Deutschen Kaiserreiches und der Österreichisch-Ungarischen Monarchie 1880–1915“ tätig; seine Forschung präsentierte er u. a. auf der ASSSEES Konferenz (2023) und an der UCL London (SSEES Polish Studies Working Group, 2024); seit 2021 ist er Mitorganisator der Seminarreihe „Osteuropa Dekolonisieren“ in Hamburg; Forschungsschwerpunkte: Postkoloniale Theorie, Ignacy Jan Paderewski; Publikationen: Zwischen Musik und Politik: Russland und Preußen in der Autobiografie des polnischen Pianisten und Politikers Ignacy Jan Paderewski, in: Was bleibt? Erinnerung in Ost- und Südosteuropa [im Druck].

Epp Lauk/Rosario Napolitano

## Soviet "Cinefication" as a Means of Cultural Colonization of Latvia (1940–1941 and 1944–1953)

**Abstract:** In den baltischen Ländern war die Sowjetisierung der Mechanismus der Kolonisierung, der für die Reorganisation aller Lebensbereiche, einschließlich der Kultur, gemäß dem sowjetischen sozialistischen Modell eingesetzt wurde. Der Beitrag konzentriert sich auf eine bestimmte Kampagne, die der „Cinefizierung“ in der Kultur Lettlands während der stalinistischen Jahre, und zeigt an, wie die Sowjetisierung im Bereich Kultur die Strategien der westlichen kulturellen Kolonisierung widerspiegelt. Es werden drei „Schlaglichter“ aus der Geschichte der Cinefizierung präsentiert: die Politik des Einsatzes eines Kinorepertoires, die der sowjetischen Indoktrination diente; die sowjetisch-lettische Filmproduktion, die die Besatzung rechtfertigte; und die Einführung von Schlüsselpersonen, die als Handlanger Moskaus fungierten. Die Verfasser der Studie kommen zu dem Schluss, dass der Prozess der Cinefizierung in Lettland nur teilweise und nur temporär in der Umsetzung seiner propagandistischen Ziele erfolgreich verlief. Die „traditionellen“ Kolonisierungsstrategien, die die sowjetischen Besatzer anwandten, waren auf einen unabhängigen Nationalstaat, wie es Lettland vor der sowjetischen Besatzung war, nicht anwendbar.

**Keywords:** cinefication, Sovietization, cultural colonization, Latvia, Stalinism

### Introduction

Taking Latvia as an example our study deals with a specific means of Soviet cultural colonization – a Moscow-directed campaign of cinefication (*kinofikatsiya*) and its contexts, aims and execution during Stalin's reign. We argue in the case of the Baltic countries, colonialist strategies were manifest in Sovietization that fostered the integration of the Baltic nations into the "friendly family of the Soviet republics". We are not going to discuss *whether* postcolonial criticism is valid in the case of the Baltics, but – as Violeta Kerttas suggests<sup>1</sup> – our aim is to demonstrate *how* it applies to the Sovietization of Latvian culture in the Stalinist period. We focus on one particular 'slice' of culture – cinema – and how it was used for justification of the Soviet occupation and as a means of brainwashing and indoctrination. We also introduce some collaborators with the new rulers in the process of cinefication.

The study partly builds on our previous article "A Chapter in Latvian Cinema History: The Process of Cinefication (1940–1941; 1944–1953)"<sup>2</sup> and the research done for it.

- 1 See Violeta Kelertas: Introduction: Baltic Postcolonialism and its Critics, in: Idem (ed.): *Baltic Postcolonialism. On the Boundary of Two Worlds: Identity, Freedom and Moral Imagination in the Baltics*, Amsterdam et al. 2006, pp. 1–10.
- 2 See Rosario Napolitano, Epp Lauk: A Chapter in Latvian Cinema History: The Process of Cinefication (1940–1941; 1944–1953), in: *Acta Historica Tallinnensia* 29 (2023), no. 1, pp. 65–92, <https://doi.org/10.3176/hist.2023.1.03>.

## Postcolonial Discourse and Sovietization of Culture: A Conceptual and Contextual Framework

The traditional post-colonial scholarly discourse has been reluctant to depict the Soviet regime in terms of colonialism, or to describe Sovietization of the occupied territories in terms of colonization.

The "traditional" western definition interprets colonialism as an expansion of western empires into "overseas" territories in Africa, Asia, and the Americas.<sup>3</sup> Framed as an imperial, capitalist phenomenon, the definition of western colonialism does not fit Soviet socialism, which ideologically represented the opposite end of the scale – a society with high ideals of peace, equality and welfare for all working people. With respect to Soviet rule in the Baltic countries, conceptual questions regarding the applicability of the framework of a post-colonial approach and the interconnections between occupation and colonization have received growing attention from scholars in and outside the Baltic countries since the 2000s.<sup>4</sup>

Epp Annus, in her seminal book "Soviet Postcolonial Studies: A View from the Western Borderlands" (2018) provides, from disciplinary, geopolitical, and nationalities studies perspectives, a thorough analysis of the colonialist issue of the Soviet regime in the Baltics. She concludes that "what happened in the Baltic states was certainly a military occupation, followed by the arrival of new settlers and by the reorganization of local political, economic, and cultural structures according to the needs and expectations of the occupying country".<sup>5</sup> She also argues that the anti-capitalist and anti-colonial ideological rhetoric and propaganda of the Soviet Union "mislead the people of the world into believing that the Communist invasion and occupation of the Baltic states was in concert with the will of the people"<sup>6</sup> and thus hindered scholars from seeing the real nature of the regime.<sup>7</sup>

3 See for example: Bill Aschcroft, Gareth Griffiths et al. (eds.): *The Post-Colonial Studies Reader*, London 1995; Benita Parry: 1987. Problems in Current Theories of Colonial Discourse, in: *Oxford Literary Review* 9 (1987), no. 1–2, pp. 27–58, <https://www.jstor.org/stable/43973680> [accessed on 26 June 2024]; Patrick Williams, Laura Chrisman (eds.): *Colonial Discourse and Post-Colonial Theory: A Reader*, London 1994, <https://doi.org/10.4324/9781315656496>.

4 For example, Timofei Agarin: Demographic and Cultural Policies of the Soviet Union in Lithuania from 1944 to 1956. A Post-Colonial Perspective, in: Olaf Mertelsman (ed.): *The Sovietization of the Baltic States, 1940–1956*, Tartu 2003, pp. 112f. See also Kelertas (ed.), *Baltic Postcolonialism* (see note 1); Benedikts Kalnačs: Comparing Colonial Differences: Baltic Literary Cultures as Agencies of Europe's Internal Others, in: *The Journal of Baltic Studies* 47 (2016), no. 1, pp. 15–30; Ewa Mazierska, Lars Kristensen et al. (eds.): *Postcolonial Approaches to Eastern European Cinema: Portraying Neighbours on Screen*, London 2013. Deniss Hanovs: Can Postcolonial Theory Help Explain Latvian Politics of Integration? Reflections on Contemporary Latvia as a Postcolonial Society, in: *Journal of Baltic Studies* 47 (2016), no. 1, pp. 133–153. By Epp Annus the following three works: *The Problem of Soviet Colonialism in the Baltics*, in: *Journal of Baltic Studies* 43 (2012), no. 1, pp. 21–45, <https://doi.org/10.1080/01629778.2011.628551>; *Between Arts and Politics: A Postcolonial View on Baltic Cultures of the Soviet Era*, in: *Journal of Baltic Studies* 47 (2012), no. 1, pp. 1–13, <https://doi.org/10.1080/01629778.2011.1103509>; *Soviet Postcolonial Studies: A View from the Western Borderlands*, London et al. 2018, <https://doi.org/10.4324/9781315226583>.

5 Annus, *Soviet Postcolonial Studies* (see note 4), p. 91.

6 *Ibidem*, p. 85.

7 See also: Oksana Telenko, Oleksandra Kurbet: Postcolonial Theory and its Application to the Post-Soviet States, in: *History of Economics and Economic Thought of Ukraine* 56 (2023), pp. 255–258, <https://doi.org/10.15407/ingedu2023.56.255>.

The annexation and occupation of the independent Baltic nation states in 1940 and re-occupation in 1944 by Soviet troops made it possible for the occupiers to impose the Soviet model of society on these nations. The strategies aimed at the integration of the conquered and occupied nations into the Soviet Union's economy, system of governance, education, socio-cultural life, paint a picture of the stratagems of colonialism. Hence, it makes a great deal of sense to define colonialism in the Baltic context from the perspective of power and domination "as the forced reorganization of all levels of social existence, imposed by an ethnically dissimilar legal entity and exerting its influence from outside the state's traditional territory".<sup>8</sup> In addition to taking control of the resources, trade and labour of the occupied territories, the occupiers also impose their cultural, religious and linguistic structures on the conquered population.<sup>9</sup> Horvath especially emphasizes that colonialism exerts control by dominant groups and individuals over the behaviour of subjugated individuals and groups in a colonized country in the course of a culture-change process.<sup>10</sup>

In the Baltic countries, Sovietization was the mechanism of colonization used for reorganization of all spheres of life in accordance with the Soviet socialist model and integration of these nations into the structures of the USSR. There are numerous parallels between colonialism and Sovietization in the ways both were conducted. Many scholars of post-colonialism have proved the imperialist and colonial nature of the Soviet regime, likened the Soviet instruments of integration and control to those of colonialism<sup>11</sup> and noted the similarities of Soviet demography and identity policies for heightening dominance over the colonized peoples.<sup>12</sup> In our study, we skip the discussion about the afore mentioned topics and focus our attention on one episode of the cultural Sovietization in Latvia, namely the reorganization of the field of cinema. However, we would like to point out an important aspect of the Sovietization of the Baltic countries that distinguishes their case from the western concept of colonization. Namely, Sovietization involved the forceful eradication of the functional political, economic and societal structures that existed in the Baltic nation states before the occupation and their replacement by Soviet structures. This was not a question of establishing new structures and institutions in a colonized territory, but rather the occupation of three independent nation states, taking over their natural and economic resources, and incapacitating their societies and cultures. Cultural Sovietization aimed at deforming indigenous Baltic cultures to fit within the frames of the politicized and tightly controlled Soviet socialist cultures and to serve the political ends of the rulers. Hence, apolitical culture was not an option under Stalinism.

Sovietization also included the mental integration of the subjugated people in line with the official ideology of creating a new "Soviet being", whose main traits were selfless collectivism, en-

8 Kaori Nagai: Glossary of Terms Used, in: C. L. Innes (ed.): *The Cambridge Introduction to Postcolonial Literatures in English*, Cambridge 2007, p. 234.

9 See *ibidem*.

10 See Ronald J. Horvath: *A Definition of Colonialism*, in: *Current Anthropology* 13 (1972), no. 1, pp. 45–57.

11 E. g., Kalnačs, *Comparing Colonial Differences* (see note 4); Marko Pavlyshyn: *Post-Colonial Features in Contemporary Ukrainian Culture*, in: *Australian Slavonic and East European Studies* 6 (1992), no. 2, pp. 41–55; also: Telenko, Kurbet, *Postcolonial Theory* (see note 7).

12 E. g., Vytautas Rubavičius: *A Soviet Experience of Our Own: Comprehension and the Surrounding Silence*, in: Kelertas (ed.), *Baltic Postcolonialism* (see note 1), pp. 83–104; David Feest: *Local Soviet Policy and the National Question in the Estonian Socialist Soviet Republic, 1944–53*, in: *REGION: Regional Studies of Russia, Eastern Europe and Central Asia* 6 (2017), no. 1, pp. 11–27.

thusiastic work towards the building of communism and spreading communist ideas, intellectualism and strong discipline.<sup>13</sup> As Malte Rolf emphasizes, "the Soviet being was supposed to be the nucleus of a new – Soviet – civilization with its own cosmos of values, norms, regulations, and punishments."<sup>14</sup> The Soviet identity was supposed to be the only identity for the Soviet person or a Soviet citizen.<sup>15</sup> Indeed, a Soviet citizen was at home everywhere in the territory of the USSR.<sup>16</sup> The common language for all Soviet citizens was naturally the most widely used one – Russian. "My address is neither a house nor a street, my address is the Soviet Union" was a popular song in the 1970s–1980s.<sup>17</sup> Sovietization of the cultural sphere was clearly a means of creating a "Soviet civilization", in which the culture was "Socialist in content and national in form" – an amalgamation of national cultures with Socialist ideology. Although "national in form" could potentially involve various elements – symbols, images, even colours, etc. – the cultural doctrine of the Stalin era "allowed no or little reference to anything outside the sanctioned Soviet symbolic cosmos".<sup>18</sup>

Andrada Fătu-Tutoveanu offers a detailed scrutiny of the process of cultural Sovietization in Romania and other East-Central European satellites of the USSR, pointing out several features and mechanisms that relate equally to both colonialism and Soviet socialism.<sup>19</sup> She characterises cultural Sovietization as a complex process of radical reshaping of indigenous cultures by implanting and transplanting the Soviet model using both rewards and repressions. This process clearly served the dogma of progressive Soviet culture used to justify a massive cultural transfer, and strove to achieve "organised cultural domination".<sup>20</sup> She also argues that the cultural Sovietization process followed a pattern characteristic to the colonization mentality – striving to remould the indigenous cultures into "imitators of the homo Sovieticus pattern" and declaring that the subjugated culture "benefits from a positive, civilising or freeing influence from a superior culture. The ideological texts starting with the late 1940s in Romanian press never cease to express this principle, in praising the priceless Soviet help and model".<sup>21</sup> This model worked in the Soviet Central Asia which the Russian empire colonized in the 19th century and where, by the late 1920s, all

13 See Richard Overy: *The Dictators: Hitler's Germany, Stalin's Russia*, New York 2004.

14 Malte Rolf: *A Hall of Mirrors: Sovietizing Culture under Stalinism*, in: *Slavic Review* 68 (2009), no. 3, pp. 601–630, <https://www.jstor.org/stable/25621659> [accessed on 26 June 2024].

15 While the Soviet identity building was not successful among Latvians, Estonians and Lithuanians, it worked well among Russophone immigrants to these countries. For example, by 1986, fully 78 percent of Russians in Estonia identified themselves as Soviets. See Epp Lauk: *Who are we? Restoring the Language, Cultural Memory and Identity of Estonia*, in: Philip Lee (ed.): *Communication & Reconciliation. Challenges Facing the 21st Century*, Geneva et al. 2001, pp. 46–60.

16 Massive immigration from elsewhere in the USSR most dramatically changed the ethnic structure of Latvia, where, by 1989, the proportion of ethnic Latvians had decreased to 52 percent and the proportion of Russophones had increased to 42 percent. See Daina Bleiere, Ilgvars Butulis et al.: *History of Latvia. The 20th Century*, Riga 2006, p. 418.

17 Lauk, *Who are we?* (see note 15).

18 Rolf, *A Hall of Mirrors* (see note 14), p. 601.

19 See Andrada Fătu-Tutoveanu: *Soviet Cultural Colonialism: Culture and Political Domination in the Late 1940s – Early 1950s Romania*, in: *Trames* 16 (2012), no. 1, pp. 77–93.

20 *Ibidem*, p. 90.

21 *Ibidem*, p. 87.



rebellions were extinguished.<sup>22</sup> In the Baltic countries, where by 1940, the national cultures had matured based on distinct national identities and aspired to join the Western European cultural ‘ecosystem’,<sup>23</sup> the alien Soviet paradigm did not take root. As Annus contends there was no need for a new mimicry of a typical colonial culture discourse, as the cultural reality characteristic of a colonial situation was missing.<sup>24</sup>

The Soviet authorities needed to convince the Baltic people of the legitimacy of their power and the inevitability of their Soviet future. A discourse on the progressive, creative and advanced Soviet culture was propagated to fight the “reactionist bourgeois culture” preceding the Soviet take-over. The means used by the Soviet authorities to further cultural Sovietization followed “a colonial matrix of power in the Baltic borderlands”.<sup>25</sup> This included “efforts to rewrite the collective memory of subordinate nations, this included destroying formerly important cultural artifacts or isolating these from general access and to reshape the local value-systems /.../ according to the models prescribed by Moscow”.<sup>26</sup> The cinefication campaign in Latvia during Stalinism demonstrates how these efforts were carried out in one particular field of culture – the cinema.

## Cinefication

The cinefication campaign that originated from Soviet Russia in the 1920s, was implemented in the annexed territories throughout the Soviet Union during the ensuing decades, up to the early 1950s. In the documents of the 1920s and 1930s, cinefication is defined as a complex of actions related to the cinema network and to the methods of dissemination and demonstration of moving pictures. Cinefication became a substantial component of building the new Soviet society, alongside similar campaigns of industrialization, electrification, agricultural collectivization and urbanization. Huge efforts were made to advance the Soviet film industry – improving the infrastructure and production equipment, developing new technical appliances, building studios and movie theatres. Cinefication, however, did not comprise only the development of cinema networks and infrastructure, but had a much broader ideological objective – to strengthen the position of the Soviet worldview and legitimize Soviet power in the occupied regions. Stalin personally supervised and controlled the cinefication campaign, including the guidance of filmmak-

22 For example, Adeb Khalid: Introduction: Locating the (Post)colonial in Soviet History, in: *Central Asian Survey* 26 (2007), no. 4, pp. 465–473, <https://www.tandfonline.com/toc/ccas20/26/4?nav=toCList> [accessed on 26 June 2024]; Benjamin Loring: Colonizers with Party Cards: Soviet Internal Colonialism in Central Asia 1917–1939, in: *Kritika. Explorations in Russian and Eurasian History* 15 (2014), no. 1, pp. 77–102, <https://muse.jhu.edu/article/538640> [accessed on 26 June 2024]. See also Moritz Florin: Beyond Colonialism? Agency, Power, and the Making of Soviet Central Asia, in: *Kritika. Explorations in Russian and Eurasian History* 18 (2017), no. 4, pp. 827–838 (Review), <https://doi.org/10.1353/kri.2017.0051>.

23 As early as the 1860s–1880s, the ‘Jaunlatvieši’ (young Latvians) movement called for the development of Latvian national culture and Latvians’ political rights; in the early 20th century, the “Young Estonia” (Noor-Eesti) intellectual movement emphasized the ‘Europeanness’ of Estonian culture. Their motto “Let’s be Estonians, but let’s become Europeans” inspired Estonians’ national and cultural aspirations throughout the 20th century.

24 See Epp Annus: Homi Bhabha ja Eesti lugeja [Homi Bhabha and Estonian Readers] in: *Vikerkaar* 4–5 (2003), pp. 135–141.

25 Annus, *Soviet Postcolonial Studies* (see note 4), p. 100.

26 *Ibidem*, p. 47.

ers on how to depict the great achievements of the Soviet economy, culture, and politics, and how to comply with the correct ideological line.<sup>27</sup> In Latvia, cinefication started with the expropriation of private film companies and the cinema network immediately after the Soviet takeover in June 1940. The process of Sovietization was interrupted for nearly four years because of the Nazi German occupation from early July 1941 until the reoccupation of the bulk of Latvia and restoration of the Latvian Soviet Socialist Republic before the end of World War II, in late 1944. Along with the reestablishment of the Latvian SSR, all branches of culture, including the film industry and cinema network, were restructured under the central administration and supervision of Moscow.

## Focus of the Study and Research Questions

Our aim is to demonstrate how cultural Sovietization mirrored the strategies of cultural colonization in reorganizing the realm of film and cinema in Latvia according to the Soviet model. We ask: 1) How was cinefication used as a means of cultural Sovietization in Latvia during the Stalinist years? 2) Which features of cultural colonization can be identified in connection with cinefication?

We demonstrate the colonial strategies of Sovietization using three "snapshots" from the history of cinefication in Latvia:

Snapshot 1: Serving "the cultural needs of the masses"  
(access to cinema; policy of repertoire).

Snapshot 2: Creating the image of a happy Latvia for Latvians  
(examples of the Soviet Latvian film production).

Snapshot 3: Serving the new power (Moscovian hands).

### Snapshot 1: Serving "the cultural needs of the masses"

The implementation of cinefication in Latvia was guided by the decisions and decrees of the Central Committee of the Communist Party of the Soviet Union (CPSU) for "the successful organisation of cinema services for the broad masses of the working people" on regional and local levels.<sup>28</sup> In October 1931, within the structure of the all-Soviet cinema and photography institution called Soyuzkino (a government funded body subordinated to the Central Committee of the CPSU), a unit called the State Administration of Cinefication of the USSR was created. In this way, cinefication was given an institutional status of a state apparatus. In the same year, an

27 See Napolitano, Lauk, A Chapter in Latvian Cinema History (see note 2).

28 Prikaz 1931. Prikaz No 158 Sojuzkino "Ob organizacii v sostave Sojuzkino Upravlenija kinofikacii SSSR" [Order number 158: Soyuzkino: "On organizing Cinefication Administration in the structure of Soyuzkino"], <http://docs.historyrussia.org/ru/nodes/5299-prikaz-158-soyuzkino-ob-organizatsii-v-sostave-soyuzkino-upravleniya-kinofikatsii-sssr-1-oktyabrya-1931-g#mode/inspect/page/1/zoom/4> [accessed on 26 June 2024].

important secret decree of the Central Committee of the CPSU<sup>29</sup> defined the tasks of Soviet cinema that became obligatory to all Soviet “republics”, and were imposed on the Baltic countries in 1940. According to this decree, cinema was regarded as “the most important means of serving the cultural needs of the masses and of raising their cultural–political level”. The document emphasizes cinema’s function of ideological and political indoctrination demanding “the exceptional attention of all Communist Party, Soviet and trade union organizations”.

The task of “raising the cultural-political level” of Latvians was difficult for the Soviet authorities, as prior to 1940, Latvians had enjoyed access to American and Western European films, which were very popular. The joint stock company ARS imported films from UFA studios in Germany, and three major Hollywood studios (Warner, MGM and Universal) and distributed them not only in Latvia, but also in Estonia and Lithuania.<sup>30</sup> ARS was a unique company within the Baltic region, producing a number of domestic films (including the first Latvian sound film “Daugava” in 1934 by Aleksandrs Rusteiķis) and co-producing several films in Germany and in France.<sup>31</sup> ARS also built the largest and most luxurious cinema theatre in the Baltics – the Splendid Palace.<sup>32</sup>

The “cultural-political education” of Latvians began with an action that had previously proved successful in the remote regions of Soviet Russia<sup>33</sup> and Central Asia<sup>34</sup> – ensuring access to cinema for rural people by sending them portable projectors. The Latvian People’s Commissariat for Education reported at the end of 1940 about 20 trucks with 30 portable projectors delivered by Moscow and distributed in the Latvian towns and villages to provide access to cinema for rural people.<sup>35</sup> Distribution of portable projectors continued after World War II, and by mid-1948, 86 such projectors were in the service of rural people.<sup>36</sup>

An aspect which the Soviet documents do not relate is that, in addition to 31 cinemas in Riga, “there were theatres in every town of any size, with even Tukums and Ludza having two theatres each. On the eve of occupation, there were already 103 screens with 6.3 million viewers a year”.<sup>37</sup> The sending of portable projectors to Latvians for whom cinema had become a routine cultural

29 See Postanovlenije 1931. Postanovlenie CK VKP(b) “O sovetskoy kinematografii. 8 dekabrya 1931 r. Ves’ma sekretno” [Order of the Central Committee of the Soviet Communist (Bolshevik) Party “On the Soviet Cinematography” of Dec. 8, 1931. Absolutely secret], <http://docs.historyrussia.org/ru/nodes/5300-postanovlenie-tsk-vkp-b-o-sovetskoy-kinematografii-8-dekabrya-1931-g-vesma-sekretno> [accessed on 27 June 2024].

30 See Promotional booklet for the ARS film distribution company’s 1929–1930 season. <https://www.abebooks.co.uk/servlet/BookDetailsPL?bi=22923095469#&gid=1&pid=3> [accessed on 26 June 2024].

31 See Etceterum’s blog, <https://etceterum.wordpress.com/> [accessed on 4 December 2023].

32 See Splendid Palace home page, <https://www.splendidpalace.lv/en/about-us/about-cinema> [accessed on 26 January 2023].

33 See Vance Kempley Jr.: The First “Perestroika”: Soviet Cinema under the First Five-Year Plan, in: *Cinema Journal* 35 (1996), no. 4, Summer, pp. 31–53, <https://www.jstor.org/stable/1225716> [access on 19 January 2023].

34 See Gulnara Abikeyeva, Birgit Beumers et al.: *Cinema in Central Asia. Rewriting Cultural Histories*, London 2013.

35 See Decision n. 725 of the Latvian People’s Commissariat for Education, on support for local portable film projectors in rural areas, 24 December 1940, *Latvijas Nacionālais Arhīvs-Latvijas Valsts Arhīvs* (hereafter LNA-LVA), 270 f., 1 ap., 161., 79 lp. and LNA-LVA, 270 f., 2 ap., 57921., 2 lp.

36 See Memorandum of the Minister of Cinematography of the Latvian SSR on the production of movies and portable movie projectors in use in Soviet Latvia between 1st November 1940–1st April 1949. March 1949. LNA-LVA, 270 f., 2 ap., 57901., 12 lp.

37 Bleiere, Butulis et al., *History of Latvia* (see note 16), p. 235.

entertainment clearly shows the ignorance and patronizing attitude of the central authorities. Furthermore, the founder and co-owner of ARS Vasilijš Jemeljanovs (1881–1949) was arrested by the Soviets and deported to a labour camp in Smolensk (in Russia) where he died in 1949. His family was deported to the Tomsk region<sup>38</sup> and there is no further information about their fate. The Splendid Palace was "nationalized" without compensation as were all the other cinemas in Latvia.

The local Soviet officials appointed by Moscow faced an impossible task when attempting to demonstrate the superiority of the Russophone socialist culture over the advanced local culture which was based on national identity and collective memory. Violence was the most effective means of creating fear and obedience among the subjugated population. At the same time, messianic acts like providing technical equipment and teaching how to use it were intended to show the good will of the new rulers. For example, in the first year of occupation, the Latvian Narkompros (Narodnyi komitet prosveshtshenia, the highest institution for governing education and culture) decreed that movies should also be shown during the day (starting at 12 pm) for people who worked in the evening shifts. In addition, the ticket prices were reduced, and fixed prices for the range of cinemas were established.<sup>39</sup>

Another way of raising Latvians' "cultural-political level" with the help of film art was to convert the cinema repertoire into a means of mental Sovietization aiming at educating them to become true Soviet citizens. According to the centralized repertoire policy of the USSR, Soyuzkino<sup>40</sup> had the monopoly on film distribution to the Soviet "republics". The films purchased from Soyuzkino in 1940–1941 included the production of the "masters of film art" recognized personally by Stalin<sup>41</sup> – among them Sergei Eisenstein (*Battleship Potemkin*, 1925), Mikhail Romm (*Lenin in October*, 1937), Georgi Vasilyev and Sergei Vasilyev (*Chapaev*, 1934), Iosif Khefits and Aleksandr Zarkhi (Member of the Government, 1939). Simultaneously with the transition from silent to sound cinema, dubbing from Russian to other languages in the USSR (and vice versa) was introduced for film translations. The work of dubbing Soviet patriotic films into Latvian started in March 1946, and during the next three years (1946–1948) a total of 20 films were dubbed from Russian into Latvian.<sup>42</sup> Among the dubbed films in the first post-war years were "Son of the Regiment", a patriotic World War II film for children, shot in 1946 by Vasili Pronin, and "The Big Life, Part Two" by Leonid Lukov (the first part was filmed in 1939) about the movement of

38 See Monta Glumane, Lelde Petrāne: Zimola stāsts: Kinoteātra Splendid Palace vēsture. – Diena Bizness [The Tale of a Brand: the history of Splendid Palace cinema], 2019, <https://www.db.lv/zinas/zimola-stasts-kinoteatra-splendid-palace-vesture-483161> [accessed on 26 January 2023].

39 See LNA-LVA, 270 f., 1 ap., 161., 71 lp.

40 Soyuzkino (established in 1930) was an all-Soviet cinema and photography institution which centrally administered all cinema and film related enterprises and organisations as well as those producing and selling the respective technology. Soyuzkino was government funded and supervised by the Central Committee of the Communist Party of the Soviet Union.

41 See Story by B. Z. Shumyatski: "Stalin on Cinema" – Culture and power from Stalin to Gorbachev. Documents. Editorial board: K. Aimermakher (chief editor), V. J. Afnann, D. Bairau, B. Bonvetsh, N. G. Tomilina, Moscow 2005, pp. 81–92.

42 See Document addressed to the Deputy Chairman of the Council of Ministers of the Latvian SSR, Comrade J. Ostrovs, 16 June 1948, LNA-LVA, 270-2-5790, 2.

innovators in the Donbas coal mines and their struggle with saboteurs. As Soviet film dubbing was the main source of income for Latvian filmmakers at that time the task was carried out well and, for example, in 1949 another ten Soviet films were dubbed into Latvian.<sup>43</sup> Most of them were patriotic stories about the heroism of the Soviet people during the Second World War (“the Great Patriotic War” according to Soviet vocabulary). The few foreign films that reached the screens as “trophy films”<sup>44</sup> were censored and “corrected” by the Soviet authorities.<sup>45</sup> The “popularity” of the Soviet cinema repertoire in the Baltic countries did not meet the expectations of the authorities. Possibly, reducing the ticket prices and adding daytime screenings helped to encourage Latvian people to see these films, especially when foreign films moved out of reach. In the case of Lithuania, Kaminskaitė-Jančorienė even describes active resistance that she calls film “hooliganism” – sometimes the fragments of films produced by the “Third Reich” were inserted into the Soviet films, and sometimes the viewers stopped the mechanics from showing the films in the middle of a screening.<sup>46</sup>

Intensive propaganda work was carried out to strengthen the message of the films and to educate the Latvian audience in Soviet ideology. The gatherings of people to film screenings were actively used by propagandists to interpret the content of the films, to explain the meaning of new public holidays and anniversaries, as well as to teach how to recognize “our enemies”.

Political-cultural seminars, lectures, discussions and meetings with the artists and film producers were also organized in connection with the film shows. Especially active was Ernests Ameriks (Latvian Minister of Cinematography in 1946–1953), who reports about 107 lectures, 150 discussions, 4 artistic meetings and 12 Mikheil Gelovani<sup>47</sup> exhibitions between 1945 and 1948.<sup>48</sup> In 1949, he reports about 1132 pre-screening events. According to Ameriks, these events involved a total of 165 000 people.<sup>49</sup> The Soviet sources describe more than 30 cinema related propaganda “festivals” organized from 1946 to 1950, dedicated for example, to Stalin’s Constitution, anniversaries of the October Revolution, Days of the Soviet Army, the elections of the Supreme Soviet of the Soviet Union and the Supreme Soviet of Soviet Latvia. According to the archive records, 918 320 people participated in these events in the cities, and 520 390 in rural areas.<sup>50</sup> The numbers may look impressive, but it is unlikely that Latvian people, who were familiar with Hollywood production, enjoyed Russian propaganda films en masse. Similar to lies about other Soviet achievements, the audience numbers may have been falsified.

43 See Napolitano, Lauk, A Chapter in Latvian Cinema History (see note 2), pp. 50 f.

44 Claire Knight: *Enemy Films on Soviet Screens: Trophy Films During the Early Cold War 1947–52*, in: *Kritika: Explorations in Russian and Eurasian History* 18 (2017), no. 1, pp. 125–149.

45 A detailed insight into the censorial editing of foreign films for dubbing see: E. D. Eremenko, Z. V. Proshkova: *Editing foreign films in the USSR as a cultural-historical phenomenon*. *Bulletin of Saint Petersburg State University of Culture* 3 (2020), pp. 28–34.

46 See Lina Kaminskaitė-Jančorienė: *Moving Pictures for Peasants. The Kinofikatsia of Rural Lithuania in the Stalinist era (1944–1953)*, in: *Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes* 15 (2018), p. 62.

47 Mikheil Gelovani (1893–1956) played the role of Stalin in 15 Soviet films from 1938 to 1953. Mikheil Gelovani was Stalin’s “official actor”, without permission to interpret any other role in cinema.

48 See LNA-LVA, 270 f, 2 ap., 57901, 14 lp.

49 See LNA-LVA, PA-15000 f, 1 ap., 1701, 11 lp.

50 See LNA-LVA, 270 f, 2 ap., 57921, 13 lp.

## Snapshot 2: Creating a Happy Latvia for Latvians

Typically, colonizers try to convince the colonized that together with their arrival, life in a colonized territory began changing for the better. The Soviet *coup* staged in the Baltic countries was represented to the world and to Latvians, Estonians and Lithuanians as their free choice and a desperate striving to achieve freedom from exploitation and capitalist oppression. A happy future was only possible under the red flag of the USSR and the leadership of the Communist Party. To justify the annexation and to annihilate the collective memory of the nations, the histories of the three countries were rewritten accordingly.<sup>51</sup> Everything that could be reminiscent of the lost independence was systematically destroyed (e.g. millions of copies of books and periodicals published from 1918 to 1940). The Baltic intelligentsia was severely affected by the actions of Sovietization, especially by the deportations of 1941 and 1949.

Within the context of the Sovietization of Latvian culture, cinefication provided an important channel for pro-Soviet brainwashing and propaganda. The first documentary (*Padomju Latvija / Soviet Latvia*) on the proclamation of Soviet power in Latvia as a new beginning for the exploited and oppressed Latvian people was produced immediately after the annexation of Latvia, in August 1940. The documentary was voiced only in Russian and targeted not so much the Latvian public, but rather audiences in other regions of the Soviet Union to prove the legitimacy of Soviet rule in Latvia. The documentary was not even produced in Latvia, but by the Central Newsreel Studio (*Glavkinokhronika*) in Moscow. A total of 25 weekly newsreels were produced by the end of June 1941 by Latvijas Kinohronikas Studija (established in the autumn of 1940 on the basis of "nationalized" studios) under the supervision of Glavkinokhronika. The newsreels cover important events and dates of Latvia's Soviet life, beginning with the "socialist revolution" and joining the "friendly family of the Soviet Republics", the preparations and celebration of the 23rd anniversary of the Great Socialist October Revolution, the congress of the Latvian Soviet Writers' Union, Russian language courses for Latvians, organized holidays for children, etc. In the Latvian State Archives of Audio-visual Documents, two variations of the first issue of these newsreels can be found. One is produced by Pēteris Vasaraudzis under the name of *Nedēļas apskats* (Weekly Review), which includes the authentic cadres of the events of June 20–23, the fatal final days of Latvian independence.<sup>52</sup> The newsreel shows a procession of poorly clothed people with armed Soviet soldiers among them, and a truck with a machine gun, as well as the liberation of prisoners from the Central Prison. All these cadres are missing in the "ideologically correct" version of the Weekly Review, which was produced later.<sup>53</sup> Between 1945 and 1953, over 400 *Padomju Latvija* newsreels were produced. The main aim was to glorify the success of the progressive socialist order and the Soviet lifestyle, and to demonstrate the superiority of communism over capitalism.

51 A joint statement by the U.S. Secretary of State and the Ministers of Foreign affairs of Estonia, Latvia and Lithuania to celebrate the 80th anniversary of the Welles Declaration demonstrates that the re-written histories remained a painful issue for the Baltic nations for decades. See <https://www.euronews.com/2020/07/23/russia-accused-of-rewriting-history-to-justify-occupation-of-baltic-states> [accessed on 21 February 2024].

52 See Latvijas Nacionālais Arhīvs Kinofotofonodokumentu arhīvs (therefore, LNAKFFDA), 194 f., 1 ap., 829 l.

53 See LNAKFFDA, 194 f., 1 ap., 829 l. 1 dk.



The most successful example of documenting the happy life in Soviet Latvia is the first Latvian colour film, the documentary “Padomju Latvija”,<sup>54</sup> dedicated to the 10th anniversary of the Latvian SSR (1950). The documentary paints a sunny and happy image of life in Soviet Latvia using artistically shot landscapes, cadres of smiling workers and schoolchildren, emotionally varying music and a patriotic text. The film was screened at the Cannes International Film Festival in 1951, winning the Special Prize, and was subsequently also awarded a state award in the USSR.<sup>55</sup> As a perfect example of socialist realism, the documentary was simultaneously a success for the filmmakers and the Soviet communist ideology glorifying the achievements of “socialist work”. For the latter, blatant lies were told: all the examples presented as successful Soviet industrialization of Latvia had existed long before Soviet rule.<sup>56</sup>

In the Latvian cinema sector, the same discourse ruled as in all the other fields of life. Everything “Soviet” was declared progressive, presented as a novel venture and supported by the authorities. All that came from the past – from the time of independence – was denigrated and in the worst cases labelled as “anti-Soviet”. The reports of the local stooges to their bosses in Moscow reflect their efforts to demonstrate the success of cinefication at any cost, describing Latvian cinema’s backwardness and ignoring the real facts. For example, in his report (1948) the Deputy Minister of Cinematography Aleksandr Khoroshevski argues that “the gap left from the bourgeoisie Latvia in 1920s and 1930s was finally filled by the new cinema administration” since there were no film studios in Riga before the Soviet rule, no newsreels or documentaries were produced, and the only Latvian film launched during the interwar period was “Zvejnieka dēls” (The Fisherman’s Son, 1939), first screened on 22 January 1940.<sup>57</sup> However, the digital archive at the Latvian State Archives of Audio-visual Documents lists 317 newsreels (partly as fragments), most of which (234) were produced by Ed. Krautcs Filma. Furthermore, the Enerģētikas muzejs of Latvenergo lists 550 newsreels shot by Ed. Krautcs Filma. In addition, 16 narrative feature films and short films were produced in Latvia in the interwar years, most of which survived in fragments.<sup>58</sup> The first (silent) feature film “Es karā aiziedams” (Off to War, by Vilis Seglinš), based on Latvian mythology, was produced as early as 1920.

54 Available as: Padomju Latvija, 1950, LKFFDA, LNAKFFDA, F8-2-1519.

55 See <http://www.latfilma.lv/> [accessed on 26 January 2023].

56 For more about documentaries see: Napolitano, Lauk, A Chapter in Latvian Cinema History (see note 2), pp. 52–56.

57 LNA-LVA, 16 June 1948, 270 f., 2 ap., 5790 l., 1 lp.

58 See Inga Pērkone, Zane Balčus et al.: Inscenējumu Realitāte, Latvijas Aktierkino Vēsture [The reality of staging: the history of Latvian actor cinema], Riga 2011, pp. 463–468.

The Soviet authorities had planned to produce five to six feature films a year in the 1940s in Latvia, but only one was produced before World War II began.<sup>59</sup> The post-war years, up to Stalin's death, are known as 'famine' years for the Soviet film industry, even called "malokartinye" (film shortage).<sup>60</sup> Thus, despite the efforts, only three feature films were produced in Latvia in the post-war years: "Dēli" (Sons) in 1946, "Mājup ar uzvaru" (Victorious Return) in 1947 and "Rainis" in 1949. The first two films were produced by Lenfilm, the third by a Mosfilm team to ensure the correct ideological line and following the canons of socialist realism. The few surviving local filmmakers were only allowed to assist the Russian teams<sup>61</sup> who were unfamiliar with Latvian history and culture. Their narrative techniques, understanding of visuals and connotations bore the stamp of Russian studios. Although the stories and characters were tailored to suit local circumstances, the films appeared odd in Latvian settings, having nothing in common with Latvians' real lives and mentalities. Their main message was the same: only under Soviet leadership and guidance can Latvians lead happy lives. Devotion and loyalty to the regime pay, while resistance is punishable.

Unlike the other two, "Rainis", professionally produced (by Yuli Raizman) according to Soviet canons, became a model of an excellent Soviet film, and received the Stalin Prize in 1950. The film is a portrait of a famous Latvian poet, playwright, translator and politician Jānis Rainis (1865–1929), presented as a revolutionary poet.<sup>62</sup> "Rainis" was largely shown abroad, mainly in displaced persons' camps to send a message to refugees and people in exile that they are valued only in their own country. Reports about the audience and the reaction of the press were submitted to the responsible Soviet institutions.<sup>63</sup>

59 See LNA-LVA, 270 f., 2 ap., 57901., 1 lp.

60 A detailed study on the reasons for and aspects of *malokartin'e* is given in Ju. Kondakov: Graždanskaja vojna v sovetском kinematografe. Period malokartin'ja (1943–1953 gg.) [Civil war in the Soviet cinematography. Period of malokartinya (1943–1953)], 2012, <https://statehistory.ru/3428/Grazhdanskaya-voyna-v-sovetском-kine-matografe-Period-malokartinya-1943-1953-gg/> [accessed on 26 January 2023].

61 For „Rainis“, Voldemars Pūce (1906–1981) was assigned as the second director. However, he was arrested during the shooting of the film. In February 1949, he was convicted of 'treason' (i. e. producing antisemitic and antibolshevik films during the German occupation) and sentenced to 25 years in a camp in Vorkutlag. During the second deportation, on March 25, 1949, his wife and newborn child were also deported to the Far East as a 'convicted nationalist's family'. After Stalin's death Pūce was able to return to Latvia and worked for the rest of his life in the theatre and film industry. Sources: <https://web.archive.org/web/20110711121551/>; <http://www.vestiena.lv/in-dex.php?i=214&l=1> [accessed on 26 January 2023]; and <https://timenote.info/lv/Voldemars-Puce-24.08.1906> [accessed on 26 January 2023].

62 On the Sovietization of the figure of "Rainis" see also Vita Zelče: The Sovietization of Rainis and Aspazija: Discourses and Rituals in Soviet Latvia in Celebration of the Two Poets, in: Journal of Baltic Studies 52 (2020), no. 1, pp. 17–42.

63 See Inga Pērkone: A Brief Look at Latvian Film History, in: Selection of Articles on Latvian Film: History and Present Trends. National Film Centre Latvia and Baltic Sea Region Programme 2007–2013, 2012, <https://doc-player.net/6452996-Selection-of-articles-on-latvian-film-history-and-present-trends.html> [accessed on 26 January 2023].



Fig. 1: Still from the movie "Rainis" (1949), Photograph from LNA-LVKFFDA 2-177

In 1947, three Soviet propaganda films were simultaneously produced in the Baltic countries: "Mājup ar uzvaru" (Victorious Return) in Latvia, "Elu tsitadellis" (Life in the Citadel) in Estonia and "Marytė" in Lithuania. The manuscripts of the scenarios were assessed and accepted at the level of the Central Committees of the Socialist Baltic 'Republics'<sup>64</sup> and confirmed in Moscow. All of them had two versions: one in Russian and the other in the respective native language. All three films were originally shot in their native languages with indigenous actors playing most of the roles. However, the production crews came from Mosfilm and Lenfilm.

Common to all three films is the time frame of the narrative – the final phases of World War II and the war as a scene of the unavoidability of making choices. The underlying scheme of the narrative is fairly simplistic binary opposition, where the only "right choice" was taking the Soviet side with "the inherent assumption that siding with the Germans was unthinkable".<sup>65</sup> The films played their role in the rewriting of history by exaggerating the role of the Communist underground in Lithuania ("Maryte"), by convincing the viewers that the Latvians mobilized in the Red Army fought for their fatherland ("Mājup ar uzvaru"), by depicting the Red Army as liberators of the Baltic peoples, and by heroizing the sacrifices of family members ("Elu tsitadellis") for the sake of showing loyalty to the Soviet regime. In all three films the main story line follows the canons of

64 See Jaak Lõhmus: Esimene mängufilm Eesti NSVs [The First Feature Film in the Estonian SSR], in: Sirp, 16. November 2007.

65 Zoe Aiano: Nobody Wanted to Die, in: Soviet Occupation in Baltic Film, in: East European Film Bulletin 69 (2016), November, <https://eefb.org/retrospectives/soviet-occupation-in-baltic-film/> [accessed on 16 May 2024].

socialist realism. One of the tasks of this kind of art was to describe the moral growth of the Soviet person. In the occupied territories this was shown as a transformation of personality: espousing the values of a Soviet being through the rough experience and choices, or a personal tragedy that led to becoming a loyal Soviet citizen or even a hero.<sup>66</sup> All these films were promoted as the beginning of the feature film history in each of the Baltic countries.<sup>67</sup> According to Davoliūtė and Kaminskaitė-Jančorienė, 22 similar films were produced across the Soviet Union in 1947.<sup>68</sup>

### Snapshot 3: Serving the New Power: Moscovian Hands

Occupied nations in the Soviet Union had no independent right to decide even the smallest issues; everything was decided and managed centrally by Moscow, i. e. by the Central Committee of the Communist Party (CCCP) of the USSR. In addition, characteristic to the Soviet regime was distrust of everything and everybody non-Russian, so that it was next to impossible to find suitable people to fulfil tasks as party and Soviet functionaries in Latvia. Consequently, they were brought in from the Soviet Union. Mostly, 'Russian-Latvians' were recruited, people who by origin were Latvians, but who had grown up and been educated in Russia, were members of the Communist Party and were ignorant of life in independent Latvia. They had absorbed Soviet ideology, believed in the Marxist-Leninist doctrines and the Soviet socialist model and avidly served the Soviet regime. Adolfs Šilde points out two waves of 'Russian-Latvians' during the Stalin era: the first in 1940–1941 and the second in the autumn of 1944.<sup>69</sup> According to Heinrihs Strods, about 2 000 individuals – Russians and 'Russian-Latvians' – were brought to Latvia in 1944 to set up the new administration.<sup>70</sup> Immediately after the re-occupation of Latvia by the Soviets, the State Administration of Cinefication of Latvian SSR was set up. In 1946, this institution was replaced by the Ministry of Cinematography of the Latvian SSR (operated until 1953), which was overseen by the Department of Agitation and Propaganda of the Central Committee of the Latvian Communist Party.

Šilde's research also shows that the people in the top positions were mostly educated in the Institute for Red Professors in Moscow.<sup>71</sup> After the Soviet takeover, the leading positions of the

66 See Violeta Davoliūtė, Lina Kaminskaitė-Jančorienė: Sovietization and the Cinema in the Western Borderlands: Insurgency, Narrative, and Identity in the Lithuanian Film "Marytė" (1947), in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas*, Neue Folge 64 (2016), no. 3, pp. 391–408, <http://www.jstor.org/stable/44113490> [accessed on 17 May 2022].

67 Only the Estonian film was successful, the others failed to present the Soviet narrative in a locally acceptable way and did not reach professional standards. The success was largely based on the highly professional work of the actors, not least of the director Herbert Rappoport. The scenario was based on the highly evaluated play of a prominent Estonian author August Jakobson and modified according to the "high standards of socialist realism". Rappoport and three actors received the Stalin State Prize 2nd degree; several actors were awarded with titles of honour and testimonials from the Supreme Soviet of the Estonian SSR.

68 See Davoliūtė, Kaminskaitė-Jančorienė, *Sovietization and the Cinema* (see note 66).

69 See Adolfs Šilde: The Role of Russian-Latvians in the Sovietization of Latvia, in: *Journal of Baltic Studies* 18 (1987), no. 2, pp. 191–208.

70 See Heinrihs Strods: *Non-Violent Resistance in Latvia (1945–1985)*, in: *Regaining Independence: Non-Violent Resistance in Latvia*, Latvian Academy of Science, Riga 2009, p. 84.

71 The institution (1921–1938) launched the career of many party and state figures, including heads of departments of the Central Committee of the Communist Party of the Soviet Union, editors of Central newspapers and maga-

Latvian Communist Party were filled with the underground communist activists who had infiltrated Latvia in the 1920s–1930s.<sup>72</sup> After the war, trusted people were often appointed to leading and management positions from among demobilized veterans of the Red Army. The aspect that becomes apparent in our research, is that specific knowledge of the domain and competence in leadership, were not always the key criteria for being selected to supervise the field of cinematography in Latvia. The most important criteria were proven loyalty to the Soviet authorities and a communist mindset.

## Directors of Riga Studios

The leaders of the Riga Studios and Soviet Latvian cinematography came from Russia or elsewhere in the Soviet Union and were of Russian or Russian-Latvian origin. There was, however, one exception – Alberts Jekste (1908–1987), who was Latvian by origin. He was the first Director of the Riga Studio and Latvian Radio after the Soviet takeover in 1940. However, he was not a communist and did not become one. In 1942, the Nazis arrested Jekste accusing him of cooperation with the Soviets, and he spent some years in prison and the Salaspils labour camp. After being released, he joined the Latvian Legion and became a war correspondent in the 19th Latvian Division. In April 1945, Jekste escaped to Germany. In the early 1950s, Jekste moved to Newfoundland, Canada, where he founded Atlantic Films and Electronics Inc. Jekste's documentary about the fateful years of Latvia – *My Latvia* (1954) – was translated into 22 languages and more than 5 000 copies were distributed worldwide.<sup>73</sup>

The next Directors were recruited from among people who had arrived in or returned to Latvia immediately after the war in Latvia was over, in late 1944. The first post-war Director, Augusts Aure-Pavluss (1891, Latvia –?) was a Latvian, brought up and educated in Russia. He joined the Communist Party in 1915. He graduated from the S. M. Kirov Ural Industrial Institute in 1938, participated in the battles for Leningrad during the war, arrived in Latvia in 1944 to be appointed as Director of the Riga Studio. From 1945 onwards he worked as Head of the Cinema Laboratory. No information could be found about any previous experience related to cinema. Instead, according to a testimonial signed by the secretary of the party organization of the Riga Studio, he worked “systematically for enlarging his political and cultural horizon. He is disciplined and consistent in implementing decisions of the Party”.<sup>74</sup>

In 1945, Nikolai Mitrofanovich Kiva (1903, Lomonosov–1985, Moscow) was sent to Riga from Moscow to begin the reconstruction work and recruit staff for the studios. He returned to Moscow in 1947. Kiva was a graduate from the University of Moscow. His career in relation to cinema began with leading positions in the Central Committee of Young Communists' League of the USSR, where he was a Board member of the Central Council of the Association of Friends of

zines, and administrators of Soviet institutions. See Larisa A. Kozlova: *The Red Professorate Institute (1921–1938). A Historiographical Sketch*, in: *Russian Education & Society* 37 (1995), no. 11, pp. 54–91, <https://doi.org/10.2753/RES1060-9393371154>.

72 See <https://communistcrimes.org/et/riigid/lati> [accessed on 10 June 2024].

73 See <https://www.youtube.com/watch?v=3rSC-D60sq4> [accessed on 26 January 2023].

74 LNA-LVA, 7238 f., 1 ap., 21., 20 lp.

Soviet Cinema (ODSK) (1927–1929). From 1929–1936 he worked in top positions in Soyuzkino and in 1935 as deputy head of the foreign affairs department of the Main Directorate of Film and Photography Industry of the Council of People's Commissariat (Government) of the USSR. From 1936 to 1945, he held leading positions in Soyuzmultfilm, Soyuztorgkino and the Central United Film Studio in Moscow. Later, he became director in one of Mosfilm studios.<sup>75</sup>

The next head of the Riga Studio from 1947–1948 was Igors Čerņaks (1904–1948), also known as Igor Chernyak, who had made a modest career as an actor in supporting roles in four films from 1928–1930,<sup>76</sup> the best known being "The Prisoner of the Caucasus" (based on Leo Tolstoy's novella). It is not known when he came to Latvia or if he had previously had any relationship with Latvia. After Čerņaks, Pāvels Jankovskis (1910, Liepāja–1964, Riga) took over for 16 years, from May 1947 until his death in September 1964. He was of Latvian origin, trained as an electrician in the Electrotechnical Faculty of Riga City Technical School from 1928–1930. As a student, he joined the Latvian Young Communists organization. The Soviet documents report that in "bourgeois Latvia he was active in the underground struggle against the Latvian fascist regime" and was imprisoned for that twice (1929–1933 and 1936–1938). In 1935, he joined the illegal Latvian Communist Party.

Later, he worked as an electrician for a private company until the events of June 1940. This was the beginning of his upwards career on the Soviet power ladder. During the first occupation, he worked as Deputy Head of the Transport and Purveyance Department of the Municipal Executive Committee of Riga. At the beginning of the World War II, he fled to Yaroslavl (Russia) where he worked as an electrician. During the war, from 1942–1943 he served as an instructor at a special training centre of the Red Army at the Eastern front. He also served as the Assistant of the Commander of the Headquarters of the 2nd Brigade of the partisan movement in Latvia and was decorated for these activities. After returning to Riga in 1944 he was appointed as Deputy Head of the Municipal Executive Committee of Riga and after that as the Head of the Municipal Office of the Executive Committee of Riga until May 1947. He completed a six-month long course for leading Party and Soviet workers at the republican Party School in 1947, and on 30 May the same year he was appointed as Deputy Director of Riga Studios, and then, in August 1948, as the Director of the Studios.<sup>77</sup> He must have been a good administrator, as under his leadership, the reconstruction of the studios was completed and also new facilities were built. Also, the technical equipment was renewed.

In reality, the leaders of Riga Studio were the hands that implemented the tasks and decisions made at higher levels – in the CCCP of the Soviet Union and Latvian SSR. Significant decisions, especially those related to recruiting or appointing staff, were all made at the highest Party levels. For example, when the Latvian Ministry of Culture wanted to appoint a new Director for Riga Studios, the nominee had to be accepted by the Central Committee of the CP in Moscow.<sup>78</sup>

75 Information from: [https://perceptiotr.com/Кива,\\_Николай\\_Митрофанович](https://perceptiotr.com/Кива,_Николай_Митрофанович) [accessed on 2 February 2024].

76 See [https://www.kinopoisk.ru/name/367971/?utm\\_referrer=www.google.com](https://www.kinopoisk.ru/name/367971/?utm_referrer=www.google.com); <https://www.kino-teatr.ru/kino/acter/m/sov/254294/works/> [accessed on 12 May 2024].

77 See LNA-LVA, 15500f, 2 ap., 7050l, 12, 13, 14, 16 lp.

78 See LNA-LVA, 15500f, 2 ap., 7050l, 18.



## Top Level Party Functionaries

From the postwar years onwards, the Soviet regime used a system for appointing high Party and State officials in the Soviet Republics in which the number one was (at least by name) a representative of the local nationality and the deputy was of Russian origin; both were appointed by the CCCP of the USSR. The same pattern can be seen in the supervision of the Latvian cinema. The first Head of the State Cinefication Administration of the Latvian SSR in 1940–1941 was Efim Golender (1909, Vitebsk, Belarus – 1990, Riga), who was of Jewish origin. He arrived in Latvia in 1930 as an illegal worker. From 1931 to 1940 he was incarcerated for his activities against Latvia as a member of the Communist Party. During World War II, Golender served in the Red Army in the 201st/43rd Guards Division, where Jews made up about 17% of personnel (5 000 Jewish soldiers in December 1941).<sup>79</sup> In 1946, he became the Deputy Minister of Cinematography at the Ministry of Cinema established in the same year.

From 1946–1953, the Minister of Cinematography was Ernest Ameriks (1897 Valmiera – 1977 Riga), a Latvian by name, but a Soviet in soul and mind. When 17 years old, he went to study pharmacy in Kolomna (in Russia) but interrupted his studies in 1917 and worked as a pharmacist and assistant pharmacist in Petrograd and several places in Latvia. In 1919 he joined the Communist Party and began organizing rural units of the Latvian Communist Party. From 1926 until 1928 he studied at the Communist University for the National Minorities in the West in Moscow. After graduating he returned to Latvia and was very active in the Communist Party organization in Riga, being its secretary from 1929–1931 and 1932–1933. He was jailed between 1933 and 1940 for these activities, as the Communist Party was illegal in independent Latvia. In Soviet Latvia, Ameriks achieved the exceptional record of working only in high ranking positions in the Party and State structures. At the beginning of the first Soviet occupation in 1940, he was appointed as Secretary of the Riga District Committee of the Latvian Communist Party, and then as Deputy Secretary of the Central Committee of the Latvian Communist Party. From 1944 to 1946 he was the Minister of Health of the Latvian SSR and after that he was appointed Minister of Cinematography (1946–1953). In 1950, he completed a year-long “requalification” course at the Party College of the CCCP of the Soviet Union. Ameriks was unfamiliar with the realm of film and cinema, but very active in propaganda work. He arranged a series of pre-screening events (mentioned above) and was valued for that by the Party bosses as being “politically literate” and an energetic propagandist. In March 1954, he was appointed as the First Deputy of the Chair of the Presidium of the Supreme Council of the Latvian SSR.<sup>80</sup>

The third important person in Latvian cinema administration of the post-war years was Aleksandr Kohroshevski (1902–?). He arrived in Latvia in 1944 when appointed to the position of the Head of the State Administration of Cinefication of the Latvian SSR. From 1947–1953 he served as the Deputy Minister of Cinematography of the Latvian SSR. Khoroshevski was of Russian origin, born in Baku, Azerbaijan. Before coming to Latvia, he fulfilled various tasks (in transport, storage management etc.) as a worker in Baku. In 1930–1932 he studied at the Baku Technical School of

79 See <https://timenote.info/ee/person/view?id=33747&l=en>; <https://www.peripheralhistories.co.uk/post/in-the-fight-yet-on-the-margins-latvian-jewish-red-army-soldiers> [accessed on 26 January 2023].

80 See LNA-LVA, PA-15500f, 1 ap., 170l. 10, 11, 13, 15, 16.

Road Transport but did not graduate. Nevertheless, he became the Deputy Director of Pedagogical matters at the same school, and later on the Director and technical leader of the driving school of the Administration of Road Construction. He joined the Communist Party in 1938. From 1937–1944 he worked in various positions at the State Administration of Cinefication in Baku.<sup>81</sup> There is no indication in archive documents of his previous experience or education related to either the cinema or film industry. After Stalin's death, he continued working in the Ministry of Culture of the Latvian SSR as a member of the Board of the Ministry and the Head of its Department of Cinematography from 1953–1956.

Certain patterns become visible from the biographical notes of Soviet functionaries. None of them held Latvia's independence as a value to uphold. On the contrary, those who lived in Latvia during independence (Ameriks, Golender, Jankovskis) were involved in illegal activities of the underground Latvian communists against Latvia. They were appointed to leading positions by the Soviets not because of their competence, but because of their loyalty and eagerness to serve the Soviet regime. Some of them had arrived in Latvia in 1944 to immediately fill a post in the cinema and film administration (Aure-Pavluss, Khoroshevski). They were needed by the Soviet regime to implement cinefication as a part of the Sovietization project, and to serve as the emissaries of the Communist Party of the USSR.

## Discussion and Conclusions

The task posed in this study was to examine the Soviet cinefication from the perspective of colonialism / postcolonialism, focusing on the similarities of 'Sovietization' with 'cultural colonialism'. We set out from the point at which the discussion about the applicability of post-colonial theory to the Soviet reality and specifically to Soviet occupation in the Baltic countries concludes that "socialist reconstruction" in the Soviet peripheries carries nearly all the typical features of colonialism. Annus in her thorough analysis demonstrates that after World War II, the Soviet occupation developed into a colonial situation, in which:

"... the economic, cultural, and social models at work were colonial: foreign supremacy and military control over the annexed territory. Reconstruction of the economy of the territory without consideration for local interests and careful screening of all cultural activities. The identity of the local population became shaped in relation to the presence of the new regime. The local historical and cultural heritage underwent thorough reevaluation. The local history was rewritten, and significant cultural artifacts were destroyed or closed to public access."<sup>82</sup>

Cultural Sovietization in the Baltic countries did not result in the emergence of a new 'hybrid' culture or 'mimicry' culture as described by Bhabha in the case of Western colonialism,<sup>83</sup> although colonialist discourse and methods were used for Sovietization. Imitation was required from the subjugated cultures which were meant to follow patterns of the "fertilizing" Russian, Soviet culture. In the Baltic countries, however, a different kind of mimicry developed, which was

81 See LNA-LVA, 15500 f., 2 ap., 62151, 7, 10, 12, 15.

82 Annus, *Soviet Postcolonial Studies* (see not 4), pp. 99 f.

83 See Homi K. Bhabha: *The Location of Culture*, London et al. 1994.

often called ‘the radish phenomenon’ – red outside and white inside. People learned the obligatory vocabulary and ways of behaviour necessary for surviving in the Soviet “Animals’ Farm”.<sup>84</sup> The aspect Hennoste points out about Estonians – “an Estonian looked like an ordinary Soviet citizen, but actually was not, an Estonian collective farmer looked like a Soviet collective farmer, but actually was not”<sup>85</sup> – equally well applies to Latvians.<sup>86</sup> The ‘radish phenomenon’ developed as a silent opposition in addition to double thinking and writing between the lines.<sup>87</sup> “Learning to display ‘Sovietness’ was a crucial survival skill under Stalinism”,<sup>88</sup> since the brutal regime that eradicated “bourgeois nationalism”, “decaying bourgeois culture” and “anti-Soviet mentality” did not apply mercy to any dissent. The Baltic national cultures were related to European values, based on national identities and traditions. To establish ideological domination and implant the Soviet cultural model, the local cultures were declared worthless and decadent. Everything that could not be used in the interest of the new regime was systematically destroyed. This included material artefacts, but also people – the first wave of deportations in 1941 mostly targeted representatives of the intelligentsia and professionals from the civil service and the business sector. During the post-war years, representatives of creative professions (artists, authors, actors etc.) were subjected to “re-education”, many were persecuted.<sup>89</sup>

In the course of Sovietization, a domination discourse was developed to justify cultural violence. Richard H. Brown, who discusses the construction of the discourses of domination with respect to colonization argues that ideological labels not only describe prevailing reality, but they also constitute that social reality and may determine the person’s fate.<sup>90</sup> During Stalinism, in the Soviet ideological discourse, labels like “bourgeois”, “anti-Soviet”, “decadent”, “nationalistic” became parts of reality that did not even need any proof to be true to attract reactions by the authorities. Simultaneously, the positive discourse around the label “Soviet” was created: the Soviet achievements, Russian as the language of international communication, the Soviet being, the socialist work, socialist heroism, progressive culture, literature, arts, cinema etc. A whole cluster of symbols and rituals were defined as “Soviet” to reshape the cultural reality of occupied nations.<sup>91</sup> The Latvian newsreels and documentaries produced during cinefication were mastered to exemplify these labels, symbols and rituals and to convince the viewers of their happy future under the

84 James V. Wertsch: *Mind as Action*, New York, NY 1998, pp. 153f., 158. See also: Aili Aareleid-Tart: *Theory of Cultural Trauma and Its Application to Explain Estonians’ Soviet-Time Mentality (Based on the Biographical Method)*, in: Baiba Metuzale-Kangere (ed.): *Inheriting the 1990s. The Baltic Countries*, Uppsala 2010, pp. 38–64.

85 Tiit Hennoste: *Postkolonialism ja Eesti. Väga väike leksikon [Postcolonialism and Estonia. Very Little Lexicon]*, in: *Vikerkaar* 4–5 (2003), pp. 85–100, <https://www.digar.ee/arhiiv/et/periodika/34513> [accessed on 10 January 2024].

86 See Baiba Bela: *Everyday Life, Power and Agency in Turbulent Latvia. The Story of Otto Irbe*, in: Aili Aareleid-Tart, Li Bennich-Björkman (eds.): *Baltic Biographies at Historical Crossroads*, London 2011, pp. 38–54; Mārtiņš Kaprāns: *Between Improvisation and Inevitability*, in: *Journal of Baltic Studies* 47 (2016), no. 4, pp. 537–555, <http://dx.doi.org/10.1080/01629778.2016.1248687>.

87 For more see: Epp Lauk, Tiiu Kreegipuu: *Was It All Pure Propaganda? Journalistic Practices of ‘Silent Resistance’ in Soviet Estonian Journalism*, in: *Acta Historica Tallinnensia* 15 (2010), no. 1, pp. 167–190, doi: 10.3176/hist.2010.1.08.

88 Rolf, *A Hall of Mirrors* (see note 14), p. 628.

89 See Bleiere, Butulis et al., *History of Latvia* (see note 16), pp. 406f.

90 See Richard Harvey Brown: *Cultural Representation and Ideological Domination*, in: *Social Forces* 71 (1993), no. 3, pp. 657–676.

91 See Rolf, *A Hall of Mirrors* (see note 14).

Soviet rule. The feature films, described earlier, made a significant attempt to capture the viewers' emotions, but basically failed because of the cultural foreignness of the behaviours, models and formats (socialist realism) they offered.

Cinefication can also be viewed from the perspective of cultural transfer – the concept discussed by Andrada Fătu-Tutoveanu in connection with Soviet cultural colonialism in Romania.<sup>92</sup> Both direct and indirect cultural transfer can be detected and related to the complete change of the film repertoire in Latvia. Russian feature films conquered the screens, dubbed or, if not, the contents were explained by propagandists before the screening. The indirect transfer is exemplified through the Russian and Soviet cultural discourse embedded in the Latvian films of Stalinist years by the producers and directors from Mosfilm and Lenfilm.

The implementation of cinefication as a part of cultural Sovietization also demonstrates in a nutshell a typical feature of the Soviet power structure – the control system. As Brown argues, "the dominant group not only marks off the dominated as different and thereby inferior; it also marks itself as different and thereby superior", but "any member of the dominant group or any internal minority can suddenly seem dangerous to the authorities. Thus, both the dominators and the dominated must be subjected to constant supervision."<sup>93</sup> In the Soviet Union, the highest organ of power was the CCCP of the All-Soviet Communist Party in Moscow that supervised all spheres of life in the Soviet empire. In the Latvian case of cinefication, the supervisors over the activities of cinemas and Riga studios sat in the Central Committee of the Communist Party of the Latvian SSR. However, even they had no independent right to make decisions, as their decisions had to be accepted by Moscow authorities, who also exercised control.

The Stalinist years are characterized as the darkest period of the Soviet occupation in the Baltic countries. With time, the Baltic peoples adapted to the regime, but never forgot the pre-war independence and their national histories. When Brown argues that "colonized groups often accept the ideology of the colonizers, they also can redenominate the language of the oppressor as a means of liberation"<sup>94</sup> he is referring to the colonialism in India and America; however, this did not happen in the Baltics. The Baltic nations never accepted Soviet rule and its communist ideology – the Soviet was not "ours". As soon as the Soviet Union began to crack, the Baltic peoples demonstrated their desire for independence – the most powerful action being the Baltic Chain in 1989 where thousands of Estonian, Latvian and Lithuanian people, holding hands, formed a human chain of over 600 km from the Estonian capital Tallinn to the Lithuanian capital Vilnius. All three nations regained their independence in 1991.

92 See Fătu-Tutoveanu, *Soviet Cultural Colonialism* (see note 19).

93 Brown, *Cultural Representation* (see note 90), p. 669.

94 *Ibidem*, p. 671.

## Epp Lauk

Vytautas Magnus University, Kaunas, Lithuania, University of Jyväskylä, Finland,  
e-mail: epp.lauk@vdu.lt

professor of journalism at Vytautas Magnus University (VMU) in Kaunas, Lithuania, since 2020, previously she was professor at Tartu University in Estonia and then the University of Jyväskylä in Finland, of which she currently is an Emerita Professor; research interests: media democratization and media systems transformation, media history, and a broad spectrum of questions about journalism change and professionalization; Lauk's publications include over 190 articles, book chapters, edited or co-edited books and research reports. She is currently working as one of the leading scholars in an EU-funded Horizon-project in VMU in Kaunas (2023–2026); together with Oller Alonso, M. & H. Harro-Loit (eds.): *Monitoring Mediascapes: A Premise of Wisdom-Based EU Media Governance* Tartu 2024; together with Peter Berglez: *Can media enhance deliberative communication? Exploring media monitoring capabilities in 14 EU countries*, in: *Media and Communication* 12 (2024), 1; *Reminders of responsibility: Journalism ethics codes in Western Europe*. Routledge Companion to Journalism Ethics, London, New York 2022, pp. 478–486.

## Rosario Napolitano

Riga Technical University, Riga, Latvia, Art Academy of Latvia, Riga, Latvia,  
e-mail: rosario.napolitano\_1@rtu.lv or rosario.napolitano@lma.lv

PhD., lecturer in Italian Studies at the Latvian-Italian Cooperation Centre of Riga Technical University, and at the Faculty of Humanities in the Art Academy of Latvia, he obtained his PhD in 2018 from the University of Naples "l'Orientale" with a thesis on Soviet censorship in the Baltic States (1964–1991); research interests: Fascist cultural diplomacy in the Baltic states during the interwar period, and Sovietization policies in Latvia; publications: *Italian cultural diplomacy in Estonia during the interwar period, from de jure recognition to the Molotov-Ribbentrop pact (1921–1939)*, in: *Journal of Contemporary Central Eastern Europe* (2023) pp. 667–682; co-authored with Epp Lauk: *A chapter in Latvian cinema history: The process of cinefication (1940–1941; 1944–1953)*, in: *Acta Historica Tallinnensia* (2023), pp. 65–91.

Daniel Benedikt Stienen

## „Decolonize Prussian Poland“?

### Kritische Reflexionen

**Abstract:** The thesis of the Prussian-dominated parts of the former Polish-Lithuanian Commonwealth as a colonial area has been discussed in scholarship for two decades. In the meantime, the ‘Polish provinces’ of Prussia have been compared with a number of other territories: not only with the German overseas colonies, but also with India and Algeria, with the American frontier and British-ruled Ireland. However, comparisons of this kind have also been dismissed with reference to the historical uniqueness of the East-Central European situation. The article takes stock of the research debate and discusses the value of the colonial paradigm for historical research on Prussia as well as critical objections that warn against an overinterpretation of the concept. The article does not argue in favour of implementing a new colonial master narrative, but rather for a problem-oriented use of postcolonial theory, taking into account the historical-epistemological demand for complexity.

**Keywords:** Preußen, Polen, Kolonialismus, postkoloniale Theorie

### Einleitung

Seit nunmehr gut zwei Jahrzehnten<sup>1</sup> wird in der Literatur- und der Geschichtswissenschaft diskutiert, ob und auf welche Weise sich der Begriff des Kolonialen in den Polenstudien erkenntnisfördernd einbringen lässt. Begünstigend wirkten der *cultural turn* am Ausgang des 20. Jahrhunderts, die damit einhergehende Aufwertung der *postcolonial studies* an den Universitäten und in der Forschungsförderung sowie das gesteigerte Interesse in der breiteren Öffentlichkeit an Themen des Kolonialismus. Zeitlich reicht der Anwendungsbereich des Konzeptes vom Osteuropadiskurs der Aufklärung bis zur postsowjetischen Ära, räumlich von den historischen Grenzen der Polnisch-litauischen Union bis zur Erweiterung einer die europäischen Grenzen überschreitenden Globalgeschichte.<sup>2</sup> Im Folgenden wird die Frage diskutiert, inwiefern die östlichen Gebiete Preußens, vornehmlich die Provinzen Posen und Westpreußen, für die Zeit zwischen der ersten Teilung Polens 1772 und dem Ende des Ersten Weltkriegs 1918, mit dem Preußen den Großteil dieser Gebiete bei der territorialen Neuordnung Ostmitteleuropas verlor, als kolonialer Raum verstanden werden können.

- 1 Vgl. Clara Fryszacka: „Colonized but not quite“. Die Auseinandersetzung mit deutschen Kolonialdiskursen und die Entwicklung eigener kolonialer Phantasien in der polnischsprachigen Presse um 1900, in: Matthias Barelkowski, Claudia Kraft u. a. (Hrsg.): Zwischen Geschlecht und Nation. Interdependenzen und Interaktionen in der multiethnischen Gesellschaft Polens im 19. und 20. Jahrhundert, Osnabrück 2016, S. 79–100, hier S. 79–81 (mit weiterer Literatur).
- 2 Vgl. Janusz Korek: Central and Eastern Europe from a Postcolonial Perspective, in: Ders. (Hrsg.): From Sovietology to Postcoloniality. Poland and Ukraine from a Postcolonial Perspective, Södertörn 2007, S. 5–20.



Aufgabe des vorliegenden Beitrages ist es, das Für und Wider eines solchen kolonialen Paradigmas für das „lange 19. Jahrhundert“ (Eric Hobsbawm) auf Grundlage der bisher erfolgten Untersuchungen zu diskutieren. Eine Bestandsaufnahme der inzwischen unübersichtlich gewordenen Forschung ist bislang nicht erfolgt und kann an dieser Stelle nicht geleistet werden. Stattdessen sollen die zahlreichen Beiträge, die den Mehrwert des Begriffs des Kolonialen für die Erforschung der preußischen Polenpolitik betonen, kritisch reflektiert und auf methodologische Schwierigkeiten und heuristische Leerstellen hingewiesen werden.

Unter Berücksichtigung der unterschiedlichen Ansätze in der Anwendung des kolonialen Paradigmas sind im Folgenden drei Ebenen zu unterscheiden: erstens das Koloniale als Quellsprache, das heißt die durch zeitgenössische Akteure erfolgte Wahrnehmung und Ordnung ihrer Umwelt in kolonialen Zuschreibungen, zweitens als Analysekatgorie, also als Klassifizierung historischer Phänomene und Prozesse durch die Forschung, und drittens das Theorieangebot der *postcolonial studies* und ihre Anwendungsfähigkeit auf (vermeintlich) nicht koloniale Machtstrukturen.<sup>3</sup>

## „National“, „imperial“, „kolonial“ – Explanans, Explanandum oder Etikett?

Der Begriff des Kolonialen ist definitionsbedürftig, insbesondere bei seiner Anwendung auf die historische Situation des geteilten Polens. Die unterschiedliche Bewertung des heuristischen Mehrwerts des Begriffs lässt sich bei den Befürwortern und den Skeptikern des kolonialen Paradigmas in hohem Maße auf unterschiedliche Vorverständnisse zurückführen. Idealtypisch gruppiert verläuft die Trennlinie dabei zwischen der Betonung physischer und epistemischer Gewalt.<sup>4</sup>

## Materialistischer und postmaterialistischer Kolonialismus-Begriff

Es lässt sich beobachten, dass in der Gruppe der Skeptiker ein Verständnis von Kolonialismus vorherrscht, welches sich als „klassisch“ oder auch „materialistisch“ charakterisieren ließe. Es ist sozial- und politikwissenschaftlich fundiert und dadurch gekennzeichnet, dass es von einem Machtverhältnis ausgeht, das auf sozioökonomischen Ausbeutungsbeziehungen beruht, unter Androhung oder tatsächlichem Einsatz physischer Gewalt. Fasst man diesen Einsatz physischer Gewalt als zentrale Signatur kolonialer Herrschaft,<sup>5</sup> so erscheint es wenig überzeugend, von den

3 Zu letzterem vgl. Johannes Feichtinger: Habsburg (post)-colonial. Anmerkungen zur Inneren Kolonisierung in Zentraleuropa, in: Ders., Ursula Prutsch u. a. (Hrsg.): Habsburg postcolonial. Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis, Innsbruck 2003, S. 13–31, hier S. 13.

4 Vgl. Daniel Benedikt Stienen: Die Königliche Ansiedlungskommission für Westpreußen und Posen (1886–1924). Organisation – Handlungsfelder – Forschungsdiskussion, in: *Biuletyn Polskiej Misji Historycznej* 16 (2023), S. 195–268, hier S. 253 f. Zur Differenz beider Auffassungen (sozialwissenschaftliches Kolonialismusverständnis mit physischem Gewaltbegriff gegenüber einem kulturwissenschaftlichen Kolonialismusverständnis mit epistemischem Gewaltbegriff) für die postkoloniale Theorie in ihrer Formierungsphase s. auch Ina Kerner: Postkoloniale Theorien zur Einführung, Hamburg 2012, S. 37 f.

5 Vgl. Mihran Dabag: National-koloniale Konstruktionen in politischen Entwürfen des Deutschen Reichs um 1900, in: Ders., Horst Gründer u. a. (Hrsg.): Kolonialismus. Kolonialdiskurs und Genozid, München 2004, S. 19–66, hier S. 19 f.; Andreas Eckert: Kolonialismus, Frankfurt a. M. 2015, S. 4, 68 f.; spezifisch für den Siedlerkolonialismus: Ulrike von Hirschhausen, Jörn Leonhard: Empires. Eine globale Geschichte 1780–1920, München 2023, S. 56–61.

östlichen Provinzen Preußens als einer Kolonie zu sprechen. Zu stark verblissen die Repressionsmaßnahmen der preußischen Polenpolitik gegenüber den Kolonialkriegen in Deutsch-Südwest- und Deutsch-Ostafrika.<sup>6</sup> Zu den qualitativen Unterschieden wird weiter gezählt, dass die polnische Minderheit – wenigstens derjenige Teil, der die preußische Staatsangehörigkeit besaß – eng mit den politischen und ökonomischen Strukturen Preußen-Deutschlands verflochten war.<sup>7</sup> Die polnische Minderheit wurde zweifellos diskriminiert. Doch standen ihr, anders als den Kolonisierten in Übersee, die politischen und ökonomischen Sammlungs- und Widerstandsoptionen der europäischen Moderne offen, die sich im Zusammenschluss polnischer Parlamentsfraktionen, in der Herausgabe polnischer Zeitungen und in der Gründung eines engmaschigen polnischen Vereins- und Genossenschaftswesens niederschlugen.<sup>8</sup> Die Provinzen Posen und Schlesien wurden nicht als Kolonialgebiete behandelt,<sup>9</sup> für Westpreußen ist dasselbe zu sagen. Schließlich herrschte, bei allem Konkurrenzdruck, die Auffassung Polens als einer christlichen, europäischen Kulturnation vor – Attribute, die andernorts Kolonisierten nicht zugestanden wurden.

Davon abzugrenzen ist ein zweites, ein postmaterialistisches und kulturwissenschaftlich geprägtes Verständnis von Kolonialismus, welches diskursiv erzeugte Fremd- und Andersartigkeit (*othering*) betont. Hier beginnt die Gewalt bereits wesentlich eher, nämlich mit der kommunikativ hergestellten Fremdzuschreibung von Unterlegenheit. Politische Unterdrückung, rechtliche Diskriminierung oder physische Vernichtung sind vor diesem Hintergrund lediglich Steigerungsformen der in den letzten Jahren intensiv erforschten diskursiv konstituierten Machtasymmetrie. In diesem Fall erscheint es dann geradezu zwingend, von einer kolonialen Situation in Ostmitteleuropa zu sprechen. Die sogenannte Salzwasser-These als qualifizierendes Merkmal, die Not-

6 Vgl. Jürgen Zimmerer, Joachim Zeller (Hrsg.): Völkermord in Deutsch-Südwestafrika. Der Kolonialkrieg (1904–1908) in Namibia und seine Folgen, Berlin 2003; Felicitas Becker, Jigal Beez (Hrsg.): Der Maji-Maji-Krieg in Deutsch-Ostafrika 1905–1907, Berlin 2005.

7 Vgl. Sebastian Conrad: Internal Colonialism in Germany. Culture Wars, Germanification of the Soil, and the Global Market Imaginary, in: Bradley Naranch, Geoff Eley (Hrsg.): German Colonialism in a Global Age, Durham, NC 2014, S. 246–261, hier S. 254.

8 Vgl. Gregor Thum: Imperialists in Panic. The Evocation of Empire at Germany's Eastern Frontier around 1900, in: Maurus Reinkowski, ders. (Hrsg.): Helpless Imperialists. Imperial Failure, Fear and Radicalization, Göttingen 2013, S. 137–162, hier S. 149 f.; ders.: Megalomania and Angst. The Nineteenth-Century Mythicization of Germany's Eastern Borderlands, in: Omer Bartov, Eric D. Weitz (Hrsg.): Shatterzone of Empires. Coexistence and Violence in the German, Habsburg, Russian, and Ottoman Borderlands, Bloomington, IN 2013, S. 42–60, hier S. 52; Michael Schwartz: Ethnische „Säuberungen“ in der Moderne. Globale Wechselwirkungen nationalistischer und rassistischer Gewaltpolitik im 19. und 20. Jahrhundert, München 2013, hier S. 161–164; Dieter Gosewinkel: Schutz und Freiheit? Staatsbürgerschaft in Europa im 20. und 21. Jahrhundert, Berlin 2016, S. 328 f.; Birthe Kundrus: Colonialism, Imperialism, National Socialism. How Imperial was the Third Reich?, in: Naranch, Eley (Hrsg.), German Colonialism (wie Anm. 7), S. 330–346, hier S. 332; Róisín Healy: From Commonwealth to Colony? Poland under Prussia, in: Ders., Enrico Dal Lago (Hrsg.): The Shadow of Colonialism on Europe's Modern Past, London 2014, S. 109–125, hier S. 119 f.; Dörte Lerp: Imperiale Grenzräume. Bevölkerungspolitiken in Deutsch-Südwestafrika und den östlichen Provinzen Preußens 1884–1914, Frankfurt a. M. u. a. 2016, S. 336; Jawad Daheur: ‚They Handle Negroes Just Like Us‘. German Colonialism in Cameroon in the Eyes of Poles (1885–1914), in: European Review 26 (2018), S. 492–502, hier S. 493; Lenny A. Ureña Valerio: Colonial Fantasies, Imperial Realities. Race Science and the Making of Polishness on the Fringes of the German Empire, 1840–1920, Athens, OH 2019, S. 3; Justyna A. Turkowska: Der kranke Rand des Reiches. Sozialhygiene und nationale Räume in der Provinz Posen um 1900, Marburg 2020, S. 24.

9 Vgl. Conrad, Internal Colonialism (wie Anm. 7), S. 254.

wendigkeit einer großen räumlichen Distanz also, wird als zu eng abgelehnt, da sie den Blick auf wesensähnliche Diskurse und Beherrschungsstrategien verstellen würde.<sup>10</sup> Gleichwohl ist angesichts der qualitativen Unterschiede zum Überseekolonialismus an mancher Stelle von Preußen und Österreich als „eigentümlichen Kolonialmächten“<sup>11</sup> die Rede bzw. von „colonialism with a difference“.<sup>12</sup>

Blickt man auf die Forschungsprofile und disziplinäre Zuordnung vieler Befürworter des kolonialen Paradigmas, so fällt auf, dass diese häufig in den Kultur- und Literaturwissenschaften verortet sind. Es handelt sich also um Disziplinen, in denen auch die postkoloniale Theorie ihren Ursprung hat und die sich intensiv mit Repräsentationsformen kultureller Differenz auseinandersetzen. Oder sie arbeiten an historischen Instituten, die eine starke kulturwissenschaftliche Prägung aufweisen. Die meisten von ihnen haben ihre wissenschaftliche Ausbildung nach der kulturhistorischen Wende der 1990er-Jahre erhalten. Sie haben also eher kulturwissenschaftliche Theorieangebote in den Curricula durchlaufen als die meist älteren ‚Skeptiker‘. Vor diesem Hintergrund ist zu fragen, wie sich der beobachtete Gegenstand verändert, wenn nicht der Gegenstand, sondern der Beobachter ausgetauscht wird. Das führt zu der gewiss keineswegs neuen, gleichwohl jedoch aufschlussreichen Einsicht in die historisch-soziale Bedingtheit wissenschaftlicher Erkenntnis. Die Standortgebundenheit, hier in Form der akademischen Sozialisierung, beeinflusst den Blickwinkel auf einen Forschungsgegenstand. Daraus folgt, dass das postkoloniale Paradigma für Osteuropa das Ergebnis einer nicht nur von wissenschaftlichen Einflussfaktoren im engeren Sinn abhängigen Genese ist. Deswegen bedarf es im vorliegenden Fall einer Klärung der Entstehungsbedingungen akademischer Produktion und einer Selbstreflexion über ihre epistemologischen Grundlagen; ein Fragenkomplex, der in den *postcolonial studies* einen hohen Stellenwert einnimmt,<sup>13</sup> den es aber bezogen auf die Forschung zum ostmitteleuropäischen Raum erst noch zu thematisieren gilt.

- 10 Vgl. Robert L. Nelson: Introduction. Colonialism in Europe? The Case against Salt Walter, in: Ders. (Hrsg.): *Germans, Poland, and Colonial Expansion to the East. 1850 through the Present*, New York, NY 2009, S. 1–9, hier S. 1, 7; Kristin Kopp: *Gray Zones. On the Inclusion of „Poland“ in the Study of German Colonialism*, in: Michael Perraudin, Jürgen Zimmerer (Hrsg.): *German Colonialism and National Identity*, New York, NY 2011, S. 33–42, hier S. 37; Sebastian Conrad: *Kolonialismus und Postkolonialismus. Schlüsselbegriffe der aktuellen Debatte*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 62 (2012), H. 44/45, S. 3–9, hier S. 3 f.; ders., *Internal Colonialism* (wie Anm. 7), S. 247; Russell A. Berman: *Colonialism, and No End. The Other Continuity Theses*, in: Volker Langbehn, Mohammad Salama (Hrsg.): *German Colonialism. Race, the Holocaust, and Postwar Germany*, New York, NY 2011, S. 164–189, hier S. 173 f., 176; Christine de Gemeaux: *Les espaces coloniaux allemands*, in: *Recherches germaniques* 43 (2013), S. 83–93, hier S. 93; Roi Ball: *Constructing the Imperial Frontier. Colonization, Migration, and the Built Environment in the Polish-German Borderlands, 1886–1914*, PhD-Thesis, Los Angeles, CA 2021, S. 8.
- 11 Izabela Surynt: *Postępy, kultura i kolonializm. Polska a niemiecki projekt europejskiego Wschodu w dyskursach publicznych XIX wieku* [Fortschritt, Kultur und Kolonialismus. Polen und das deutsche Projekt des europäischen Ostens im öffentlichen Diskurs des 19. Jahrhunderts], Wrocław 2006, S. 11.
- 12 Conrad, *Internal Colonialism* (wie Anm. 7), S. 260, 247.
- 13 Vgl. Csaba Dupcsik: *Postcolonial Studies and the Inventing of Eastern Europe*, in: *East Central Europe* 26 (1999), S. 1–14, hier S. 12.

## Bedeutungsvarianten eines „kolonialen Polens“

Es überrascht nicht, dass der Begriff des Kolonialen, wie im Fall anderer Fachtermini auch, in der Forschung auf unterschiedliche Weise Anwendung findet und fruchtbar gemacht wird. Dabei überwiegen in Untersuchungen zum ostmitteleuropäischen Raum kulturalistische Begriffsverständnisse, für die ein zivilisationsmissionarisches Selbstverständnis der kolonisierenden Gruppe als konstitutiv angesehen wird. Clara Frysztacka bezeichnet als kolonial die „Hierarchisierung der Völker nach gleichzeitig existierenden, aber diachron verorteten Entwicklungsstufen oder -dichotomien“. <sup>14</sup> Für Katarzyna Kostrzewska-Adam wird ein Diskurs kolonial, sobald ein Unterdrückungsverhältnis mit einem zivilisatorischen Sendungsbewusstsein einhergeht. „Dies gilt auch in einem nicht strikt kolonialen Kontext.“ <sup>15</sup> Sebastian Conrad nennt als Bedingungen, „dass 1. imperiale und kolonisierte Gesellschaften unterschiedliche sozio-politische Ordnungen aufweisen, 2. auf eine unterschiedliche Geschichte zurückblicken und 3. seitens der Kolonisatoren auch durch die Vorstellung eines unterschiedlichen Entwicklungsstandes voneinander getrennt sind“, während „die territoriale Herrschaft, die geographische Distanz und die rechtliche Fixierung des kolonialen Status nicht vorausgesetzt“ <sup>16</sup> werden. Einen anderen Weg geht Izabela Surynt, die einen der Konstruktion von Alterität dienenden „Kolonialdiskurs“ von einem auf konkrete Zivilisierungsprojekte abzielenden „Kolonisationsdiskurs“ <sup>17</sup> unterscheidet. Analog dazu spricht Kristin Kopp von „discursive colonization“ als Voraussetzung für „material colonization“, <sup>18</sup> sodass eine Situation auch als kolonial beschrieben werden kann, ohne dass ein direktes politisches oder ökonomisches Abhängigkeitsverhältnis bestehen muss. <sup>19</sup>

Aus diesen wenigen Beispielen wird bereits ersichtlich, dass der Begriff des Kolonialen ein durchaus weites Bedeutungsspektrum aufweist. Bei manchen Begriffsverständnissen genügt das Vor-

- 14 Clara Maddalena Frysztacka: Zeitliche Tiefe und Begegnungsgeschichten. Die imperial-kolonialen Werkzeuge des polnischen historischen Wissens über den Osten, in: *Geschichte und Gesellschaft* 47 (2021), S. 648–670, hier S. 656.
- 15 Katarzyna Kostrzewska-Adam: *Das preußisch-polnische Verhältnis und der Positivismus. Eine kultursoziologisch-postkoloniale Revision*, Berlin 2020, S. 48, auch S. 49: „Kolonial verweist an dieser Stelle vielmehr auf die Zugehörigkeit zu dem Angreifenden als auf eine koloniale Situation sensu stricto.“
- 16 Sebastian Conrad: *Deutsche Kolonialgeschichte*, München 2008, S. 15. Alternativ nennt Róisín Healy politische Unterordnung, ökonomische Nachteile, kulturelle Erniedrigung und Siedlung als zentrale Merkmale von Kolonialismus. Vgl. Róisín Healy: *Colonial Ambivalence and Its Aftermath. Colonialism and Anti-Colonialism in Independent Poland and Ireland*, in: Dorota Kołodziejczyk, Siegfried Huigen (Hrsg.): *East Central Europe Between the Colonial and the Postcolonial in the Twentieth Century*, Cham 2023, S. 89–112, hier S. 93.
- 17 Vgl. Izabela Surynt: *Sendungsbewusstsein und Kolonialträume. Die Kreuzritter im preußisch-deutschen Diskurs der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts*, in: Dies., Marek Zybura (Hrsg.): *Narrative des Nationalen. Deutsche und polnische Nationsdiskurse im 19. und 20. Jahrhundert*, Osnabrück 2010, S. 181–206, hier S. 184–186.
- 18 Kristin Kopp: *Germany's Wild East. Constructing Poland as Colonial Space*, Ann Arbor, MI 2012, S. 6.
- 19 Ähnlich: Ball, *Constructing the Imperial Frontier* (wie Anm. 10), S. v („cultural representations“ und „concrete institutions and practices“). Justyna A. Turkowska unterscheidet hingegen eine polnische „kolonialisierende Funktion“, die sie als quantitatives Wachstum der polnischen Bevölkerung charakterisiert, ohne dass kulturelle Einflussfaktoren eine Rolle spielten, von einer „kolonialisierende[n] Rolle“ der Deutschen, die neben ethnischen Homogenisierungsbestrebungen auch auf dem Selbstverständnis kultureller Überlegenheit beruhte, Justyna A. Turkowska: *Kolonisator:innen und Kolonisierte im Zwiegespräch. „Koloniale Agitation“ in den Ostprovinzen des Deutschen Reiches*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 47 (2021), S. 589–622, hier S. 592.

handensein eines Fremd- und Überlegenheitsdiskurses.<sup>20</sup> Andere setzen – enger gefasst – eine politische Herrschaft über den betreffenden Raum voraus.<sup>21</sup> Für wieder andere bedarf es, begünstigt durch den zeitgenössischen Sprachgebrauch von „Kolonisation“ synonym zu „Besiedlung“,<sup>22</sup> innerhalb des kontrollierten Raumes einer Siedlungspolitik, um von Kolonialismus zu sprechen, während kulturelle Suprematieansprüche eine nachgeordnete oder gar keine Rolle spielen.<sup>23</sup>

Die unterschiedlichen Auffassungen darüber, worin sich Kolonialismus äußert, haben Folgen für die Forschungsergebnisse, die ebenfalls differieren und keineswegs widerspruchsfrei nebeneinanderstehen. Ein Beispiel dafür bietet die Frage, zu welchem Zeitpunkt die koloniale Situation einsetzte. Drei Antworten sind vorgeschlagen worden, die, auch wenn alle drei die Wechselwirkung von Fremdheitsdiskurs und Herrschaftsverhältnis betonen, zu unterschiedlichen Schlussfolgerungen gelangen:

Die früheste Datierung fällt in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts. Der aufklärerische Diskurs bediente sich auffälliger kolonialer Analogien, um die vermeintliche Rückständigkeit der polnischen Gesellschaft zu charakterisieren. Demzufolge habe die diskursive Konstruktion einer zivilisatorischen Unterlegenheit Polens die erste Teilung von 1772 vorbereitet, mit der Preußen (und Österreich) ihre Ostexpansion legitimierten. Viel zitiert sind die vom preußischen König Friedrich II. angestrebten Vergleiche seiner polnischen Erwerbungen mit dem Kolonialgebiet Kanada, der Polen mit „armen Irokesen“ und sich selbst mit dem „Lykurg oder Solon dieser Barbaren“.<sup>24</sup>

20 Vgl. Uwe-K. Ketelsen: Der koloniale Diskurs und die Öffnung des europäischen Ostens im deutschen Roman, in: Dabag, Gründer u. a. (Hrsg.), *Kolonialismus* (wie Anm. 5), S. 67–94, hier S. 68; Surynt, Postęp (wie Anm. 11), S. 8; Leonard Neuger: Central Europe as a Problem, in: Korek (Hrsg.), *From Sovietology to Postcoloniality* (wie Anm. 2), S. 23–31, hier S. 23; Sönke Linck: Die polnische Landschaft als Objekt deutscher Kolonialrhetorik. Das Beispiel der Preußischen Jahrbücher (1886–1914), in: Andrew Demshuk, Tobias Weger (Hrsg.): *Cultural Landscapes. Transatlantische Perspektiven auf Wirkungen und Auswirkungen deutscher Kultur und Geschichte im östlichen Europa*, München 2015, S. 69–97, hier S. 72; Christoph Kienemann: *Der koloniale Blick gen Osten. Osteuropa im Diskurs des Deutschen Kaiserreiches von 1871*, Paderborn 2018, S. 233; Turkowska, *Der kranke Rand* (wie Anm. 8), S. 26.

21 Vgl. etwa de Gemeaux, *Les espaces coloniaux allemands* (wie Anm. 10), S. 86.

22 Darauf, dass zeitgenössisch mit dem Begriff der „Kolonie“ nicht notwendigerweise Fremdherrschaft einherzugehen brauchte, hat Anna Danilina: *Ethiken der Essenz. Eine Emotions- und Körpergeschichte der Rasse in inneren Kolonien (1890–1933)*, Göttingen 2023, S. 53 f., hingewiesen.

23 Vgl. Robert L. Nelson: *The Archive for Inner Colonization, the German East, and World War I*, in: Ders. (Hrsg.), *Germans, Poland, and Colonial Expansion* (wie Anm. 10), S. 64–93, hier S. 70; ders.: *From Manitoba to the Memel*. Max Sering, *Inner Colonization and the German East*, in: *Social History* 35 (2010), S. 439–457, S. 441 f.; ders.: *Frontiers of Empire*. Max Sering, *Inner Colonization, and the German East, 1871–1945*, Cambridge 2024; Dörte Lerp: *Farmers to the Frontier. Settler Colonialism in the Eastern Prussian Provinces and German Southwest Africa*, in: *The Journal of Imperial and Commonwealth History* 41 (2013), S. 567–583, hier S. 567–570; dies., *Imperiale Grenzräume* (wie Anm. 8), S. 145, Anm. 5; Erik Grimmer-Solem: *Learning Empire. Globalization and the German Quest for World Status, 1875–1919*, Cambridge 2019, S. 56–59, 426–430; Hollyamber Kennedy: *Infrastructures of „Legitimate Violence“*. The Prussian Settlement Commission, *Internal Colonization, and the Migrant Remainder*, in: *Grey Room* (2019), H. 76, S. 58–97; Roi Ball: *Child Displacement and Internal Colonization in Prussian Poland before World War I*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 47 (2021), S. 534–562; Ball, *Constructing the Imperial Frontier* (wie Anm. 10), S. 6 mit Anm. 4, 395 f.; Danilina, *Ethiken* (wie Anm. 22). Bereits Robert L. Koehl: *Colonialism inside Germany. 1886–1918*, in: *Journal of Modern History* 25 (1953), S. 255–272, verwendet die Begriffe „colonialism“ und „colonization“ synonym. Für Nelson, *Frontiers* (wie Anm. 23), S. 4 f., fallen auch kaiserzeitliche Pläne für Gartenkolonien am Stadtrand von Dresden unter seinen Begriff von „settler colonialism“.

24 Fraglich ist allerdings, inwieweit Friedrich II. tatsächlich von einer Zivilisierungsmission überzeugt war. Wie er seinem Bruder Heinrich schrieb, spielte er den Entwicklungsstand Westpreußens nach außen hin bewusst herunter,



Sinnverwandte Parallelisierungen als „edle Wilde“ finden sich bei Johann Gottfried Herder und als „Halbwildheit und Halbkultur“ bei Georg Forster. Später, in der Mitte des 19. Jahrhunderts, folgten Vergleiche mit den „Nomaden Asiens“ und „Indianern Amerikas“ bei Moritz Wilhelm Hefter und mit den „Wilden“, „Indianern“ und „Irokesen“ bei Friedrich Hebbel, Julius Ostendorf, Gustav Freytag und Julie Burow. Diese werden mit einer „kompensatorischen Funktion“ (Izabela Surynt) erklärt, indem sich vor dem Hintergrund des Wettrennens der europäischen Imperien um koloniale Landnahme, bei dem die beiden Großmächte Preußen und Österreich ins Hintertreffen gerieten, Liberale mit dem östlichen Preußen als „Ersatzkolonie“ (Sebastian Conrad) getröstet hätten.<sup>25</sup>

Eine andere Datierung wählt die in den USA lehrende Literaturwissenschaftlerin Kristin Kopp. Sie konzentriert ihre Beobachtungen auf das, was sie als „discursive colonization“ bezeichnet, wovon sie „a historically situated process that repositions a specific relationship between self and Other into colonial categories“ versteht.<sup>26</sup> Bemerkenswerterweise sperrt sich Kopp gegen die Ansicht, es habe bereits vor der Ersten Teilung Polens einen preußischen Kolonialdiskurs gegeben.

um Preußen als die bescheidenste Teilungsmacht darzustellen, die den geringsten Vorteil erlangt hatte. Auch die gezielt an ein französisches Publikum adressierte Aufwertung Preußens als Transmissionsriemen der Aufklärung mag dabei eine Rolle gespielt haben. Vgl. Hans-Jürgen Bömelburg: Die Teilungen Polen-Litauens. Ein neues Modell in der europäischen Außenpolitik, in: Christoph Kampmann, Katharina Krause u. a. (Hrsg.): Neue Modelle im Alten Europa. Traditionsbruch und Innovation als Herausforderung in der Frühen Neuzeit, Köln 2012, S. 267–282, hier S. 275; Gregor Thum: Die kulturelle Leere des Ostens. Legitimierung preußisch-deutscher Herrschaft im 19. Jahrhundert, in: Ulrike Jureit (Hrsg.): Umkämpfte Räume. Raumbilder, Ordnungswille und Gewaltmobilisierung, Göttingen 2016, S. 263–285, hier S. 266–268. Kritisch zur Aussagekraft derartiger Zivilisationszuschreibungen im 18. Jahrhundert: Wolfgang Schmale: Das östliche Europa. (Fremd-?) Bilder im Diskurs des 18. Jahrhunderts und darüber hinaus. Eine Keynote, in: Christoph Augustynowicz, Agnieszka Pufelska (Hrsg.): Konstruierte (Fremd-?) Bilder. Das östliche Europa im Diskurs des 18. Jahrhunderts, Berlin u. a. 2017, S. 11–28, hier S. 20.

- 25 Vgl. Izabela Surynt: Das „ferne“, „unheimliche“ Land. Gustav Freytags Polen, Dresden 2004, S. 163, 169 f., 185 f.; dies., *Postępy* (wie Anm. 11), S. 16–18, 73–77, 87 f.; dies., *Sendungsbewusstsein* (wie Anm. 17), S. 189, 193 f., 201, 203–205; dies.: Ostkoloniale Diskurse in der deutschen Literatur und Publizistik des 19. Jahrhunderts, in: Barlekowski, Kraft u. a. (Hrsg.), *Zwischen Geschlecht und Nation* (wie Anm. 1), S. 31–58; dies.: Ordensritter und Indianer. Kulturmissionare und ihre Wilden in deutschen und polnischen Diskursen, in: Heinrich Kirschbaum (Hrsg.): *Wiedergänger, Pilger, Indianer. Polen-Metonymien im langen 19. Jahrhundert*, Frankfurt a. M. 2017, S. 167–192, hier S. 176 f., 179; Kristin Kopp: „Ich stehe jetzt hier als einer von den Eroberern“. Soll und Haben als Kolonialroman, in: Florian Krobb (Hrsg.): *150 Jahre Soll und Haben. Studien zu Gustav Freytags kontroverser Roman*, Würzburg 2005, S. 225–237, hier S. 228; Kopp, *Gray Zones* (wie Anm. 10), S. 38 f.; dies., *Germany's Wild East* (wie Anm. 18), S. 21 f., 204; Jeffrey K. Wilson: *Environmental Chauvinism in the Prussian East. Forestry as a Civilizing Mission on the Ethnic Frontier, 1871–1914*, in: *Central European History* 41 (2008), S. 27–70, hier S. 27; Sebastian Conrad: *Globalisierung und Nation im Deutschen Kaiserreich*, München 2006, S. 29; Vejas Gabriel Liulevicius: *The German Myth of the East. 1800 to the Present*, Oxford 2009, S. 42, 51, 79; Gregor Thum: *Eine deutsche Frontier? Die deutsch-polnische Grenze und die Idee von 1848*, in: Karoline Gil, Christian Pletzing (Hrsg.): *Granica. Die deutsch-polnische Grenze vom 19. bis zum 21. Jahrhundert*, München 2010, S. 19–38, hier S. 29–31; ders., *Die kulturelle Leere* (wie Anm. 24), S. 270–272; Healy, *From Commonwealth to Colony* (wie Anm. 8), S. 113–115; Hans Henning Hahn: *Der deutsche Kolonialdiskurs und Osteuropa*, in: Jürgen Heyde u. a. (Hrsg.): *Dekonstruieren und doch erzählen. Polnische und andere Geschichten*, Göttingen 2015, S. 46–51, hier S. 49; Jörg Hackmann, Marta Kopij-Weiss: *Deutsch-Polnische Geschichte, Bd. 3: 19. Jahrhundert. Nationen in Kontakt und Konflikt. Deutsch-polnische Beziehungen und Verflechtung 1806–1918*, Darmstadt 2014, S. 139; Robert L. Nelson: *A German on the Prairies. Max Sering and Settler Colonialism in Canada*, in: *Settler Colonial Studies* 5 (2015), S. 1–19, hier S. 2; ders., *Frontiers* (wie Anm. 23), S. 21 f.; Lerp, *Imperiale Grenzräume* (wie Anm. 8), S. 28; Kienemann, *Der koloniale Blick* (wie Anm. 20), S. 19. Die „kompensatorische Funktion“ könnte auch eine Erklärung dafür bieten, warum nach der 1884 erfolgten Reklamierung von Kolonien in Afrika derartige koloniale Parallelisierungen als „Indianer“, „Wilde“, „Barbaren“ aus dem deutschen Polendiskurs verschwanden.

- 26 Kopp, *Germany's Wild East* (wie Anm. 18), S. 6.



Sie sieht stattdessen die Mitte des 19. Jahrhunderts, die 1840er- bzw. 1850er-Jahre, als Startpunkt an.<sup>27</sup> Auch Sebastian Conrad datiert den Beginn der „kolonialen Aufladung des Polendiskurses“,<sup>28</sup> der mit der positiven Bezugnahme auf die mittelalterliche Ostkolonisation einhergegangen sei, in die Mitte des 19. Jahrhunderts.

Einen anderen Weg gehen wiederum Philipp Ther und Matthew Fitzpatrick: Beide betonen die „mentale Ebene“ bzw. führen den Begriff der epistemischen Gewalt an. Bei ihnen liegt der Startpunkt inmitten des Kaiserreichs, in den 1880er-Jahren. Sie nutzen den Begriff des Kolonialen, um das Kaiserreich in zwei Phasen zu teilen: eine Phase der „imperialen“ Polenpolitik, in der es um die Kontrolle der polnischen Minderheit gegangen sei, abgelöst von einer Phase „kolonialer“ Herrschaft, die von Assimilation und Verdrängung geprägt gewesen sei.<sup>29</sup>

## Definitionsbezogene Komplikationen

Sicherlich wäre die Suche nach einer allumfassenden, auf alle Anwendungsbeispiele zutreffenden Begriffsbestimmung von „kolonial“ bzw. „Kolonialismus“ – beide „definitorisch kaum zu bändigend“<sup>30</sup> – von Anfang an zum Scheitern verurteilt. Damit teilt der Terminus das Schicksal anderer sozial- und geisteswissenschaftlicher Großbegriffe („Gesellschaft“, „Politik“, „Recht“, „Kultur“ usw.), welches auch die *postcolonial studies* teilen, die selbst kein in sich abgeschlossenes Theorieangebot anbieten, sondern ein Konglomerat aus poststrukturalistischen, psychoanalytischen und marxistischen Ansätzen darstellen. Gleichwohl ist festzuhalten, dass sich aus der Fülle an unterschiedlichen Konzepten und Definitionen in der bisherigen Anwendung des kolonialen Paradigmas im preußischen Kontext Probleme ergeben, von denen drei im Folgenden skizziert werden:

Erstens: Konsensfassaden.<sup>31</sup> Folgt man dem Soziologen Karl-Dieter Opp, so gibt es keine richtigen und falschen Definitionen, sondern lediglich brauchbarere und weniger brauchbare.<sup>32</sup> Allerdings ist eine erkenntnisleitende Debatte über die jeweiligen Vor- und Nachteile der unter-

27 Vgl. Kristin Kopp: Reinventing Poland as German Colonial Territory in the Nineteenth Century. Gustav Freytag's Soll und Haben as Colonial Novel, in: Nelson (Hrsg.), *Germans, Poland, and Colonial Expansion* (wie Anm. 10), S. 11–37, hier S. 16; dies., *Gray Zones* (wie Anm. 10), S. 36, 38; dies.: *Arguing the Case for a Colonial Poland*, in: Langbehn, Salama (Hrsg.), *German Colonialism* (wie Anm. 10), S. 146–163, hier S. 149 f.; dies., *Germany's Wild East* (wie Anm. 18), S. 19 f.

28 Conrad, *Globalisierung* (wie Anm. 25), S. 142, jedoch auch S. 149, 151 f. u. 153, wonach es erst in den 1880er- bzw. 1890er-Jahren zu einer „kolonialen Aufladung des deutsch-polnischen Verhältnisses“ gekommen sei; ders., *Internal Colonialism* (wie Anm. 7), S. 249, jedoch auch S. 250 f.

29 Philipp Ther: *Deutsche Geschichte als imperiale Geschichte. Polen, slawophone Minderheiten und das Kaiserreich als kontinentales Empire*, in: Sebastian Conrad, Jürgen Osterhammel (Hrsg.): *Das Kaiserreich transnational. Deutschland in der Welt 1871–1914*, Göttingen 2004, S. 129–148, hier S. 138 f.; Matthew P. Fitzpatrick: *Purging the Empire. Mass Expulsions in Germany, 1871–1914*, Oxford 2015, S. 96. Daran anschließend: Kenndy, *Infrastructures* (wie Anm. 23), S. 73. Ähnlich auch Andreas Kossert: *Masuren als „Bollwerk“. Konstruktion von Grenze und Grenzregion. Von der Wilhelminischen Ostmarkenpolitik zum NS-Grenzland- und Volkstumskampf, 1894–1945*, in: Etienne François, Jörg Seifarth u. a. (Hrsg.): *Die Grenze als Raum, Erfahrung und Konstruktion. Deutschland, Frankreich und Polen vom 17. bis zum 20. Jahrhundert*, Frankfurt a. M. 2007, S. 211–240, hier S. 214.

30 Eckert, *Kolonialismus* (wie Anm. 5), S. 3.

31 Der Begriff ist entlehnt von Gerd Althoff: *Freiwilligkeit und Konsensfassaden. Emotionale Ausdrucksformen in der Politik des Mittelalters*, in: Klaus Herding, Bernhard Stumpfhaus (Hrsg.): *Pathos, Affekt, Gefühl. Die Emotionen in den Künsten*, Berlin u. a. 2004, S. 145–161.

32 Vgl. Karl-Dieter Opp: *Abweichendes Verhalten und Gesellschaftsstruktur*, Darmstadt u. a. 1974, S. 41.

schiedlichen Kolonialismus-Begriffe bislang ausgeblieben. Stattdessen besteht die Gefahr, dass sich Konsensfassaden auftun, dass also vor allem die Nützlichkeit des kolonialen Ansatzes für die Ostmitteleuropaforschung betont wird, dabei aber im Hintergrund bleibt, dass sich aufgrund seiner begrifflichen Variabilität in Wirklichkeit höchst unterschiedliche, teils einander widersprechende Konzepte verbergen.

Zweitens: Die Überbetonung von Mentalitäten bzw. Alteritätskonstruktionen. Zahlreiche vom Begriff des Kolonialen inspirierte Untersuchungen widmen sich dem Diskurs deutscher Suprematie gegenüber dem angeblich rückständigen polnischen Anderen. Diese den postmodernen, dekonstruktivistischen Ansätzen der *postcolonial studies* verpflichteten Studien<sup>33</sup> belegen den für Identität und Alterität doppelt wirkmächtigen Mechanismus der Differenzproduktion. Gleichwohl ist festzustellen, dass derartige kulturelle Repräsentationen und Projektionen in der Geschichte europäischer Nationalismen des 19. Jahrhunderts Normal-, nicht Sonderfall gewesen sind und auf keine Himmelsrichtung festgelegt waren.<sup>34</sup> Selbst die Raumkonstruktion einer Zivilisierungsmission (im Osten) war kein preußisch-deutsches Spezifikum, sondern gehörte zum Standardrepertoire des europäischen Nationalismus.<sup>35</sup> Die Ähnlichkeiten reichen bis ins Detail: So ist für die nationalistische Defensivrhetorik des deutschen Polendiskurses die Zweiteilung in selbstbeschreibende Metaphern der Kultur und Zivilisation („deutscher Damm“, „Bollwerk“, „Festung“ usw.) gegenüber polnischen Natur- und Wassermetaphern („slawische Flut“) betont worden.<sup>36</sup> Gleichwohl sind solche und andere Sprachbilder von der Forschung bereits in Begrifflichkeiten des Nationalen und nicht des Kolonialen, herausgearbeitet und in die Geschichte der europäischen Nationalismen eingebettet worden.<sup>37</sup> So wurde die systematische Markierung, Durchdringung und Abwertung des slawischen Anderen, die älter als die Erste Teilung Polens im Jahr 1772 ist, von der Historischen Stereotypenforschung in den 1980er- und 1990er-Jahren in-

33 Als einflussreicher Vorreiter ist die 1994 erschienene Studie „Inventing Eastern Europe“ von Larry Wolff zur orientalisierenden Verfremdung des osteuropäischen Raumes im Diskurs der Aufklärung zu nennen. Vgl. Larry Wolff: *Inventing Eastern Europe. The Map of Civilization on the Mind of the Enlightenment*, Stanford, CA 1994.

34 Vgl. Ralph Schattkowsky: Nationalismus und Konfliktgestaltung. Westpreußen zwischen Reichsgründung und Erstem Weltkrieg, in: Michael G. Müller, Rolf Petri (Hrsg.): *Die Nationalisierung von Grenzen. Zur Konstruktion nationaler Identität in sprachlich gemischten Grenzregionen*, Marburg 2002, S. 35–79, hier S. 58 f.; Wolfgang Müller-Funk: *Kakanien revisited. Über das Verhältnis von Herrschaft und Kultur*, in: Ders., Peter Plener u. a. (Hrsg.): *Kakanien revisited. Das Eigene und das Fremde (in) der österreichisch-ungarischen Monarchie*, Tübingen u. a. 2002, S. 14–32, hier S. 21, sowie etwa Berit Pleitner: *Die „vernünftige“ Nation. Zur Funktion von Stereotypen über Polen und Franzosen im deutschen nationalen Diskurs 1850 bis 1871*, Frankfurt a. M. 2001; jedoch auch Bernhard Struck: *Nicht West – nicht Ost. Frankreich und Polen in der Wahrnehmung deutscher Reisender zwischen 1750 und 1850*, Göttingen 2006, S. 425–427, im Anschluss an Kristin Kopp.

35 Vgl. Thum, *Megalomania* (wie Anm. 8), S. 49; ders., *Die kulturelle Leere* (wie Anm. 24), S. 284.

36 Vgl. Liulevicius, *The German Myth* (wie Anm. 25), S. 77, 117, 120, 125, 127; Kopp, *Germany's Wild East* (wie Anm. 18), S. 67, 118 f.; Thum, *Megalomania* (wie Anm. 8), S. 46, 51 f.

37 Vgl. Roger Chickering: *We Men who feel most German. A Cultural Study of the Pan-German League 1886–1914*, Boston, MA 1984, S. 81–86; Elizabeth A. Drummond: „Einen kräftigen Damm gegen die polnische Hochflut zu errichten“ – Kultur und Natur im deutschen Ostmarkendiskurs, 1886–1914, in: Wolfgang Bialas (Hrsg.): *Die nationale Identität der Deutschen. Philosophische Imaginationen und historische Mentalitäten*, Frankfurt a. M. 2002, S. 99–114, hier S. 104–106; Thomas Serrier: „Deutsche Kulturarbeit in der Ostmark“. Der Mythos vom deutschen Vorrang und die Grenzproblematik in der Provinz Posen (1871–1914), in: Müller, Petri (Hrsg.), *Die Nationalisierung von Grenzen* (wie Anm. 34), S. 13–33.

tensiv herausgearbeitet, freilich auch hier ohne den Begriff des Kolonialen verwendet zu haben.<sup>38</sup> Die kategoriale Setzung derartiger Überlegenheits- und Fremdheitsdiskurse als kolonial ist also keineswegs als zwingend anzusehen. Aus der Perspektive des interkulturellen Vergleichs und der diesem zugrundeliegenden Überzeugung, „dass sich objektbezogenes Fremdbild und subjektbezogenes Selbstbild ergänzen und einander kommentieren“,<sup>39</sup> ergibt sich, dass auch der polnische Nationalismus über eine Herabsetzung seiner Nachbarn<sup>40</sup> agierte und sowohl die Metapher von einer „deutschen Flut“<sup>41</sup> als auch das Selbstbild eines gegen Russland gerichteten „Bollwerks“ kannte.<sup>42</sup>

Wie Sara Mills in ihrer Auseinandersetzung mit Edward Saids Orientalismus-These dargelegt hat, kann das Ziel diskursanalytischer Forschung nicht sein, den Blick auf das Andere zu einem konsistenten, überzeitlichen Überlegenheitsempfinden durch die Ausblendung gegenläufiger Elemente zu homogenisieren.<sup>43</sup> Eine derartig selektive Behandlung des deutschen Polendiskurses blendet nicht nur aus, dass es auch Phasen einer (ebenso stereotype Überformungen kennenden) „Polenfreundschaft“ gegeben hat,<sup>44</sup> sondern eine solche Konjunkturen und Momente der Anerkennung verdrängende Totalisierung duldet auch keinen Platz für die Ambivalenzen und Widersprüchlichkeiten, wie sie etwa in Homi K. Bhabhas Untersuchungen von Kolonialdiskursen im Zentrum stehen.<sup>45</sup>

38 Vgl. Rudolf Jaworski: Osteuropa als Gegenstand historischer Stereotypenforschung [1987], in: Eckhard Hübner, Mathias Niendorf u. a. (Hrsg.): Ostmitteleuropa im Fokus. Ausgewählte Aufsätze von Rudolf Jaworski, Osnabrück 2009, S. 47–61; Hans Henning Hahn (Hrsg.): Historische Stereotypenforschung. Methodische Überlegungen und empirische Befunde, Oldenburg 1995; ders., Eva Hahn: Nationale Stereotypen. Plädoyer für eine historische Stereotypenforschung, in: Ders. (Hrsg.): Stereotyp, Identität und Geschichte. Die Funktion von Stereotypen in gesellschaftlichen Diskursen, Frankfurt a. M. 2002, S. 17–56, hier S. 29–32; Hubert Orłowski: „Polnische Wirtschaft“. Zum deutschen Polendiskurs der Neuzeit, Wiesbaden 1996. Siehe auch bereits Maria Lammich: Das deutsche Osteuropabild in der Zeit der Reichsgründung, Boppard a. Rh. 1978.

39 Stefan Simonek: Möglichkeiten und Grenzen postkolonialistischer Literaturtheorie aus slawistischer Sicht, in: Feichtinger, Prutsch u. a. (Hrsg.), Habsburg postcolonial (wie Anm. 3), S. 129–139, hier S. 130.

40 Vgl. Kazimierz Wajda: Die Deutschen im Spiegel der polnischen Publizistik 1871–1914, in: Hahn (Hrsg.), Historische Stereotypenforschung (wie Anm. 38), S. 130–138, hier S. 136; Schattkowsky, Nationalismus (wie Anm. 34), S. 61 f.; Frysztacka, „Colonized but not quite“ (wie Anm. 1), S. 87 f.; Daniel Benedikt Stienen: Das Ansiedlungsdorf als nationaler Schmelztiegel? Regionale Binnendifferenzierungen eines ethnodemografischen Projekts um 1900, in: Geschichte und Gesellschaft 47 (2021), S. 563–588, hier S. 583 f.

41 Frysztacka, „Colonized but not quite“ (wie Anm. 1), S. 87.

42 Vgl. Liulevicius, The German Myth (wie Anm. 25), S. 81.

43 Vgl. Sara Mills: Discourses of Difference. An Analysis of Women's Travel Writing and Colonialism, New York, NY 1991, S. 51 f., 54 f.

44 Eine noch offene Frage ist, wie sich das negative mit dem positiven Polenbild vertrug, das etwa in den 1790er-, 1830er- und 1840er-Jahren im Zusammenhang mit den Aufständen und teils noch danach gezeichnet wurde, aber auch jenseits davon existierte. Auch gab es nach 1900 in der Zeit wachsender nationaler Spannungen Widerstand in der örtlichen deutschen Bevölkerung gegen repressive Maßnahmen der Regierung, die sich in Unterschriftenlisten und dem Druck von Broschüren niederschlugen. Vgl. Lammich, Das deutsche Osteuropabild (wie Anm. 38), S. 156; Tessa Hofmann: Der radikale Wandel. Das deutsche Polenbild zwischen 1772 und 1848, in: Zeitschrift für Ostforschung 42 (1993), S. 358–390, bes. S. 370–383; Liulevicius, The German Myth (wie Anm. 25), S. 72–75; Thum, Die kulturelle Leere (wie Anm. 24), S. 263; Michał Pirko: Niemiecka polityka wywłaszczeniowa na ziemiach polskich w l. 1907–1908 [Die deutsche Enteignungspolitik auf polnischem Boden in den Jahren 1907–1908], Warszawa 1963, S. 163 f.; Paul Fuss: Die Zustände in der Provinz Posen, Posen 1907; Franz Rabbow: Schon wieder eine Ostmarken-Broschüre, Loncz Mühle bei Posen 1909; ders.: Der Tragi-Komödie zweiter Teil. Fortsetzung der Ostmarken-Broschüre, Lonczmühle 1909.

45 Vgl. Homi K. Bhabha: The Location of Culture, London u. a. 1994, S. 69–84.

Mit dieser dem Gegenstand nicht gerecht werdenden Komplexitätsreduktion und Dekontextualisierung geht mit der Einordnung in die allgemeine Kolonialismusgeschichte ein weiteres Problem auf definitorischer Ebene einher: Denn wenn die moralische Höherstellung des Eigenen gegenüber dem Anderen als zentrales Merkmal von Kolonialismus qualifiziert wird, dann besteht laut Jesse Kauffman die Gefahr, „that every disparaging German judgment about Eastern Europeans – as well as *any* assumptions about the cultural superiority of one group over another made by *anyone* – can be used as evidence that ‚colonialism‘ had successfully colonized the minds of whoever voiced such ideas.“<sup>46</sup> Anders gewendet: Die Tatsache, dass es abwertende Kolonialdiskurse gab, macht nicht jeden abwertenden Diskurs kolonial. Andernfalls ginge die Trennschärfe des Kolonialen gegenüber anderen Phänomenen verloren. Der Begriff ähnelte dann einem Gummiband, das bis zum Ausleiern gedehnt wird, bis es alles umfasst, aber nichts mehr zusammenhält. In diesem Sinne muss die Warnung von Vertretern der Kolonialismusforschung ernst genommen werden, den Begriff des Kolonialismus als Analysekatgorie nicht über Gebühr zu beanspruchen.<sup>47</sup>

Drittens: Das begriffliche Verhältnis von Kolonialismus zu Imperialismus und Nationalismus. Die Kategorie des Nationalen hat sich in den vergangenen Jahrzehnten in der Erforschung der deutsch-polnischen Beziehungsgeschichte zum Leitbegriff für die Erklärung politischer, sozialer, ökonomischer und kultureller Dynamiken etabliert. So ist die preußische Polenpolitik in ihrer Zeit, aber auch in der Forschung dezidiert als Nationalitätenpolitik gefasst worden.<sup>48</sup> Stephan Lehnstaedt etwa spricht in expliziter Abgrenzung zu jüngeren kolonialen Erklärungsansätzen von „eine[r] strikt nationalstaatliche[n] Politik“<sup>49</sup> Preußens in seinen östlichen Provinzen. Vor dem Hintergrund einer solchen Dominanz des Nationalen in der Ostmitteleuropa-Forschung stellt sich angesichts neuerer Interpretationen dieser Politik als „kolonial“ oder auch „imperial“ die Frage, welchen heuristischen Mehrwert diese Begriffe bieten und wann es sich lediglich um einen Etikettentausch handelt.

Die begriffliche Unschärfe, was unter „Kolonialismus“ zu verstehen sei, ist auch von Jesse Kauffman problematisiert worden.<sup>50</sup> Kauffmann zufolge werden die Begriffe „imperial“ und „kolonial“

46 Jesse Kauffman: The Colonial U-Turn. Why Poland is not Germany's India, in: Demshuk, Weger (Hrsg.), *Cultural Landscapes* (wie Anm. 20), S. 49–67, hier S. 52, Hervorh. i. Orig. Vgl. zu kolonialen Signaturen in der Wahrnehmungsgeschichte von deutscher Teilung und Wiedervereinigung: Hahn, *Der deutsche Kolonialdiskurs* (wie Anm. 25), S. 50.

47 Vgl. Frederick Cooper: *Kolonialismus denken. Konzepte und Theorien in kritischer Perspektive*, Frankfurt a. M. 2012, S. 56 f.; sowie Jürgen Osterhammel: *Kolonialismus. Geschichte – Formen – Folgen*, München 1995, S. 22 mit Anm. 18 („metaphorisch überstrapaziert“). Ohne auf Osterhammels Hinweis einzugehen, beziehen sich auf seine „sendungsideologische Rechtfertigungsdoktrinen“ beinhaltende Definition von „Kolonialismus“ (ebenda, S. 21) beispielsweise Feichtinger, *Habsburg (post)-colonial* (wie Anm. 3), S. 14; Surynt, *Postęć* (wie Anm. 11), S. 10; Kopp, *Germany's Wild East* (wie Anm. 18), S. 6; Conrad, *Kolonialismus* (wie Anm. 10), S. 4; Hahn, *Der deutsche Kolonialdiskurs* (wie Anm. 25), S. 47; Linck, *Die polnische Landschaft* (wie Anm. 20), S. 73; Turkowska, *Der kranke Rand* (wie Anm. 8), S. 25; Ball, *Constructing the Imperial Frontier* (wie Anm. 10), S. 6, Anm. 4; Nelson, *Frontiers* (wie Anm. 23), S. 277 f. Kritisch zur Warnung vor Überinterpretation: Kopp, *Gray Zones* (wie Anm. 10), S. 34 f.

48 Vgl. beispielhaft Schattkowsky, *Nationalismus* (wie Anm. 34), S. 41.

49 Stephan Lehnstaedt: *Imperiale Polenpolitik in den Weltkriegen. Eine vergleichende Studie zu den Mittelmächten und zu NS-Deutschland*, Osnabrück 2017, S. 48; Kundrus, *Kolonialismus* (wie Anm. 8), S. 332.

50 Vgl. Kauffman, *The Colonial U-Turn* (wie Anm. 46), S. 52.

oftmals synonym gebraucht.<sup>51</sup> Doch stellt sich auch die Frage nach der terminologischen Abgrenzung zu „national“. So wäre beispielsweise für das oben gewählte Beispiel, wonach im Kaiserreich auf die „imperiale“ Phase der Kontrolle die „koloniale“ Phase der Verdrängung folgte, zu fragen: warum nicht die „nationale“ Phase der Verdrängung? Diese Formulierung wäre vor dem Hintergrund des bisherigen historischen Kenntnisstandes genauso zutreffend. Weiter sind auf den ostmitteleuropäischen Raum bezogene Setzungen wie „semi-kolonial“,<sup>52</sup> „quasi-kolonial“<sup>53</sup> oder „imperial-kolonial“<sup>54</sup> dazu geeignet, die Trennschärfe kategorialer Grenzziehungen aufzulösen. Um jedoch den Novitätsgehalt postkolonialer Perspektiven gegenüber der deutungsstarken Nationalismusforschung stärker zu akzentuieren, scheint gerade eine sorgfältigere definitorische Abgrenzungsleistung notwendig, auch um die Gefahr eines analytischen Wertverlustes des Kolonialismus-Begriffs zu bannen.

## Unterschiede der europäischen und außereuropäischen Situation

Aus der kontinentaleuropäischen Situation und den daraus resultierenden fließenden Grenzen von Zentrum und Peripherie ergaben sich spezifische Abweichungen vom Überseekolonialismus. Von Befürwortern einer postkolonialen Perspektive ist zwar das unwiderlegbare Argument eingebracht worden, dass sich die koloniale Praxis auch in den einzelnen Überseekolonien voneinander unterschied. Das Fehlen einzelner Merkmale im jeweiligen Fallbeispiel könne daher, so die weitere Argumentation, kein qualifizierendes Instrument sein, um über dessen Status als „kolonial“ zu entscheiden.<sup>55</sup> Doch lohnt der Blick auf einzelne, in der jüngeren Kolonialismus-Forschung hervorgehobene Aspekte, um die gravierenden Unterschiede zwischen überseeischer Kolonial- und kontinentaler Nationalitätenpolitik zu konturieren.

## Missionierung

Zunächst ist die christliche Missionierung als ein wichtiges Vehikel des modernen europäischen Kolonialismus zu nennen. Oftmals ging die Errichtung von Missionsstützpunkten der staatlichen Landnahme voraus und geschah unter dem Vorwand, die Missionare schützen zu müssen. Nach der Expansion entwickelten sich die Missionsgesellschaften zu wichtigen Stützpfälern der Kolonialherrschaft vor Ort, etwa im Bildungswesen. Dieser Zusammenhang von Missionierung und Kolonialismus, der in seiner Entwicklung weder geradlinig noch zwischen Missionaren und Kolo-

51 Vgl. Conrad, *Deutsche Kolonialgeschichte* (wie Anm. 16), S. 15; Nelson, *Introduction* (wie Anm. 10), S. 7, Anm. 2; Berman, *Colonialism* (wie Anm. 10), S. 173 f. Zur generellen Kritik an der synonymen Verwendung: Robert J. C. Young: *Postcolonialism. An Historical Introduction*, Malden, MA 2001, S. 15.

52 Turkowska, *Der kranke Rand* (wie Anm. 8), S. 24; dies., *Kolonisator:innen* (wie Anm. 19), u. a. S. 591.

53 Müller-Funk, *Kakanien* (wie Anm. 34), S. 19; Feichtinger, *Habsburg (post)-colonial* (wie Anm. 3), S. 13; Conrad, *Globalisierung* (wie Anm. 25), S. 141; Thum, *Megalomania* (wie Anm. 8), S. 52; ders., *Die kulturelle Leere* (wie Anm. 24), S. 270 f.; Surynt, *Ostkoloniale Diskurse* (wie Anm. 25), S. 38; Lerp, *Imperiale Grenzräume* (wie Anm. 8), S. 9; Kennedy, *Infrastructures* (wie Anm. 23), S. 71; Kostrzewska-Adam, *Das preußisch-polnische Verhältnis* (wie Anm. 15), *passim*.

54 Frysztacka, *Zeitliche Tiefe* (wie Anm. 14).

55 Vgl. Conrad, *Deutsche Kolonialgeschichte* (wie Anm. 16), S. 99; ders., *Internal Colonialism* (wie Anm. 7), S. 254 f.



nialbeamten konfliktfrei verlief, ist in der jüngeren Forschung intensiv herausgearbeitet worden.<sup>56</sup> Im östlichen Preußen fehlte hingegen eine derartige Instrumentalisierung kirchlicher Strukturen, die angesichts der bikonfessionellen Ausgleichsbemühungen im Deutschen Reich keine Grundlage gehabt hätte. Dies schloss weder karitatives Engagement der Inneren Mission aus<sup>57</sup> und auch auf den Nationalitätenkonflikt blieb die konfessionelle Mischlage nicht ohne Auswirkungen, wie etwa in der Zeit des Kulturkampfes mit der Verhaftung von Erzbischof Ledóchowski<sup>58</sup> oder bei der finanziellen Unterstützung des Kirchenbaus durch den evangelischen Gustav-Adolf-Verein.<sup>59</sup> Eine breite, systematisch angelegte Bekehrungsinitiative fand indes nicht statt.

## Mischehen

Ein anderes Beispiel bildet der unterschiedliche Umgang mit sogenannten Mischehen. In Übersee ging es der Kolonialmacht darum, die rassifzierten Körper zu ordnen und eheliche Verbindungen zwischen Kolonisierenden und Kolonisierten wenn nicht gar ganz zu verbieten, so ihnen doch zumindest enge rechtliche Schranken aufzuerlegen, da die Kolonialherren eine kulturelle Degeneration befürchteten bzw. Mischehen ihre nach rassistischen Kriterien geordnete Hierarchie irritierte. Verglichen mit den übrigen europäischen Kolonialmächten nahm sich die deutsche Rechtspraxis in dieser Hinsicht überaus drastisch aus.<sup>60</sup>

56 Aus der Fülle an Literatur: Horst Gründer: *Christliche Mission und deutscher Imperialismus. Eine politische Geschichte ihrer Beziehungen während der deutschen Kolonialzeit 1884–1914 unter besonderer Berücksichtigung Afrikas und Chinas*, Paderborn 1982; Franz-Joseph Post, Thomas Küster u. a. (Hrsg.): *Horst Gründer: Christliche Heilsbotschaft und weltliche Macht. Studien zum Verhältnis von Mission und Kolonialismus. Gesammelte Aufsätze*, Münster 2004; Winfried Speitkamp: *Deutsche Kolonialgeschichte*, Stuttgart 2005, S. 91–97; Ulrich van der Heyden, Holger Stoecker (Hrsg.): *Mission und Macht im Wandel politischer Orientierung. Europäische Missionsgesellschaften in politischen Spannungsfeldern in Afrika und Asien zwischen 1800 und 1945*, Stuttgart 2005; Ulrich van der Heyden: *Christian Missionary Societies in the German Colonies, 1884/85–1914/15*, in: Langbehn, Salama (Hrsg.), *German Colonialism* (wie Anm. 10), S. 215–253; ders., Helge Wendt (Hrsg.): *Mission und dekoloniale Perspektive. Der Erste Weltkrieg als Auslöser eines globalen Prozesses*, Stuttgart 2020; Jürgen Osterhammel: *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*, München 2009, S. 1261–1268; Sebastian Conrad, Rebekka Habermas (Hrsg.): *Themenheft „Mission und kulturelle Globalisierung“: Geschichte und Gesellschaft 36* (2010), H. 2; Rebekka Habermas, Richard Hölzl (Hrsg.): *Mission global. Eine Verflechtungsgeschichte seit dem 19. Jahrhundert*, Köln u. a. 2014; Eckert, *Kolonialismus* (wie Anm. 5), S. 105–111; Wolfgang Reinhard: *Der Missionar*, in: Jürgen Zimmerer (Hrsg.): *Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte*, Frankfurt a. M. 2013, S. 282–293; Wolfgang Reinhard: *Die Unterwerfung der Welt. Globalgeschichte der europäischen Expansion 1415–2015*, München 2016, S. 1028–1037; Karolin Wetjen: *Mission als theologisches Labor. Koloniale Aushandlungen des Religiösen in Ostafrika um 1900*, Stuttgart 2021; Richard Hölzl: *Gläubige Imperialisten. Katholische Mission in Deutschland und Ostafrika (1830–1960)*, Frankfurt a. M. u. a. 2021. Konkret zum Siedlerkolonialismus: Hirschhausen, Leonhard, *Empires* (wie Anm. 5), S. 274–302.

57 Vgl. Turkowska, *Kolonisator:innen* (wie Anm. 19), S. 595 f.

58 Vgl. Lech Trzeciakowski: *The Kulturkampf in Prussian Poland*, New York, NY 1990.

59 Vgl. Katolik, 13.04.1893; Franz Jacobi: *Die westpreußische Diaspora einst und jetzt*, Leipzig 1907; Friedrich Mollmann: *Auf gefährdetem Posten. Bilder aus der Diaspora Posens*, Leipzig 1907.

60 Vgl. Birthe Kundrus: *Moderne Imperialisten. Das Kaiserreich im Spiegel seiner Kolonien*, Köln 2003, S. 219–279; Frank Becker (Hrsg.): *Rassenmischehen – Mischlinge – Rassentrennung. Zur Politik der Rasse im deutschen Kolonialreich*, Stuttgart 2004; Katharina Walgenbach: *„Die weiße Frau als Trägerin deutscher Kultur“. Koloniale Diskurse über Geschlecht, „Rasse“ und Klasse im Kaiserreich*, Frankfurt a. M. u. a. 2005, S. 77–83, 183–201; Ann Laura Stoler: *Carnal Knowledge and Imperial Power. Race and the Intimate in Colonial Rule*, Berkeley, CA u. a. 2002, bes. S. 101–106; Gosewinkel, *Schutz* (wie Anm. 8), S. 322–324; Lerp, *Imperiale Grenzräume* (wie



Derartige Bestimmungen hat es im östlichen Preußen nicht gegeben. Das schließt keineswegs aus, dass Mischehen auch im deutschen Polendiskurs – sowohl in literarischen Verarbeitungen als auch in politischen Streitschriften – eine wichtige Rolle spielten. Polnischen Frauen wurde eine große Anziehungskraft auf deutsche Männer zugeschrieben, aber auch ein national schädlicher Einfluss: Die aus diesen Verbindungen hervorgehenden Kinder würden im polnischen Geiste großgezogen werden und damit für das „Deutschtum“ verloren sein. Auch den Vätern dieser Kinder drohe die „Polonisierung“.<sup>61</sup> 1883 erklärte der Bromberger Regierungspräsident Christoph Tiedemann dem preußischen Abgeordnetenhaus: „Jeder Deutsche ist verloren, wenn er eine Polin heirathet; in ganz kurzer Zeit wird sie es möglich machen, ihn ins polnische Lager hinüberzuziehen, sie wird es möglich machen, alle seine deutschen Sitten und Gewohnheiten zu beseitigen“.<sup>62</sup> Und ein Vierteljahrhundert später stellte der liberale Publizist Hugo Ganz fasziniert fest: „Das Ostmarkenproblem [ist] ein Sexualproblem!“<sup>63</sup>

In der älteren Forschung wurde ein Rückgang der Zahl der Mischehen im östlichen Preußen, seien sie konfessioneller oder ethnischer Art, im säkularen Wandel des „langen“ 19. Jahrhunderts als Folge wachsender nationaler Spannungen konstatiert.<sup>64</sup> Obwohl dieser Befund von der jüngeren

Anm. 8), S. 195 f.; Nicola Camilleri: Staatsangehörigkeit und Rassismus. Rechtsdiskurse und Verwaltungspraxis in den Kolonien Eritrea und Deutsch-Ostafrika (1882–1919), Frankfurt a. M. 2021, S. 208–238.

- 61 Vgl. Maria Wojtczak: Literatur der Ostmark. Posener Heimatliteratur (1890–1918), Poznań 1998, S. 84–104; Elizabeth A. Drummond: „Durch Liebe stark, deutsch bis ins Mark“. Weiblicher Kulturimperialismus und der deutsche Frauenverein für die Ostmarken, in: Ute Planert (Hrsg.): Nation, Politik und Geschlecht. Frauenbewegungen und Nationalismus in der Moderne, Frankfurt a. M. 2000, S. 147–164, hier S. 150; Edyta Polczyńska: Das Motiv der „schönen Polin“ in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts, in: Martin Grimberg (Hrsg.): Polendiskurse. Beiträge der Jubiläumstagung am 25.2.2003 in Poznań, Bonn 2004, S. 43–58; Kristin Kopp: Constructing Racial Difference in Colonial Poland, in: Eric Ames (Hrsg.): Germany's Colonial Pasts, Lincoln 2005, S. 76–96, hier S. 81 f., 87; dies., Germany's Wild East (wie Anm. 18), S. 62, 81–85; Conrad, Globalisierung (wie Anm. 25), S. 146; Jürgen Joachimsthaler: Text-Ränder. Die kulturelle Vielfalt in Mitteleuropa als Darstellungsproblem deutscher Literatur, Bd. 2: (Post-)koloniale Textur, Heidelberg 2011, S. 159–198; Karsten Holste: Der Mann im Mond oder: Der deutsch-polnische Nationalitätenkonflikt als Eifersuchtsdrama, in: Heyde u. a. (Hrsg.), Dekonstruieren (wie Anm. 25), S. 59–65, hier S. 63 f.; Lerp, Imperiale Grenzräume (wie Anm. 8), S. 193–195; Ball, Child Displacement (wie Anm. 23), S. 543 f. Zum polnischen Geschlechterdiskurs etwa Rudolf Jaworski: Polnische Frauen im Nationalitätenstreit der Provinz Posen um die Jahrhundertwende, in: *Studia historica slavo-germanica* 18 (1991/92), S. 87–100. Conrad, Internal Colonialism (wie Anm. 7), S. 257, weist darauf hin, dass im deutschen Polendiskurs Frauen eine Handlungsmacht zugesprochen wurde, wie sie gegenüber der kolonisierten Bevölkerung in Übersee undenkbar gewesen wäre. Für polnische, insbesondere an Frauen gerichtete Warnungen vor Mischehen aufgrund der daraus resultierenden „Germanisierung“ und die Beschworung des Beispiels der sagenhaften Königin Wanda, die sich geweigert habe, einen Deutschen zu heiraten, vgl. beispielhaft Przyjaciół, 26.01.1888 u. 08.08.1889; *Gazeta Grudziądzka*, 09.02.1899; *Wiarus Polski*, 04.10.1900; *Gazeta Gdańska*, 18.10.1900. Zu Wanda Andreas Degen, Elżbieta Dzikowska: Wanda. Femme polonaise, in: Hans Henning Hahn (Hrsg.): Deutsch-polnische Erinnerungsorte, Bd. 1: Geteilt, Gemeinsam, Paderborn 2015, S. 521–534.
- 62 Stenographische Berichte über die Verhandlungen der durch die Allerhöchste Verordnung vom 2. November 1882 einberufenen beiden Häuser des Landtages. Haus der Abgeordneten, Bd. 3, Berlin 1883, S. 1364, Sitzung vom 14.03.1883.
- 63 Hugo Ganz: Die preußische Polenpolitik. Unterredungen und Eindrücke, Frankfurt a. M. 1907, S. 31.
- 64 Vgl. Krzysztof Makowski: Die polnisch-deutschen und katholisch-evangelischen Mischehen in Posen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: *Studia historica slavo-germanica* 18 (1991/92), S. 51–62; Jaworski, Polnische Frauen (wie Anm. 61), S. 91; Jerzy Kozłowski: Deutsche in Großpolen im 19. Jahrhundert, in: Jerzy Strzelczyk (Hrsg.): Slawen, Deutsche und Dänen in zwei historischen Grenzregionen (Schleswig-Holstein und Großpolen), Poznań 2001, S. 121–140, hier S. 132.

Forschung relativiert wird,<sup>65</sup> bleibt festzuhalten, dass es vergleichbare rechtliche Ehebeschränkungen wie in Übersee nicht gegeben hat,<sup>66</sup> da die im östlichen Preußen erfolgte Grenzziehung potenziell durchlässig war.

## Assimilation

Diese Durchlässigkeit berührt einen weiteren Aspekt, nämlich Assimilation als Strategie interethnischer Differenzbewältigung. Ein konstitutives Merkmal des europäischen Überseekolonialismus war die zumeist rassistische und unverrückbare Kodierung des kolonisierten Anderen. Aus der Perspektive der Kolonisierenden konnte die Annäherung der Kolonisierten an die europäische Kultur niemals abgeschlossen sein, sondern ließ sich allenfalls als Nachahmung denken, die als *Mimikry* bzw. *mimic man* an gläserne Decken stieß.<sup>67</sup> Demgegenüber war die preußisch-deutsche Polenpolitik auf eine Vereinnahmung der polnischen Minderheit bis hin zur Assimilation angelegt. Die Differenz galt als überbrückbar, weil die Abgrenzungskriterien nicht wie in Übersee biologisch-rassistisch kodiert waren, sondern auf kulturellen, insbesondere sprachlichen Kriterien gründeten,<sup>68</sup> was die besondere Sprachfixiertheit der preußischen Polenpolitik erklärt.

Der Philosoph und Publizist Constantin Rößler formulierte 1857 in seltener Drastik die Rechtfertigung dessen, was in den Grenzregionen der kontinentaleuropäischen Nationalismen des 19. und 20. Jahrhunderts immer wieder zu beobachten war:<sup>69</sup> „Die herrschende Nationalität hat das Recht, gewaltsam zu entnationalisieren, wenn es durchführbar ist, und wenn die Selbsterhaltung es fordert.“<sup>70</sup> In Wirklichkeit kennt das „lange“ 19. Jahrhundert verschiedene Phasen unterschiedlich starken Drucks, der auf die polnische Minderheit ausgeübt wurde, wobei über die meiste

65 Vgl. Mark Tilse: *Transnationalism in the Prussian East. From National Conflict to Synthesis, 1871–1914*, Basingstoke 2011, S. 94–134. Aus konfessioneller Sicht: Grażyna Liczbińska: Die Heiratsmuster von Lutheranern im Regierungsbezirk Posen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: Barelkowski, Kraft u. a. (Hrsg.), *Zwischen Geschlecht und Nation* (wie Anm. 1), S. 153–167.

66 Vgl. Conrad, *Globalisierung* (wie Anm. 25), S. 146; ders., *Deutsche Kolonialgeschichte* (wie Anm. 16), S. 99; ders., *Internal Colonialism* (wie Anm. 7), S. 255 f.; Linck, *Die polnische Landschaft* (wie Anm. 20), S. 91; Nelson, *Frontiers* (wie Anm. 23), S. 128; dagegen: Christine de Gemeaux: *De la Prusse à l’Afrique. Le colonialisme allemand, XIXe–XXIe siècles*, Tours 2022, S. 112.

67 Vgl. Bhabha, *The Location* (wie Anm. 45), S. 85–87, ferner: Müller-Funk, *Kakanien* (wie Anm. 34), S. 21; Eckert, *Kolonialismus* (wie Anm. 5), S. 111; Reinhard, *Die Unterwerfung* (wie Anm. 56), S. 1029 f. Dies zeigte sich auch an der Verleihung der Staatsangehörigkeit: Vgl. Gosewinkel, *Schutz* (wie Anm. 8), S. 319–331. Kritisch in Hinblick auf andere Fallbeispiele: Conrad, *Globalisierung* (wie Anm. 25), S. 145.

68 Vgl. Conrad, *Globalisierung* (wie Anm. 25), S. 126, 130; Peter Walkenhorst: *Nation – Volk – Rasse. Radikaler Nationalismus im Deutschen Kaiserreich 1890–1914*, Göttingen 2007, S. 94 f.; Lehnstaedt, *Imperiale Polenpolitik* (wie Anm. 49), S. 49; Philipp Kröger: *Die Grenzen des Vergleichs. Die statistische Vermessung der östlichen Grenzregionen des Kaiserreichs und die Unterschiede deutscher Herrschaft in Übersee und Europa*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 47 (2021), S. 623–647, hier S. 633–635; kritisch: Liulevicius, *The German Myth* (wie Anm. 25), S. 114.

69 Vgl. kursorisch: Hans Henning Hahn, Peter Kunze (Hrsg.): *Nationale Minderheiten und staatliche Minderheitenpolitik in Deutschland im 19. Jahrhundert*, Berlin 1999; Strzelczyk (Hrsg.), *Slawen, Deutsche und Dänen* (wie Anm. 64); Müller, Petri (Hrsg.), *Die Nationalisierung von Grenzen* (wie Anm. 34); François, Seifarth u. a. (Hrsg.), *Die Grenze als Raum* (wie Anm. 29); Mathias Beer, Dietrich Beyrau u. a. (Hrsg.): *Deutschsein als Grenzerfahrung. Minderheitenpolitik in Europa zwischen 1914 und 1950*, Essen 2009.

70 Constantin Rößler: *System der Staatslehre*, Leipzig 1857, S. 539; ähnlich Erich Herr: *Neue Bahnen der Polenpolitik. Skizze einer zu schaffenden Polengesetzgebung*, Berlin 1903, S. 3.

Zeit hinweg eine Anziehungskraft der höheren (deutschen) auf die niedere (polnische) Kultur postuliert wurde.<sup>71</sup> Zwar ist für Otto von Bismarck als die über fast drei Jahrzehnte hinweg zentrale Figur der preußischen Polenpolitik festgestellt worden, dass es ihm nicht um Assimilierung der polnischen Minderheit ging. Er gewährte ihr ihre ethnische Eigenart, solange sie in einem proto-nationalen, dem preußischen Staat gegenüber loyalen Zustand verweilte.<sup>72</sup> Gleichwohl wurde die freiwillige „Germanisierung“ polnischer Untertanen stets mit Wohlwollen betrachtet und die Nationalstaatsbildung 1871 beförderte den „nationalistischen Imperativ“ (Ernest Gellner), Staat und Kultur im Sinne einer ethno-nationalen Homogenisierung in Einklang zu bringen.<sup>73</sup>

Der Glaube an die Assimilationsfähigkeit, dies sei betont, blieb bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs bestehen, worauf Stimmen von Verantwortungsträgern aus Regierung, Verwaltung und nationalistischen Verbänden sowie von Literaten schließen lassen.<sup>74</sup> Dies bedeutete aber auch Gefahren, da Assimilation bereits in der Wahrnehmung nationaler Eliten um 1900 nicht mehr nur eine Einbahnstraße hin zur „Germanisierung“ sein musste, sondern auch in die andere Richtung funktionierte. Als ausschlaggebend wurde nun nicht mehr das (qualitative) Merkmal der Kultur, sondern das (quantitative) der Bevölkerungszahl angesehen.<sup>75</sup> Auf diese Weise konnte

71 Vgl. Siegfried Baske: Praxis und Prinzipien der preußischen Polenpolitik vom Beginn der Reaktionszeit bis zur Gründung des Deutschen Reiches, in: *Forschungen zur osteuropäischen Geschichte* 9 (1963), S. 7–268, bes. S. 13 f., 194–197.

72 Vgl. Hans-Ulrich Wehler: Die Polenpolitik im Deutschen Kaiserreich 1871–1918, in: Kurt Kluxen, Wolfgang J. Mommsen (Hrsg.): *Politische Ideologien und nationalstaatliche Ordnung. Studien zur Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Festschrift für Theodor Schieder zu seinem 60. Geburtstag*, München u. a. 1968, S. 297–316, hier S. 300; Martin Broszat: *Zweihundert Jahre deutsche Polenpolitik*, Frankfurt a. M. 1972, S. 139 f.; Rudolf Jaworski: Nationalstaat, Staatsnation und nationale Minderheiten. Zur Wechselwirkung dreier Konstrukte, in: Hahn, Kunze (Hrsg.), *Nationale Minderheiten* (wie Anm. 69), S. 19–27, hier S. 23; Nelson, *From Manitoba* (wie Anm. 23), S. 442; dagegen: Ders.: „Inner Colonization“ and „Race“. Germany, Canada, and Globally Transferrable Concepts from the 1880s to the 1940s, in: Claudia Bruns, Michaela Hampf (Hrsg.): *Wissen – Transfer – Differenz. Transnationale und interdiskursive Verflechtungen von Rassismus ab 1700*, Göttingen 2018, S. 274–295, hier S. 278.

73 Vgl. Wehler, *Die Polenpolitik* (wie Anm. 72), S. 298; Rudolf Jaworski: Zur russischen und preussisch-deutschen Polenpolitik vor 1914, in: Włodzimierz Borodziej (Hrsg.): *Polska między Niemcami a Rosją. Studia ofiarowane Marianowi Wojciechowskiemu w siedemdziesiąt rocznicę urodzin* [Polen zwischen Deutschland und Russland. Festschrift für Marian Wojciechowski zum 70. Geburtstag], Warszawa 1997, S. 79–86, hier S. 80 f.

74 Vgl. Herr, *Neue Bahnen* (wie Anm. 70), S. 3, jedoch auch S. 5; Geheimes Staatsarchiv Preussischer Kulturbesitz (GStA PK), XX. HA, Rep. 2 Oberpräsident der Provinz Ostpreußen, II, Nr. 3496, Bd. 1, Förderung des Deutschums, Allgemeines, Bd. 1 (1901–1909), Bl. 132r–136r, Regierungspräsident von Königsberg an den Oberpräsidenten von Ostpreußen, 15.07.1904; GStA PK, I. HA Rep. 87 Ministerium für Landwirtschaft, Domänen und Forsten, Abt. B Nr. 9694, Ansiedlungskommission in den Ostprovinzen (1906–1907), n. p., Votum des Innenministers vom 22.12.1906; Ernst Hasse: *Deutsche Politik*, Bd. 1: Heimatpolitik, H. 2: Die Besiedelung des deutschen Volksbodens, München 1905, S. 128, 132; Alfred Hugenberg: *Streiflichter aus Vergangenheit und Gegenwart*, Berlin 1927, S. 281; Richard W. Tims: *Germanizing Prussian Poland. The H-K-T Society and the Struggle for the Eastern Marches in the German Empire, 1894–1919*, New York, NY 1941, S. 105, 268; William W. Hagen: *Germans, Poles, and Jews. The Nationality Conflict in the Prussian East, 1772–1914*, Chicago, IL 1980, S. 274; Sabine Grabowski: *Deutscher und polnischer Nationalismus. Der Deutsche Ostmarken-Verein und die polnische Straz 1894–1914*, Marburg 1998, S. 142; Surynt, *Das „ferne“, „unheimliche“ Land* (wie Anm. 25), S. 327 f.; Kopp, *Germany's Wild East* (wie Anm. 18), S. 65 f., 71–74; Stienen, *Das Ansiedlungsdorf* (wie Anm. 40), S. 564 f.; Kröger, *Die Grenzen* (wie Anm. 68), S. 633, Anm. 39.

75 Vgl. Tims, *Germanizing Prussian Poland* (wie Anm. 74), S. 105–107; Baske, *Praxis* (wie Anm. 71), S. 197 f.; Broszat, *Zweihundert Jahre* (wie Anm. 72), S. 140, gegenüber 147; Stienen, *Das Ansiedlungsdorf* (wie Anm. 40), S. 565.

der an der Kulturstufentheorie festhaltende amerikanische Soziologe William Isaac Thomas, der Anfang des 20. Jahrhunderts Ostmitteleuropa bereiste, erklären, warum den auf der niedrigeren Stufe stehenden Polen und nicht den Deutschen assimilatorische Fortschritte gelängen.<sup>76</sup> Auch die preußischen Behörden waren am Ausgang des 19. Jahrhunderts wegen der „Polonisierung“ alarmiert: Die Statistiken verzeichneten für die polnische Bevölkerung eine höhere Geburtenrate als für die deutsche, womit die polnische Frau abermals zur nationalen Feindin stilisiert wurde.<sup>77</sup> Die Ausweisung von rund 32 000 Polen und Juden nicht-preußischer Staatsangehörigkeit in den 1880er-Jahren erfolgte aus dem Gefühl einer Überfremdung durch ausländische Immigranten.<sup>78</sup> Deutschen Katholiken wurde wegen ihrer Glaubensverwandtschaft Anfälligkeit zur „Polonisierung“ unterstellt.<sup>79</sup> Ebenfalls um die Jahrhundertwende wandelte beziehungsweise weitete sich auch der Polendiskurs. An die Seite des mit Schmutz und Unordnung in Verbindung gesetzten polnischen Arbeiters oder Bauern, eine für Klassismuskurse des europäischen Bürgertums nicht unübliche Assoziation, trat der fleißige, in Handel, Gewerbe, Kunst und Wissenschaften unternehmungslustige und deswegen in nationalen Belangen nur umso gefährlichere Angehörige des polnischen Bürgertums.<sup>80</sup>

Zugleich stellt die Zeit um 1900 einen Kippunkt dar, seitdem sich bei der preußischen Verwaltung vor Ort zunehmend Skepsis gegenüber den Möglichkeiten einer auf Sprache basierten „Germanisierung“ der polnischen Minderheit breitmachte. Die Ursachen dafür sind vielfältig: Neben den ausbleibenden Erfolgen der Assimilationspolitik und der stetig wachsenden polnischsprachigen Bevölkerung spielte auch die Beobachtung einer sich rasant vollziehenden ökonomischen Modernisierung der polnischen Gesellschaft eine Rolle, die die Fiktion einer deutsch-polnischen Kulturhierarchie infrage stellte. Zudem mischten sich vermehrt biologistisch essenzialisierende Untertöne in den Polendiskurs, die die Möglichkeit interethnischer Grenzüberschreitungen zweifelhaft werden ließen.<sup>81</sup>

76 Vgl. William Isaac Thomas: *The Prussian-Polish Situation. An Experiment in Assimilation*, in: *American Journal of Sociology* 19 (1914), S. 624–639.

77 Vgl. Hans Delbrück: *Die Polenfrage*, Berlin 1894, S. 36; Drummond, „Durch Liebe stark, deutsch bis ins Mark“ (wie Anm. 61), S. 150; Conrad, *Deutsche Kolonialgeschichte* (wie Anm. 16), S. 99.

78 Vgl. Broszat, *Zweihundert Jahre* (wie Anm. 72), S. 143 f.; Walkenhorst, *Nation* (wie Anm. 68), S. 254–257.

79 Vgl. *Stenographische Berichte* (wie Anm. 62), S. 1364; Max Weber: *Der Nationalstaat und die Volkswirtschaftspolitik. Akademische Antrittsrede*, in: Wolfgang J. Mommsen (Hrsg.): *Max Weber Gesamtausgabe, Abteilung I: Schriften und Reden, Bd. 4.2: Landarbeiterfrage, Nationalstaat und Volkswirtschaftspolitik. Schriften und Reden 1892–1899*, Tübingen 1993, S. 535–574, hier S. 550; Delbrück, *Die Polenfrage* (wie Anm. 77), S. 36; Heinrich von Both: *Das Ansiedlungswerk*, in: *Deutscher Ostmarkenverein* (Hrsg.): *Die deutsche Ostmark*, Lissa i. P. 1913, S. 420–446, hier S. 433; Drummond, „Durch Liebe stark, deutsch bis ins Mark“ (wie Anm. 61), S. 150; Conrad, *Deutsche Kolonialgeschichte* (wie Anm. 16), S. 99; Ball, *Child Displacement* (wie Anm. 23), S. 543; Nelson, *Frontiers* (wie Anm. 23), S. 70.

80 Vgl. Richard Witting: *Das Ostmarkenproblem*, Berlin 1907, S. 28; Conrad, *Globalisierung* (wie Anm. 25), S. 140; Thum, *Megalomania* (wie Anm. 8), S. 52 f.; ders., *Imperialists* (wie Anm. 8), S. 152; ders., *Die kulturelle Leere* (wie Anm. 24), S. 277; Kauffman, *The Colonial U-Turn* (wie Anm. 46), S. 52–54.

81 Vgl. Weber, *Der Nationalstaat* (wie Anm. 79), S. 550; Witting, *Das Ostmarkenproblem* (wie Anm. 80), S. 71; den Wandel reflektierend: Julius H. Schoeps (Hrsg.): *Felix Busch: Aus dem Leben eines königlich-preußischen Landrats*, Berlin 1991, S. 77. Im Weiteren: Tims, *Germanizing Prussian Poland* (wie Anm. 74), S. 138; Dieter Gosewinkel: *Einbürgern und Ausschließen. Die Nationalisierung der Staatsangehörigkeit vom Deutschen Bund bis zur Bundesrepublik Deutschland*, Göttingen 2001, S. 263–269 gegenüber 292 f.; Uwe Müller: *Modernisierung oder Diskriminierung? Siedlungspolitik in den preußischen Ostprovinzen zwischen nationalitäten- und agrarpolitischen Zielen*, in: Ders. (Hrsg.): *Ausgebeutet oder alimentiert? Regionale Wirtschaftspolitik und na-*

Zukünftige Untersuchungen werden sich mit der Frage zu beschäftigen haben, auf welche Weise die unterschiedlichen Einschätzungen über die Assimilationsfähigkeit der polnischen Bevölkerung die Behandlung der „polnischen Frage“ und die daraus abgeleiteten politischen Maßnahmen beeinflussten.<sup>82</sup> Nach heutigen Erkenntnissen bleibt festzustellen, dass sich Assimilation als Bestandteil der deutschen Polenpolitik bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs von der russischen und österreichischen Politik unterscheidet und den für das preußische Teilungsgebiet besonderen Assimilationsdruck erklärt.<sup>83</sup> Dass der im östlichen Preußens vorherrschende Glaube an die Bewältigung interethnischer Differenz durch Assimilation einen qualitativen Unterschied zum Überseekolonialismus darstellt, ist auch von Befürwortern einer kolonialen Perspektive auf Ostmitteleuropa konzediert worden.<sup>84</sup>

tionale Minderheiten in Ostmitteleuropa (1867–1939), Berlin 2006, S. 141–165, hier S. 155 f.; Walkenhorst, Nation (wie Anm. 68), S. 97 f.; Kienemann, Der koloniale Blick (wie Anm. 20), S. 195, 240; de Gemeaux, De la Prusse (wie Anm. 66), S. 110. Kristin Kopp macht in ihrer Analyse fiktionaler Texte die literarische Produktion einer „chromatischen Dichotomie“ aus, wonach die Polen durch die Beschreibung ihrer dunklen Haare und Haut (oftmals im Kontext mit der im Freien verrichteten Landarbeit) als „rotbraun“, „kupfern“ oder „schwarz“ und damit nicht assimilationsfähig dargestellt werden. Vgl. Kopp, Constructing Racial Difference (wie Anm. 61), S. 84–86; dies., „Ich stehe jetzt hier als einer von den Eroberern“ (wie Anm. 25), S. 229; dies., Gray Zones (wie Anm. 10), S. 37 f.; dies., Germany’s Wild East (wie Anm. 18), S. 39, 77–79. Demgegenüber befindet Kröger, Die Grenzen (wie Anm. 68), S. 636, dass sich derartige literarische Konstruktionen „nicht in eine Politik der Differenz überführen“ ließen. Auch scheint die Aussagekraft solcher Ansätze aufgrund von Gegenbeispielen begrenzt, etwa wenn in einer Jubiläumsschrift für die Siedlungspolitik beiläufig die „gebräunten Ansiedlerkinder“ erwähnt werden. Vgl. Otto Noack: Aus dem Leben der Ansiedler, in: Georg Minde-Pouet (Hrsg.): 25 Jahre Ansiedlung, 1886–1911, Lissa i. P. 1911, S. 35–40, hier S. 38.

- 82 Eine besondere Behutsamkeit im Umgang mit dem zeitgenössischen Schrifttum bedarf der Umstand, dass quellen sprachliche Begriffe wie „Germanisierung“, „Polonisierung“ und „Denationalisierung“ in ihrem Bedeutungsspektrum zwischen „Assimilation“, „Akkulturation“ und „Verdrängung“ variieren konnten. Vgl. Baske, Praxis (wie Anm. 71), S. 189 f., 204–207; Lammich, Das deutsche Osteuropabild (wie Anm. 38), S. 175, 185 f.; Krzysztof Makowski: Polen, Deutsche und Juden und die preußische Politik im Großherzogtum Posen. Versuch einer neuen Sicht, in: Hahn, Kunze (Hrsg.), Nationale Minderheiten (wie Anm. 69), S. 51–60, hier S. 54; Christoph Schutte: Deutsche und Polen in der Provinz Posen. Überlegungen zur Relevanz gegenseitiger Lernprozesse, in: Martin Aust, Daniel Schönplugh (Hrsg.): Vom Gegner lernen. Feindschaften und Kulturtransfers im Europa des 19. und 20. Jahrhunderts, Frankfurt a. M. 2007, S. 114–136, hier S. 114 f. Zur Unschärfe des Forschungsbegriffs: Witold Molik: Assimilation der polnischen Intelligenz im preußischen Teilungsgebiet durch Bildung 1871–1914, in: Archiv für Sozialgeschichte 32 (1992), S. 81–93, hier S. 81.
- 83 Vgl. Jaworski, Zur russischen und preussisch-deutschen Polenpolitik (wie Anm. 73), S. 80, 82; Gosewinkel, Schutz (wie Anm. 8), S. 51; Lehnstaedt, Imperiale Polenpolitik (wie Anm. 49), S. 48 f.; Stienen, Das Ansiedlerdorf (wie Anm. 40), S. 564 f.
- 84 Vgl. Ther, Deutsche Geschichte (wie Anm. 29), S. 139; Conrad, Globalisierung (wie Anm. 25), S. 144 f. (jedoch auch 145 f.); ders., Internal Colonialism (wie Anm. 7), S. 254; Wilson, Environmental Chauvinism (wie Anm. 25), S. 30 f.; Nelson, From Manitoba (wie Anm. 23), S. 447 f.; ders., Frontiers (wie Anm. 23), S. 99; Healy, From Commonwealth to Colony (wie Anm. 8), S. 120; Lerp, Imperiale Grenzräume (wie Anm. 8), S. 335; Kienemann, Der koloniale Blick (wie Anm. 20), S. 181. In dieser Hinsicht unterscheidet sich der Standpunkt von Fitzpatrick, Purgung der Empire (wie Anm. 29), S. 95, 97, wonach die auf vollständige Assimilation abzielenden Maßnahmen der 1880er-Jahre gerade als zentraler Aspekt der damit einsetzenden kolonialen Phase der preußischen Polenpolitik anzusehen seien, von anderen, die im Assimilationsgedanken eher eine Sondererscheinung gegenüber dem Überseekolonialismus ausmachen. Darin folgend Kennedy, Infrastructures (wie Anm. 23), S. 60, 73.



## Menschen und Räume

### Die fließenden Grenzen des „deutschen Ostens“

Der heuristische Mehrwehrt kolonialer Erklärungsmuster hängt in nicht zu unterschätzendem Maße von der Auswahl des Akteurssettings ab. Nach Kai-Achim Klare sind drei Konzepte deutscher Osteuropawahrnehmung zu unterscheiden: „ein völkisch-imperialistisches, das Mittel- und Osteuropa als kolonialen Ergänzungsraum zum Aufbau einer bäuerlich-ständischen Gesellschaft nutzen wollte, ein liberal-imperialistisches, das sich dem entgegen für eine wirtschaftliche Machtentfaltung des Deutschen Reiches in dieser Region aussprach und ein konservatives, das vor allem auf die Erhaltung des status quo aus war.“<sup>85</sup> Von der jüngeren Forschung zum Kaiserreich sind insbesondere zwei Akteursgruppen umfangreich erforscht worden. Zum einen sind dies die Wortführer deutscher nationalistischer Verbände als Vertreter des völkisch-imperialistischen Konzepts und zum anderen die preußisch-deutsche Regierung, in der das konservative Osteuropabild überwog. Dementsprechend darf nicht der Eindruck entstehen, es hätte im Kaiserreich eine Art planvolle Arbeitsteilung gegeben zwischen den Aktivisten, die das geistige Rüstzeug lieferten, und der Regierung, die dies in machtsstaatliches Handeln umsetzte. In Wirklichkeit musste sich die Regierung herbe Kritik von nationalistischen Gruppen gefallen lassen, die einen expansionistischen Kurs forderten.<sup>86</sup> Deren Standpunkt hat niemand so pointiert zusammengefasst und kommentiert wie David Blackbourn: „Das eigentliche deutsche Gegenstück zu Indien oder Algerien war nicht Kamerun: Es war Mitteleuropa. Dabei handelte es sich noch um ein Phantasiereich.“<sup>87</sup>

Die Wahrnehmung des östlichen Europas in kolonialen Kategorien ist vornehmlich aus akteurszentrierter Perspektive untersucht worden:<sup>88</sup> etwa zu den Vorsitzenden des Alldeutschen Verbandes Heinrich Claß und Ernst Hasse, von denen letzterer Deutschland aufgrund seiner östlichen Besitzungen ein „Kolonialreich“<sup>89</sup> nannte und den territorialen Status quo als lediglich vorläufig ansah. Im Fokus standen auch Historiker wie Heinrich von Treitschke, die die mittelalterliche „Ostsiedlung“ des Deutschen Ordens glorifizierten, oder die Kartografen Justus Perthes und Paul Langhans, die in ihren Atlanten die deutschen Siedlungsräume bis weit hinter den Reichsgrenzen nachzeichneten. In diesen Fällen drängt sich die These eines deutschen kolonialen Expansionsstrebens gen Osten geradezu auf.

85 Kai-Achim Klare: *Imperium ante portas. Die deutsche Expansion in Mittel- und Osteuropa zwischen Weltpolitik und Lebensraum (1914–1918)*, Wiesbaden 2020, S. 66.

86 Vgl. Liulevicius, *The German Myth* (wie Anm. 25), S. 116.

87 David Blackbourn: *Das Kaiserreich transnational. Eine Skizze*, in: Conrad, Osterhammel (Hrsg.), *Das Kaiserreich transnational* (wie Anm. 29), S. 302–324, hier S. 322. Der Verweis auf das „Phantasiereich“ und der Textzusammenhang zeigen an, dass Blackbourn nicht auf die polnischen Provinzen Preußens abzielt, sondern auf erst noch zu erwerbende Territorien weiter östlich.

88 Vgl. Surynt, *Postęp* (wie Anm. 11), S. 82–85; Liulevicius, *The German Myth* (wie Anm. 25), S. 116f.; Kopp, *Germany's Wild East* (wie Anm. 18), S. 1–5; Lerp, *Farmers* (wie Anm. 23), S. 567f.; dies., *Imperiale Grenzräume* (wie Anm. 8), S. 143–147; Conrad, *Internal Colonialism* (wie Anm. 7), S. 253; Kienemann, *Der koloniale Blick* (wie Anm. 20), S. 56–86; Turkowska, *Kolonisator:innen* (wie Anm. 19); Danilina, *Ethiken* (wie Anm. 22), S. 77.

89 Hasse, *Deutsche Politik* (wie Anm. 74), S. 125.



Im Besonderen gilt das für viele Literaten, die bereits Gegenstand diskursanalytischer Untersuchungen einer postkolonial orientierten Literaturwissenschaft geworden sind. Ziel dieser Studien ist die ideologiekritische und manipulationstheoretische Analyse belletristischer Texte, vorrangig der sogenannten Ostmarkenliteratur, die auf die Produktion kolonialer Bilder überprüft werden.<sup>90</sup> Als Ostmarkenroman *avant la lettre* beziehungsweise als „Kolonialroman par excellence“<sup>91</sup> konzentrieren sich Untersuchungen auf Gustav Freytags liberalen, auf (ökonomische) Selbstwirksamkeit zielenden Bildungs- und Bürgertumsroman „Soll und Haben“ (1855), in dem die Eroberung und Aneignung des polnischen Raumes eine wichtige Rolle spielt.<sup>92</sup> Die polenfeindliche Tendenz des Romans ist in der Literatur- und der Geschichtswissenschaft seit langer Zeit bekannt,<sup>93</sup> wird nun aber in einem kolonialen Rahmen gedeutet. Dabei ist darauf hingewiesen worden, dass die Auflagenhöhe eine wichtige Referenz bietet, um den Einfluss von Romanen auf die Vorstellungswelten ihrer Zeit zu ermitteln. „Soll und Haben“ gehörte zu den meistgelesenen Romanen des 19. Jahrhunderts. Bis 1900 wurden rund 100 000 Exemplare verkauft, 1922 erschien die 114. Auflage.<sup>94</sup> Was gleichwohl noch fehlt, sind qualitative rezeptionsgeschichtliche Untersuchungen des Werkes. Nachzugehen ist der Frage, ob sich die heutige Interpretation als (proto-)koloniale Erzählung, die stark von dem Wissen um die nationalsozialistische Vernichtungspolitik im Zweiten Weltkrieg beeinflusst ist, mit der zeitgenössischen Lesart deckt. Aufschluss hierüber könnten die damalige Literaturkritik bieten sowie Zuschriften an Freytag, die sich im Nachlass des Autors befinden.<sup>95</sup>

90 Vgl. Ketelsen, *Der koloniale Diskurs* (wie Anm. 20).

91 Kopp, „Ich stehe jetzt hier als einer von den Eroberern“ (wie Anm. 25), S. 237; dies., *Germany's Wild East* (wie Anm. 18), S. 14; Surynt, *Das „ferne“, „unheimliche“ Land* (wie Anm. 25), S. 217.

92 Vgl. Surynt, *Das „ferne“, „unheimliche“ Land* (wie Anm. 25); dies., *Ostkoloniale Diskurse* (wie Anm. 25); Ther, *Deutsche Geschichte* (wie Anm. 29), S. 138 f.; Kopp, *Reinventing* (wie Anm. 27); dies., *Germany's Wild East* (wie Anm. 18), S. 29–56; Thum, *Megalomania* (wie Anm. 8), S. 50 f.; ders., *Die kulturelle Leere* (wie Anm. 24), S. 272–274; Conrad, *Internal Colonialism* (wie Anm. 7), S. 250; Ureña Valerio, *Colonial Fantasies* (wie Anm. 8), S. 16–20.

93 Vgl. Peter Heinz Hubrich: *Gustav Freytags „Deutsche Ideologie“ in Soll und Haben*, Kronberg i. T. 1974, S. 124–156; Hartmut Steinecke: *Gustav Freytag: Soll und Haben (1855). Weltbild und Wirkung eines deutschen Bestsellers*, in: Horst Denkler (Hrsg.): *Romane und Erzählungen des Bürgerlichen Realismus. Neue Interpretationen*, Stuttgart 1980, S. 138–152, hier S. 142 f.; Lech Trzeciakowski: *Ein ewiger deutsch-polnischer Antagonismus? Mythen, Stereotypen und „Wirklichkeiten“*, in: Adelheid von Saldern (Hrsg.): *Mythen in Geschichte und Geschichtsschreibung aus polnischer und deutscher Sicht*, Münster 1996, S. 57–73, hier S. 67; Eugen Kotte: *Historienliteratur als nationale Mythografie. Gustav Freytags „Soll und Haben“, Henryk Sienkiewicz's „Die Kreuzritter“ und Alois Jiráseks „Chodische Freiheitskämpfer“*, in: *Nordost-Archiv. Zeitschrift für Regionalgeschichte* 16 (2007), S. 181–238, hier S. 203–212.

94 Vgl. Conrad, *Globalisierung* (wie Anm. 25), S. 142; Liulevicius, *The German Myth* (wie Anm. 25), S. 89 (man beachte auch, dass auf S. 90 die von Freytag verwendete Formulierung „Geschlecht von Kolonisten“ mit dem in der Kolonialismusforschung gängigen Begriff als „race of colonizers“ anstelle des neutraleren „colonists“ übersetzt wird, was eine koloniale Lesart zwingender erscheinen lässt als das deutsche Original).

95 Vgl. dazu Surynt, *Das „ferne“, „unheimliche“ Land* (wie Anm. 25), S. 216, zur polnischen Rezeption S. 352–359, jedoch auch o. V. [Theodor Fontane]: *Soll und Haben. Ein Roman in drei Bänden von Gustav Freytag*, in: *Literatur-Blatt des Deutschen Kunstblattes*, 26.07.1855, S. 59–63, hier S. 61 f.; o. V. [Franz Mehring]: *Gustav Freytag*, in: *Die Neue Zeit* 13 (1894/95), Bd. 2, S. 161–164, hier S. 161, zur zeitgenössischen Lesart als bürgerlicher Klassenroman. Auch der preußische Kultusminister Robert Bosse fühlte sich bei der Lektüre in seiner bürgerlichen Haltung bestätigt, nicht aber in seiner antipolnischen Haltung. Vgl. *GStA PK, VI. HA, Nl. Bosse, Nr. 8, Tagebuch* (23. Januar 1887–11. März 1897), Bl. 171v-172r, Eintrag vom 01.07.1896; zur Literaturkritik grundlegend: Hubrich, *Gustav Freytags „Deutsche Ideologie“* (wie Anm. 93), S. 32–45; zur Hypothese, der Roman habe antislawisches Denken in der deutschen Leserschaft befördert: Steinecke, *Gustav Freytag* (wie Anm. 93), S. 146 f.

Lassen sich bei den genannten Akteuren koloniale Ordnungsmuster und Expansionspläne plausibel darstellen, so tun sich Untersuchungen zu einer anderen Akteursgruppe, den Eliten in der preußisch-deutschen Regierung und Verwaltung, schwerer, eine ähnliche koloniale Optik wenigstens für die Zeit bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges nachzuweisen. Bei dieser Gruppe überwogen bis zu diesem Zeitpunkt Sicherheitsbedenken, die Absicherung des territorialen Status quo.<sup>96</sup> Die Unterdrückung der polnischen Minderheit diente dazu, die nationale Homogenisierung voranzutreiben und auf diese Weise die fraglichen Gebiete gegen eine polnische Irredenta oder eine russische Eroberung abzusichern. Kulturelle Überlegenheitsdiskurse halfen dabei, die Unterdrückung zu rechtfertigen. Doch ging es in diesem Fall um Besitzstandswahrung, nicht um Eroberung.<sup>97</sup> Ist also von dem „deutschen Osten“ oder dem „kolonialen Blick gen Osten“ im Singular die Rede, so ist zunächst einmal zu klären, wessen Osten gemeint ist, da die mentalen Grenzziehungen nicht deckungsgleich sind. Der „deutsche Osten“ von Politikern, denen die Kriegsgefahr mit Russland vor Augen stand, ging tendenziell nur bis zur Staatsgrenze. Der Osten der „Lehnstuhlstrategen“<sup>98</sup> – Wissenschaftler, Publizisten, Verbandsfunktionäre und Parteipolitiker, die keinerlei Konsequenzen für die von ihnen geforderten Handlungen zu tragen hatten – reichte hingegen sehr viel weiter.

Diese unterschiedliche Beurteilung machtstaatlicher Handlungsspielräume gilt im Besonderen für den der US-amerikanischen Siedlungsgeschichte entlehnten Begriff der Frontier, der mit seinen dynamischen Grenzen, Formbarkeit sowie (vermeintlicher) Leere und Rückständigkeit des Raumes in der Forschung genutzt wird, um die zeitgenössische Wahrnehmung eines „Wilden Ostens“ analog zum „Wilden Westen“ greifbar zu machen.<sup>99</sup> Dem Vergleich sind aber, neben dem Umstand, dass er kein Quellenbegriff des deutschen Polendiskurses ist und der Aspekt des Einsatzes von Waffengewalt als Mittel der Machtdurchsetzung in Ostmitteleuropa fehlt, enge Grenzen gesetzt. Das gilt nicht nur für die Beschaffenheit des Raumes. Die demografische Situation im

96 Vgl. Thum, *Eine deutsche Frontier* (wie Anm. 25), S. 34.

97 Auf die unterschiedlichen Wahrnehmungshorizonte des ostmitteleuropäischen Raumes zwischen nationalen Aktivisten einerseits und politischen und militärischen Verantwortungsträgern andererseits weist Kauffman hin, vgl. Kauffman, *The Colonial U-Turn* (wie Anm. 46), S. 56. Für die Expertengruppe der Statistiker hat Kröger, *Die Grenzen* (wie Anm. 68), S. 646, die Wahrnehmung des östlichen Europas unter kolonialen Vorzeichen zurückgewiesen.

98 Thum, *Die kulturelle Leere* (wie Anm. 24), S. 263.

99 Vgl. Wilson, *Environmental Chauvinism* (wie Anm. 25), S. 27 f.; Nelson, *Introduction* (wie Anm. 10), S. 4, 7; ders., *A German* (wie Anm. 25), S. 2; ders.: *The Fantasy of Open Space on the Frontier. Max Sering from the Great Plains to Eastern Europe*, in: Janne Lahti (Hrsg.): *German and United States Colonialism in a Connected World. Entangled Empires*, London 2021, S. 41–62, hier S. 42 f., 52 f., 58; ders., *Frontiers* (wie Anm. 23), S. 2; Liulevicius, *The German Myth* (wie Anm. 25), S. 6 f. u. ö.; Thum, *Eine deutsche Frontier* (wie Anm. 25), passim; ders., *Megalomania* (wie Anm. 8), passim; ders., *Die kulturelle Leere* (wie Anm. 24), S. 269 f.; Kopp, *Gray Zones* (wie Anm. 10), S. 37; dies., *Germany's Wild East* (wie Anm. 18), S. 7 u. ö.; Geoff Eley: *Empire by Land or Sea? Germany's Imperial Imaginary, 1840–1945*, in: Naranch, Eley (Hrsg.), *German Colonialism* (wie Anm. 7), S. 19–45, hier S. 35; Lerp, *Farmers* (wie Anm. 23), S. 569; Kienemann, *Der koloniale Blick* (wie Anm. 20), S. 118; Kennedy, *Infrastructures* (wie Anm. 23), S. 67–69; Ball, *Constructing the Imperial Frontier* (wie Anm. 10); jedoch auch Nelson, *The Archive* (wie Anm. 23), S. 66, mit einer Kritik an der Gleichsetzung von „Wildem Westen“ und „Wildem Osten“.

dicht besiedelten Ostmitteleuropa war eine andere als in Nordamerika, was die deutsche Frontier zum „Phantasiegebilde“<sup>100</sup> machte. Nicht die demografische Leere bestimmte den Raum, wie die sich professionalisierende Bevölkerungsstatistik zeigte,<sup>101</sup> und auch nicht die kulturelle Leere, seit um die Jahrhundertwende die Herausbildung eines leistungsfähigen polnischen Bürgertums anerkannt wurde, sondern dieser Raum war mit den „falschen“ Bevölkerungsgruppen gefüllt.<sup>102</sup> Auch geostrategisch unterschied sich das östliche Preußen von Nordamerika durch die Nachbarschaftsbeziehungen im europäischen Großmächtesystem: Hinter der preußischen Grenze stand auf russischer Seite die größte Armee Europas. Posen bildete einen wichtigen Puffer zur preußisch-deutschen Hauptstadt. Das Sicherheitsbedürfnis des Deutschen Reiches stieg um die Jahrhundertwende stetig an, als die russisch-französische Annäherung zustande kam und die Kriegsgefahr wuchs.<sup>103</sup> Westpreußen wiederum bildete die wichtige Landverbindung zwischen dem Gros der preußischen Territorien mit Ostpreußen, an dem die preußische Königswürde haftete.<sup>104</sup> Jeder Aufstand oder Krieg in diesem Gebiet konnte die Existenz Preußens und des Kaiserreichs bedrohen.<sup>105</sup> Hier macht die Salzwassergrenze – die räumliche Entfernung der beherrschten Gebiete vom Mutterland – einen empfindlichen Unterschied, worauf Jesse Kauffman hingewiesen hat.<sup>106</sup> Erschwerend kam hinzu, dass durch die Dreiteilung Polens jede Verschärfung oder Lockerung der Minderheitenpolitik auf ihre Wirkung auf die beiden anderen Teilungsmächte überprüft werden musste. Die von den Nachbarn ausgehende Interventionswahrscheinlichkeit steckte den Handlungsspielräumen enge Grenzen; dies war ein Sonderfall in der Geschichte der europäischen Minderheitenpolitik des 19. Jahrhunderts. Insofern existierte bei nationalistischen Akteuren in der deutschen Diplomatie neben dem Bild einer endlosen Weite auch das einer klar definierten Grenze zum russischen Imperium.

Auch wenn jüngere Untersuchungen den Kenntnisstand zur radikalen Rechten erweitert haben, so ist festzustellen, dass diese lediglich eine Minderheitenposition einnahm und sich ihre Vorstellungswelten nicht zum deutschen Bild von Ost- oder Ostmitteleuropa schlechthin extrapolieren lassen.<sup>107</sup> Studien zur Breitenwirkung des deutschen Überlegenheitsdiskurses liegen bislang nicht vor.<sup>108</sup> Gab es einen Kolonialdiskurs über Osteuropa in den Milieus etwa von Sozialdemokraten, Zentrum und Linksliberalen? Von Parteien also, die der preußisch-deutschen Polenpolitik traditionell kritisch gegenüberstanden. Diese Frage ist, jenseits der exponierten Sprecher in Par-

100 Thum, *Eine deutsche Frontier* (wie Anm. 25), S. 33.

101 Vgl. Kröger, *Die Grenzen* (wie Anm. 68), S. 643.

102 Vgl. dagegen: Nelson, *Frontiers* (wie Anm. 23), S. 3.

103 Vgl. Wehler, *Die Polenpolitik* (wie Anm. 72), S. 298 f.; Kauffman, *The Colonial U-Turn* (wie Anm. 46), S. 55 f.

104 Vgl. Thum, *Megalomania* (wie Anm. 8), S. 44 f.

105 Vgl. Imanuel Geiss: *Der polnische Grenzstreifen 1914–1918. Ein Beitrag zur deutschen Kriegszielpolitik im Ersten Weltkrieg*, Lübeck 1960, S. 15 f.

106 Vgl. Kauffman, *The Colonial U-Turn* (wie Anm. 46), S. 57 f., 66.

107 Vgl. Thum, *Eine deutsche Frontier* (wie Anm. 25), S. 36; ders., *Megalomania* (wie Anm. 8), S. 43.

108 Vgl. Kauffman, *The Colonial U-Turn* (wie Anm. 46), S. 53.

lament und Presse,<sup>109</sup> völlig offen, obgleich diese Gruppen, ausweislich der Reichstagswahlergebnisse von 1912, für zwei Drittel der deutschen Bevölkerung stehen.<sup>110</sup>

## Richtungsentscheidungen der 1880er-Jahre – Kausale Zusammenhänge oder Koinzidenz?

Die Frage des Raumes spielt noch auf einer zweiten Ebene eine Rolle: So ist von Vertretern des kolonialen Paradigmas das zeitliche Zusammenfallen des Reklamierens von „Schutzgebieten“ auf der südlichen Erdhalbkugel 1884/85 einerseits und der Intensivierung der preußischen Polenpolitik 1885/86 andererseits als zwei Stoßrichtungen desselben kolonialen Ausgreifens interpretiert worden.<sup>111</sup>

Jedoch waren beide Entwicklungen Resultate deutscher Großmachtdiplomatie, die auf jeweils spezifisch zeitgebundene Konstellationen in West- bzw. Osteuropa reagierten. Die Erklärungsansätze für die Politik der Anerkennung von „Schutzgebieten“ sind dabei vielfältig. Sie reichen vom Versuch der Annäherung an Frankreich und dem Aufbau eines potenziellen Gegensatzes zum britischen Empire – auch als Strategie Bismarcks zum eigenen Machterhalt – über wahltaktische und ökonomische Erwägungen bis hin zur Ableitung innenpolitischer Spannungen nach außen; Erklärungen, unter denen die Suche nach außenpolitischen Um- und Auswegen des gelernten Diplomaten Bismarck vielleicht am meisten zu überzeugen vermögen.<sup>112</sup> Bismarcks ur-

109 Vgl. Wilhelm Münstermann: Die preußisch-deutsche Polenpolitik der Caprivizeit und die deutsche öffentliche Meinung, Gütersloh 1936; Robert Spät: Die „polnische Frage“ in der öffentlichen Diskussion im Deutschen Reich, 1894–1918, Marburg 2014. Bei aller Kritik an der preußisch-deutschen Polenpolitik lässt sich die Vorstellung einer deutschen Kulturüberlegenheit beispielsweise auch beim Sozialdemokraten Wilhelm Liebknecht und dem Angehörigen der Deutschen Fortschrittspartei Julius Otto Ludwig Möller nachweisen. Vgl. Fitzpatrick, *Purging the Empire* (wie Anm. 29), S. 96.

110 Vgl. Richard Blanke: When Germans and Poles Lived Together. From the History of German-Polish Relations, in: *Yearbook of European Studies* 13 (1999), S. 37–55, hier S. 42; Kaiserliches Statistisches Amt (Hrsg.): Die Reichstagswahlen von 1912, Berlin 1913, S. 76 f. Lehnstaedt, *Imperiale Polenpolitik* (wie Anm. 49), S. 456 f., weist in dem Zusammenhang auf ein Problem verzerrter Optik hin, welches dadurch entsteht, dass sich die Forschung auf die wenigen drastischen Quellenbeispiele von Unterwerfungsfantasien stützt, während sie das alltägliche Miteinander im Umgang zwischen Deutschen und Polen ausblendet. Im Sinne einer Reichweitenuntersuchung plädiert er daher dafür, die qualitativen Studien der Rezeptionsforschung um quantitative Ansätze zu erweitern.

111 Vgl. Ther, *Deutsche Geschichte* (wie Anm. 29), S. 147; Conrad, *Globalisierung* (wie Anm. 25), S. 143 f., 149, 151; ders., *Deutsche Kolonialgeschichte* (wie Anm. 16), S. 98; ders., *Internal Colonialism* (wie Anm. 7), S. 246 f. (mit falscher Jahresangabe der Fertigstellung der Tiedemann'schen Denkschrift), 251 f.; Nelson, *The Archive* (wie Anm. 23), S. 67 u. 89, Anm. 18 (ebenfalls mit falschen Jahreszahlen); ders., *From Manitoba* (wie Anm. 23), S. 446; ders., *Frontiers* (wie Anm. 23), S. 68; Kopp, *Arguing the Case* (wie Anm. 27), S. 149; dies., *Germany's Wild East* (wie Anm. 18), S. 23, 205; Lerp, *Farmers* (wie Anm. 23), S. 570 f.; dies.: *Beyond the Prairie. Adopting, Adapting and Transforming Settlement Policies within the German Empire*, in: *Journal of Modern European History* 14 (2016), S. 225–244, hier S. 229 f.; dies., *Imperiale Grenzräume* (wie Anm. 8), S. 48; Healy, *From Commonwealth to Colony* (wie Anm. 8), S. 109; Eley, *Empire* (wie Anm. 99), S. 34; Kennedy, *Infrastructures* (wie Anm. 23), S. 61 f., 72, 88. Kritisch: Kröger, *Die Grenzen* (wie Anm. 68), S. 645.

112 Vgl. Lothar Gall: *Bismarck. Der weiße Revolutionär*, Frankfurt a. M. u. a. 1980, S. 614–622; Thomas Nipperdey: *Deutsche Geschichte 1866–1918*, Bd. 2: *Machtstaat vor der Demokratie*, München 1992, S. 445–453; Klaus Hildebrand: *Das vergangene Reich. Deutsche Außenpolitik von Bismarck bis Hitler*, Stuttgart 1995, S. 86–94; Otto Pflanze: *Bismarck. Der Reichskanzler*, München 1998, S. 370–396; Winfried Baumgart: *Warum erwarb Bismarck 1883/85 Kolonien für Deutschland? – Die Lösung eines Rätsels*, in: *Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte*, N.F. 19 (2009), S. 171–215; Ulrich Lappenküper: *„Ausgleich mit Frankreich“? Bismarck und die deutsche Kolonialpolitik*, in: *Historische Mitteilungen der Ranke-Gesellschaft* 24 (2011),

sprüngliche Absicht war zunächst, finanzielle Verpflichtungen scheuend, eine lediglich indirekte koloniale Herrschaft.<sup>113</sup> Dies schlug sich im demonstrativ defensiven Begriff der „Schutzgebiete“ nieder. Eine nennenswerte Siedlungspolitik setzte erst um die Jahrhundertwende ein.<sup>114</sup> Dagegen muss die Intensivierung der preußischen Polenpolitik neben dem innenpolitischen Problem der deutschen „Ostflucht“<sup>115</sup> auch außenpolitisch vor dem Hintergrund der Russlandpolitik gesehen werden, die unter dem Eindruck der 1885/86 aufflackernden Kriegsgefahr auf dem Balkan stand. Die Ausweisung nicht naturalisierter Polen 1885 und die 1886 erfolgte Initiierung einer Siedlungspolitik sollten sowohl das östliche Preußen für den Fall eines zukünftigen Krieges mit Russland enger an das Reich binden als auch vor allem, gemäß dem Wunsch nach einem guten Einvernehmen mit der russischen Regierung, St. Petersburg signalisieren, keinerlei Sympathie für die polnische Nationalbewegung zu hegen.<sup>116</sup> Die Intention Bismarcks war eine demonstrativ-antiexpansionistische Politik, so fragwürdig dies auch den polnischen Untertanen und dem heutigen Beobachter vorkommen mag.

Es sind vier Gründe, warum die Entwicklungen in Übersee und im preußischen Osten nicht als einheitliche, sondern in ihrer jeweiligen Spezifik von Zeit und Raum betrachtet werden müssen: Erstens waren beide Entwicklungen das Ergebnis unterschiedlicher außenpolitischer Erwägungen. Die politische Praxis zielte, zweitens, in Afrika auf eine Ausweitung des deutschen Herrschaftsbereichs ab, im preußischen Osten auf dessen Konsolidierung.<sup>117</sup> Drittens setzte die Siedlungspolitik zu unterschiedlichen Zeitpunkten ein, im östlichen Preußen bereits in den 1880er-Jahren, in Übersee erst anderthalb Jahrzehnte später. Die unterschiedlichen Konstellationen schlugen sich, viertens, auch in differierenden Legitimationsgrundlagen beziehungsweise institutionellen Manifestationen nieder: War die Kolonialabteilung im Auswärtigen Amt, später Reichskolonialamt, Teil der Reichsverwaltung, so war die Königliche Ansiedlungskommission für Westpreußen und Posen eine preußische Behörde.<sup>118</sup>

## Can the Subaltern Speak?

Aus der bisherigen Forschung zum deutschen Überlegenheitsdiskurs und zur Polenpolitik der preußisch-deutschen Regierung ergibt sich schließlich eine Leerstelle: Der polnische Subalterne, so scheint es, kann nicht sprechen. Indem vorrangig Befürworter der preußisch-deutschen Unterdrückungspolitik in den Blick genommen wurden, seien es nun Beamte oder Aktivisten, ist die polnische Perspektive weitestgehend aus dem Blickfeld geraten.<sup>119</sup>

S. 177–205; ders.: Bismarck und Frankreich 1815 bis 1898. Chancen zur Bildung einer „ganz unwiderstehlichen Macht“?, Paderborn 2019, S. 482–530; Volker Ullrich: Die nervöse Großmacht 1871–1918. Aufstieg und Untergang des deutschen Kaiserreichs, Frankfurt a. M. 2014, S. 96 f.

113 Vgl. Ullrich, Die nervöse Großmacht (wie Anm. 112), S. 97 f.

114 Vgl. Lerp, Beyond the Prairie (wie Anm. 111), S. 231 f.

115 Vgl. Nelson, From Manitoba (wie Anm. 23), S. 442.

116 Vgl. Broszat, Zweihundert Jahre (wie Anm. 72), S. 133 f.; Hagen, Germans (wie Anm. 74), S. 124–132, 167, 181; Liulevicius, The German Myth (wie Anm. 25), S. 101, 111–113; Klare, Imperium (wie Anm. 85), S. 71 f.

117 Vgl. Kröger, Die Grenzen (wie Anm. 68), S. 645; Stienen, Das Ansiedlungsdorf (wie Anm. 40), S. 581. Lerp, Farmers (wie Anm. 23), S. 569; dies., Imperiale Grenzräume (wie Anm. 8), u. a. S. 9, sowie de Gemeaux, De la Prusse (wie Anm. 66), S. 107, plädieren dagegen für die Perspektive einer kontinentalen Expansion.

118 Vgl. dagegen Ther, Deutsche Geschichte (wie Anm. 29), S. 137, 147.

119 Davon sind Studien auszunehmen wie Surynt, Das „ferne“, „unheimliche“ Land (wie Anm. 25), S. 344–349; dies., Postep (wie Anm. 11), S. 90–97; Maria Rhode: Zivilisierungsmissionen und Wissenschaft. Polen kolonial?, in:



Durch die einseitige Auswahl deutscher Akteure ergibt sich zum einen das Problem, dass der Blick auf die Handlungsmacht polnischer Akteure verstellt ist.<sup>120</sup> Damit erscheinen die polnische Minderheit beziehungsweise ihre nationalen Eliten passiv und bestenfalls in einem reagierenden Sinne zu Widerstand fähig. Dabei besaß die polnische Bevölkerung eine breite Palette von Handlungsoptionen, die von Widerstand über Kooperation bis zur subversiven Ausnutzung der bestehenden Verhältnisse reichte.

Zum anderen unterliegt die Akteursauswahl von – pointiert ausgedrückt – deutschen Tätern und polnischen Opfern der Gefahr, deutsche und polnische Nationalität als hermetische und stabile, quasi ‚natürliche‘ Gegebenheiten absolut zu setzen.<sup>121</sup> Auf diese Weise werden ältere Narrative der Nationalgeschichtsschreibung, in der von der überzeitlichen deutsch-polnischen Feindschaft als binäre Opposition die Rede ist, nicht aufgebrochen, sondern (unwillentlich) perpetuiert.<sup>122</sup> Dabei ist die Identitätsfrage, wer Deutscher oder wer Pole ist, so einfach nicht zu beantworten, sondern das Ergebnis permanenter Aushandlungsprozesse. Folgt man der Argumentation Johannes Feichtingers im Sammelband „Habsburg postcolonial“, sollte die Aufgabe eines postkolonialen Zugriffs gerade die sein, die „dominante nationale, lineare und eindimensionale Perspektive“<sup>123</sup> der älteren Forschung durch komplexere Zugänge zu ersetzen. Die Aufwertung von „Mehrdimensionalität gegenüber linearen Sichtweisen“<sup>124</sup> die als Gewinn der postkolonialen Perspektive auf Ostmitteleuropa herausgestellt wurde, ist für den preußischen Fall stärker zu berücksichtigen als bislang geschehen.

Geschichte und Gesellschaft 39 (2013), S. 5–34; Frysztacka, „Colonized but not quite“ (wie Anm. 1); Daheur, ‚They Handle Negroes Just Like Us‘ (wie Anm. 8); Ureña Valerio, Colonial Fantasies (wie Anm. 8); Turkowska, Der kranke Rand (wie Anm. 8). Bemerkenswert ist etwa das bei Frysztacka, Zeitliche Tiefe (wie Anm. 14), untersuchte polnische Selbstbild als Kolonialvolk. So tauchte im polnischen Diskurs der historische Bezug zur polnischen Besiedlung Osteuropas im Mittelalter als „Ersatzkolonie“ genau in der Zeit des Hochimperialismus im späten 19. Jahrhundert auf, als die europäischen Kolonialmächte den afrikanischen Kontinent unter sich aufteilten, wovon Polen aufgrund der Teilungssituation ausgeschlossen war. Auch sonst weist dieser Diskurs frappierende Ähnlichkeiten zum deutschsprachigen Deutschordensdiskurs auf.

120 Vgl. Simonek, Möglichkeiten (wie Anm. 39), S. 130 f.; Tara Zahra: Looking East. East Central European Borderlands in German History and Historiography, in: History Compass 3 (2005), S. 1–25, hier S. 3; Ureña Valerio, Colonial Fantasies (wie Anm. 8), S. 2; Daniel Benedikt Stienen: Verkauftes Vaterland. Die moralische Ökonomie des Bodenmarktes im östlichen Preußen 1886–1914, Göttingen 2022, S. 17.

121 So plädiert Bhabha, The Location (wie Anm. 45), S. 1 f., 114 f., dafür, kulturelle Differenz nicht als Ausgangspunkt für diskriminierende Praktiken, sondern als deren Produkt zu begreifen.

122 Vgl. Aleksander Fiut: Polonizacja? Kolonizacja? [Polonisierung? Kolonisierung?], in: Teksty Drugie 6 (2003), H. 6, S. 150–156, hier S. 152; ders.: In the Shadow of Empires. Postcolonialism in Central and Eastern Europe – Why not?, in: Korek (Hrsg.), From Sovietology to Postcoloniality (wie Anm. 2), S. 33–39, hier S. 35; Simonek, Möglichkeiten (wie Anm. 39), S. 130; Zahra, Looking East (wie Anm. 120), S. 8; Winson Chu: Conclusion. Beyond Fantasy. Reexamining Colonial Legacies in the German-Polish Borderlands, in: Barelkowski, Kraft u. a. (Hrsg.), Zwischen Geschlecht und Nation (wie Anm. 1), S. 279–292, hier S. 283; Stienen, Das Ansiedlungsdorf (wie Anm. 40), S. 587.

123 Feichtinger, Habsburg (post)-colonial (wie Anm. 3), S. 26.

124 Moritz Csáky, Johannes Feichtinger u. a.: Vorwort, in: Feichtinger, Prutsch u. a. (Hrsg.), Habsburg postcolonial (wie Anm. 3), S. 9–12, hier S. 10.



## Kolonial (un)gleich modern? Das Beispiel der Siedlungspolitik und die globale Wissensproduktion

Als Beleg für die koloniale Signatur der östlichen Provinzen Preußens wird vielfach auf die 1886 von der Königlichen Ansiedlungskommission begonnene Siedlungspolitik verwiesen.<sup>125</sup> Diese verfolgte das Ziel, den Anteil der deutschen Bevölkerung in den Gebieten Westpreußen und Posen anzuheben, um die Assimilation der polnischen Bevölkerung zu beschleunigen.<sup>126</sup> Zur Beschreibung dieser Politik werden Begriffe wie „internal colonialism“ oder „settler colonialism“ ins Feld geführt und auf die kolonialen Erfahrungen und Bestrebungen der Protagonisten hingewiesen. Bei genauerem Hinsehen verliert das koloniale Narrativ jedoch seine Erklärungskraft, weil die politische Zielsetzung von nationalen und sozialen Kategorien bestimmt wurde, vor allem aber, weil Siedlungswesen und Raumplanung Themen eines global geführten Modernisierungsdiskurses waren, der sich auch, aber keineswegs ausschließlich, in kolonialen Kontexten manifestierte.

Die nationalpolitische Dimension der Siedlungspolitik äußert sich bereits darin, dass in ihrer Legitimierung durch Politik und Verwaltung jegliche Bezugnahme auf den Überseekolonialismus fehlte. Anstatt die Arbeit der Ansiedlungskommission als Teil des sich global vollziehenden Wettlaufs der europäischen Großmächte um prestigeträchtige Kolonien darzustellen, wurde diese in die Tradition der jüngeren preußischen Geschichte im ostmitteleuropäischen Raum gestellt, nämlich den Landesausbau im 18. Jahrhundert und die antipolnische Bodenpolitik des Posener Oberpräsidenten Eduard von Flottwell in den 1830er-Jahren. Dies gilt auch für die Gründungsgeschichte der Ansiedlungskommission: Zur Jahreswende 1885/86 verfasste Christoph von Tiedemann, Regierungspräsident von Bromberg, freikonservativer Abgeordneter und als ehemaliger Chef der Reichskanzlei enger Vertrauter Bismarcks, für letzteren eine Denkschrift über mögliche Maßnahmen für eine intensivere Polenpolitik.<sup>127</sup> Erst an fünfter Stelle, nach Beamtentum, Schule, Armee und Kirche, nennt Tiedemann die Boden- bzw. Siedlungspolitik als Germanisierungsfaktor und bezieht sich auf die von Flottwell ein halbes Jahrhundert zuvor getätigten Ankäufe polnischen Bodens als Vorbild. Diese Traditionsbildung wurde später fortgesetzt. So wird in einer Denkschrift zum 20-jährigen Bestehen der Ansiedlungskommission die Tätigkeit der Behörde in eine Kontinuitätslinie mit dem Siedlungswesen unter Friedrich II. gestellt.<sup>128</sup> Nicht übersehen werden darf dabei die dieser Traditionsbildung inhärente geschichtspolitische Intention: Indem nicht etwa auf allerjüngste koloniale Erwerbungen in Übersee verwiesen wurde, sondern auf die

125 Zur Geschichte der Behörde: Friedrich Swart: Die Preußische Ansiedlungskommission, in: Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft 65 (1941), S. 585–612; Witold Jakóbczyk: Pruska Komisja Osadnicza 1886–1919 [Die preußische Ansiedlungskommission 1886–1919], Poznań 1976; Stienen, Die Königliche Ansiedlungskommission (wie Anm. 4).

126 Vgl. dagegen Kopp, *Germany's Wild East* (wie Anm. 18), S. 63, 67, und de Gemeaux, *Les espaces coloniaux allemands* (wie Anm. 10), S. 92, die die 1886 einsetzende Siedlungspolitik nicht als Strategie zur Assimilation, sondern zur physischen Verdrängung der polnischen Bevölkerung deuten.

127 Die Denkschrift findet sich abgedruckt bei Witold Jakóbczyk: *Materiały do dziejów pruskiej polityki germanizacyjnej ziem polskich z 1886 r.* [Materialien zur Geschichte der preußischen Germanisierungspolitik der polnischen Gebiete im Jahr 1886], in: *Studia i materiały do dziejów Wielkopolski i Pomorza* 11 (1974/75), H. 2, S. 169–181.

128 Vgl. o. V. [Königliche Ansiedlungskommission] (Hrsg.): *Zwanzig Jahre deutscher Kulturarbeit. Tätigkeit und Aufgaben neupreußischer Kolonisation in Westpreußen und Posen*, Berlin o. J. [1907], S. 1–10.

länger währende preußische Präsenz im ostmitteleuropäischen Raum, konnte der historische Gebietsanspruch der Hohenzollernmonarchie untermauert werden. Damit einher ging die Einordnung der Siedlungspolitik in den Kategorien einer klassischen Nationalitätenpolitik.

Dass sich mit dem Siedlungswesen im preußischen Osten nicht bloß nationalpolitische Zielsetzungen verbanden, geht aus dem zeitgenössischen Konzept der „Inneren Kolonisation“ hervor. Dieser Begriff bezieht sich, anders als sein Gegenstück einer „äußeren Kolonisation“ suggeriert und im Unterschied zum später entstandenen Forschungsbegriff der „internal colonization“, nicht exklusiv auf interethnische Mischzonen, wie sie in imperialen und kolonialen Kontexten vorkommen, sondern meint ein sozialpolitisches Modernisierungsprogramm. „Innere Kolonisation“ bezeichnete den Ausbau und die Verdichtung der landwirtschaftlichen Siedlung durch die Auflösung von Großgrundbesitz und die Vergabe des Landes an Kleinbauern und mittelgroße landwirtschaftliche Betriebe zum Ziel der Produktionssteigerung und der Verminderung ländlicher Armut. Erstrebt wurde damit eine Verbesserung der sozialen Situation. Liberale Sozialreformer aus dem Umfeld des „Vereins für Socialpolitik“ und der Nationalliberalen Partei, die sich Mitte der 1880er-Jahre intensiv mit Fragen der „Inneren Kolonisation“ befassten, nutzten die Gelegenheit, die ihnen die antipolnische Stimmung jener Jahre bot. Namentlich Johannes Miquel, Gründungsmitglied der Nationalliberalen Partei und Mitglied im preußischen Herrenhaus, überzeugte Bismarck davon, das vom Staat angekaufte Land nicht als Großgrundbesitz zu erhalten, sondern es im Sinne der „Inneren Kolonisation“ zur Besiedlung zu nutzen. Dass das Konzept der „Inneren Kolonisation“ nicht auf ein interethnisches Grenzland fixiert war, zeigt die weitere politische Ausgestaltung. Von der 1890/91 eingeführten staatlichen Förderung der Rentengutgesetzgebung profitierten, sehr zum Ärger deutscher Nationalisten, auch polnische Landwirte. Den sozialpolitischen Charakter der „inneren Kolonisation“ unterstreicht zudem der Umstand, dass nach der Jahrhundertwende entsprechende Kreditinstitute auch im Kernland des Deutschen Reiches eingerichtet wurden, wo sie keinen minderheitspolitischen Zielen dienen konnten.<sup>129</sup>

Auch die Wissensproduktion zur „Inneren Kolonisation“ konnte fernab jeder „Frontier“ erfolgen. Der „Verein für Socialpolitik“ griff 1886 auf einen brandenburgischen Modellfall zurück<sup>130</sup> und

129 Vgl. Hans Herzfeld: Johannes von Miquel. Sein Anteil am Ausbau des Deutschen Reiches bis zur Jahrhundertwende, Bd. 2: Konservative Wendung und staatsmännisches Wirken 1884–1901, Detmold 1938, S. 65–87; Thum, *Imperialists* (wie Anm. 8), S. 143 f.; Elizabeth B. Jones: The Rural „Social Ladder“. Internal Colonization, Germanization and Civilizing Missions in the German Empire, in: *Geschichte und Gesellschaft* 40 (2014), S. 457–492, bes. S. 466–468; Lerp, *Imperiale Grenzräume* (wie Anm. 8), S. 156–162; Kienemann, *Der koloniale Blick* (wie Anm. 20), S. 115; Stienen, *Verkauftes Vaterland* (wie Anm. 120), S. 51–53, 90 f., 267 f., 276; Jan Ocker: „Rentengüter“ als politische Siedlungsmaßnahme „innerer Kolonisation“ im Königreich Preußen (1890–1918). Skizze zu einem Dissertationsprojekt, in: *Mitteilungen der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte* 104 (2023), S. 67–72; Nelson, *Frontiers* (wie Anm. 23), S. 73–77, 84–86. Zur Genese des Konzepts ausführlich Ball, *Constructing the Imperial Frontier* (wie Anm. 10), S. 141–156. Vgl. hingegen die ausschließlich auf imperiale Grenzräume bezogene Definition bei Nelson, „Inner Colonization“ (wie Anm. 72), S. 275 f.; ders., *Frontiers* (wie Anm. 23), S. 5. Aufgrund der sozialpolitischen Dimension des Konzeptes ist auch das von Kienemann, *Der koloniale Blick* (wie Anm. 20), S. 99, verwendete Zitat Gustav Schmollers nicht als Aufruf zu einer Ostexpansion über die bestehenden Grenzen hinaus zu lesen, sondern als ein Plädoyer für die weitere Aufteilung von Großgrundbesitz.

130 Vgl. Anton Ludwig Sombart: Steesow, ein projektirtes Bauerndorf in der Priegnitz, Provinz Brandenburg, in: *Verein für Socialpolitik* (Hrsg.): *Zur inneren Kolonisation in Deutschland. Erfahrungen und Vorschläge*, Leipzig 1886, S. 183–229.

Alfred Hugenberg, der als Schnittstelle zwischen preußischer Verwaltung und nationalistischen Verbänden eine Schlüsselfigur der preußischen Polenpolitik darstellte, war zwar in jungen Jahren der Expansion in Übersee durchaus aufgeschlossen, wurde aber mit einer Arbeit über „Innere Colonisation im Nordwesten Deutschlands“ promoviert.<sup>131</sup> Gleichwohl ist zu betonen, dass die Wissensproduktion zur „Inneren Kolonisation“ im Rahmen von und über globale Wissenszirkulation erfolgte. Bereits 1938 wies Hans Herzfeld in seiner mehrbändigen Biografie über Miquel auf dessen Kolonialbegeisterung Mitte der 1880er-Jahre hin und in diesem Zusammenhang auch auf die Rezeption des amerikanischen Heimstättenrechts durch Bismarck als Instrument der Sozialpolitik.<sup>132</sup> Die jüngere Forschung hat insbesondere den Nationalökonom Max Sering herausgestellt, der 1883 im staatlichen Auftrag den mittleren Westen der USA und Kanada bereiste, um die Siedlungsverhältnisse vor Ort zu studieren und der dabei zum glühendsten Befürworter der „Inneren Kolonisation“ wurde.<sup>133</sup> Auch die Ansiedlungskommission strahlte als Studienobjekt in andere Regionen aus. 1903 besuchte eine japanische Kommission die Ansiedlungsdörfer, um Anregungen zur Besiedlung der nach dem japanisch-chinesischen Krieg von 1894/95 eroberten Insel Formosa (Taiwan) zu sammeln. Bereits zuvor hatten russische Experten das Ansiedlungsgebiet bereist, um sich für die geplante Besiedlung Sibiriens zu informieren. Andere europäische Länder entsandten ebenfalls Kommissionen.<sup>134</sup> Koloniale Interessen spielten auch, aber nicht ausschließlich eine Rolle. Auf der anderen Seite unternahmen Beamte der Ansiedlungskommission und der Provinzialverwaltung Anfang des 20. Jahrhunderts mehrere Studienreisen in die USA, um sich mit dem dortigen Siedlungswesen vertraut zu machen.<sup>135</sup> Die nach der Jahrhundertwende im Umfeld von Sering gegründete Zeitschrift „Archiv für Innere Kolonisation“ und die „Gesellschaft zur Förderung der Inneren Kolonisation“ betrachteten das Siedlungswesen als eine weltweit vorkommende Praxis. Die Zeitschrift beschäftigte sich darum auch mit höchst unterschiedlichen Fallbeispielen, wie dem Siedlungsbau in England, Russland, Skandinavien, Spanien oder Sachsen, aber auch mit den deutschen Kolonien in Afrika. Außerdem thematisierte das „Archiv“ die erwünschten soziopolitischen Begleiterscheinungen der „Inneren Kolonisation“, wie die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit und Überbevölkerung in den Städten.<sup>136</sup>

Siedlungsprogramme hatten eine globale Strahlkraft, sowohl in kolonialen und imperialen Kontexten als auch jenseits von interethnischen Herrschaftssituationen.<sup>137</sup> Derartige Projekte boten den Zeitgenossen vielfältige Möglichkeiten, Expertenwissen zu generieren. Dabei war die globale Zirkulation von Wissen nicht auf das ländliche Siedlungswesen beschränkt, sondern ist als eine

131 Vgl. Alfred Hugenberg: *Innere Colonisation im Nordwesten Deutschlands*, Straßburg 1891; Ball, *Constructing the Imperial Frontier* (wie Anm. 10), S. 308 f. Die Doktorarbeit behandelt das auf dem Gebiet der Provinz Hannover gelegene Ostfriesland und nicht, wie bei Nelson, *Frontiers* (wie Anm. 23), S. 95, angegeben, das schleswig-holsteinische Grenzland.

132 Vgl. Herzfeld, *Johannes von Miquel* (wie Anm. 129), S. 37–47, 71.

133 Vgl. Nelson, *The Archive* (wie Anm. 23), S. 66 f.; ders., *From Manitoba* (wie Anm. 23); ders., *A German* (wie Anm. 25); ders., *The Fantasy* (wie Anm. 99), S. 44–49; ders., *Frontiers* (wie Anm. 23), S. 41–63; Lerp, *Beyond the Prairie* (wie Anm. 111), S. 228 f.; Ball, *Constructing the Imperial Frontier* (wie Anm. 10), S. 39–43, 180–185.

134 Vgl. Noack, *Aus dem Leben* (wie Anm. 81), S. 39 f.; Lerp, *Beyond the Prairie* (wie Anm. 111), S. 235 f.; Lerp, *Imperiale Grenzräume* (wie Anm. 8), S. 169.

135 Vgl. Wielkopolanin, 15.08.1902; *Deutsche Tageszeitung*, 17.08.1905.

136 Vgl. Nelson, *The Archive* (wie Anm. 23), S. 70–73, 76–78; ders., *From Manitoba* (wie Anm. 23), S. 450 f.; ders., *Frontiers* (wie Anm. 23), S. 130–132.

137 Vgl. Nelson, „*Inner Colonization*“ (wie Anm. 72), S. 277; ders., *Frontiers* (wie Anm. 23), S. 8.

Signatur der Moderne zu lesen. Grenzüberschreitende Studienreisen erfolgten auch auf dem Feld der Stadtplanung<sup>138</sup> oder in der Person von Kriegsbeobachtern;<sup>139</sup> auf Weltausstellungen konnte sich seit 1851 das Fachpublikum über Neuerungen aus Industrie und Gewerbe informieren.<sup>140</sup> Indem die jüngere globalhistorische Forschung herausgearbeitet hat, wie stark sich die Akteure der Siedlungspolitik in den östlichen Provinzen und in Übersee aufeinander bezogen haben,<sup>141</sup> scheint es angesichts der hohen Bedeutung von Bevölkerungs- und Raumpolitik in der Hochmoderne<sup>142</sup> angemessener, das Siedlungswesen nicht als Spezifikum einer kolonialistischen Internationale, sondern als Aushandlungsbereich einer planungsfreudigen Moderne in globaler Dimension breiter zu verstehen, somit als ein Teilprojekt des „social engineering“. Thomas Etzemüller gemäß, der dieses Konzept in der „klassischen Moderne“ zwischen 1880 und 1945 verortet, „handelte [es] sich dabei um einen transnationalen, Disziplinen übergreifenden Versuch“, um, „gegen die vermeintlich zersetzenden Kräfte der industriellen Moderne mit künstlichen Mitteln eine verlorene *natürliche* Ordnung der Gesellschaft wieder zu erschaffen, indem man eine, alle gesellschaftlichen Bereiche durchdringende, vernünftige *soziale* Ordnung entwarf.“<sup>143</sup> Ordnung und Rationalisierung wurden zu Instrumenten, um den Fährnissen der Moderne zu begegnen. Insofern äußern sich im Siedlungsdiskurs – ebenso wie in Migrations- und Eigentumsregimen, Infrastruktur- und Raumplanung und bei der unlängst ins Blickfeld geratenen Sozialhygiene<sup>144</sup> – Planungswille, Experimentierfreude und Gestaltungsoptimismus als konstitutive Elemente der (klassischen) Moderne. Diese können nicht einfach mit Kolonialismus gleichgesetzt werden, sondern stellen nur eine von dessen Ausprägungen dar, beziehungsweise bilden sie nur eines von vielen Anwendungsfeldern der modernen interventionistischen Verwaltungsstaatlichkeit.<sup>145</sup>

## Die Welt, die dem Postkolonialismus verloren ging – Vor- und Nachteile eines kolonialen Ansatzes für die Erforschung des preußischen Teilungsgebietes

Im Februar 1892 berichtete die polnische Tageszeitung „Dziennik Poznański“ aus Kamerun, dass die deutschen Lehrer dort die Sprache der Duala lernten, um die Kinder in ihrer Landessprache unterrichten zu können, während im östlichen Preußen streng auf die Pflicht zur deutschen Schulsprache geachtet werde. „Wir sehen also, dass es den Kameruner Kindern besser geht als

138 Vgl. Michael C. Bienert: Berliner Blicke über den Atlantik. New York City in den Diskussionen um die neue Stadtgemeinde, in: Stefanie Fink, Oliver Gaida u. a. (Hrsg.): Groß-Berlin – ein großer Wurf? Ursachen, Akteure und Wechselwirkungen von Metropolbildungen um 1920, Berlin 2024, S. 271–294; Cosima Götz: Zeit der ‚Groß-Stadt‘. Über die transnationale Geschichte stadtreionaler Planung, in: Ebenda, S. 297–316.

139 Vgl. Niko Rohé: Fremde Feldzüge. Europäische Kriegsbeobachter in den Kriegen Japans, des Osmanischen Reichs und der USA, 1894–1898, Köln 2024.

140 Vgl. Alexander C. T. Geppert: Weltausstellungen, in: Europäische Geschichte Online (2013), <https://www.ieg-ego.eu/gepperta-2013-de> [letzter Zugriff: 14.04.2024].

141 Vgl. Lerp, Farmers (wie Anm. 23).

142 Vgl. Lerp, Imperiale Grenzräume (wie Anm. 8), S. 14.

143 Thomas Etzemüller: Social engineering, Version: 2.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 04.10.2017, [http://docupedia.de/zg/Etzemuller\\_social\\_engineering\\_v2\\_de\\_2017](http://docupedia.de/zg/Etzemuller_social_engineering_v2_de_2017) [letzter Zugriff: 14.04.2024], Hervorh. i. Orig.

144 Vgl. Ureña Valerio, Colonial Fantasies (wie Anm. 8); Turkowska, Der kranke Rand (wie Anm. 8).

145 Vgl. Stienen, Die Königliche Ansiedlungskommission (wie Anm. 4), S. 251.

unseren polnischen“,<sup>146</sup> so das Urteil des Verfassers. Gut zwei Jahre später berichtete dasselbe Blatt unter dem Titel „Czyśmy gorsi od Suahelijczyków?“ („Sind wir schlechter als die Suahelis?“) von einem Erlass des Gouverneurs von Deutsch-Ostafrika an die Offiziere der Kolonialarmee, schnellstmöglich die Sprache der Einheimischen zu lernen, andernfalls würden sie ihrer Posten enthoben werden. Auch in diesem Fall echauffierte sich der Korrespondent über die Ungleichbehandlung bezogen auf die östlichen Landesteile des Kaiserreichs. Der Journalist betonte, dass dort von den preußischen Beamten nicht verlangt werde, sich mit der polnischen Bevölkerung (die der Verfasser, durch gesperrte Schrift hervorgehoben, als „weiße polnische Neger [dla białych murzynów polskich]“ bezeichnete) in deren Landessprache unterhalten zu können. Diesem Umstand sei im Hinblick auf die Entwicklung in den Kolonien nun zügig Abhilfe zu schaffen, denn, so schließt der Artikel: „Wir sind doch nicht schlechter als die Suahelis!“<sup>147</sup>

Ein solcher Vergleich der eigenen Situation mit den Verhältnissen in den Kolonien war kein Einzelfall. In polnischen Zeitungen und Reden polnischer Abgeordneter an der Wende zum 20. Jahrhundert lassen sich zahlreiche derartige Beispiele finden. In Zeiten, in denen das Schlagwort des „Kolonialskandals“ die mediale Berichterstattung durchzog, wurde angekündigt, Material über eigene Kolonialskandale der antipolnischen Siedlungspolitik zu sammeln. In Parlament und Presse wurden Parallelen bis hin zur systematischen Ermordung der indigenen Bevölkerung gezogen, sei es in Hinblick auf die Herero und Nama, sei es bezogen auf historische Ereignisse außerhalb der deutschen Einflussphäre. Dies erfolgte sowohl seitens polnischer als auch deutschsprachiger Politiker der Sozialdemokratie und des Zentrums.<sup>148</sup>

In einem kolonialen Analyserahmen ließe sich das oben genannte Beispiel als Beleg für die Wesensähnlichkeit der Herrschaftssituation in Übersee und im preußischen Osten werten, mithin für einen Wandel vom Kolonialen „an sich“ hin zur Bewusstwerdung eines Kolonialen „für sich“ der betroffenen Akteure. Doch wohnt einer solchen kategorialen Gleichsetzung die Gefahr einer Überinterpretation der Quellsprache inne, während gleichzeitig feine Zwischentöne verloren gehen würden. Die vom Sprecher beabsichtigte Pointe lebt gerade nicht von der als tatsächlich angesehenen Gleichsetzung, sondern von der ostentativ hergestellten Ähnlichkeitsbeziehung zwischen zwei als grundverschieden aufgefassten Dingen. Die Selbstverortung, auf derselben Stufe einer kulturellen Hierarchie zu stehen wie die afrikanischen Kolonisierten, oder sogar noch darunter, war ein ironisches Spiel, das als rhetorisches Mittel der Selbstviktimisierung eingesetzt wurde.<sup>149</sup> Tatsächlich zeugen derartige Äußerungen von einer Optik nicht nur eines west-östlichen Kulturgefälles, wie im Fall des deutschen Polendiskurses, sondern auch eines nord-südlichen. In beiden Bezugsrahmen wurden die vermeintlich hochzivilisierten Nationen Europas

146 Dziennik Poznański, 05.02.1892, daran anschließend Dziennik Poznański, 23.08.1892.

147 Dziennik Poznański, 29.12.1893.

148 Stenographische Berichte über die Verhandlungen des Preußischen Hauses der Abgeordneten, 20. Legislaturperiode, I. Session 1904/05, Bd. 3, Berlin 1904, Sp. 4046–4048, Sitzung vom 19.04.1904; Gazeta Gdańska, 06.09.1904; Stenographische Berichte über die Verhandlungen des Preußischen Hauses der Abgeordneten, 20. Legislaturperiode, II. Session 1905/06, Bd. 3, Berlin 1906, Sp. 3939, Sitzung vom 29.03.1906; Dziennik Poznański, 05.09.1906; Gazeta Polska, 05.04.1911; Leipziger Volkszeitung, 23.05.1911; Kundrus, Colonialism (wie Anm. 8), S. 332; Fitzpatrick, Purging the Empire (wie Anm. 29), S. 112; Daheur, ‚They Handle Negroes Just Like Us‘ (wie Anm. 8); Turkowska, Kolonisor:innen (wie Anm. 19), S. 619 f.

149 Vgl. Zahra, Looking East (wie Anm. 120), S. 10 f.; Daheur, ‚They Handle Negroes Just Like Us‘ (wie Anm. 8), S. 501.



angeblich primitiven Gebieten außerhalb gegenübergestellt.<sup>150</sup> Für einen allein auf mit kolonialen Begriffen operierenden Analyserahmen wären solche Unterschiede nicht fassbar.

Jeder methodische Ansatz erhellt bestimmte Aspekte eines Gegenstandes, während andere unterbelichtet bleiben. Daher ist abschließend die Frage zu stellen, wo der Nutzen und wo die Grenzen des kolonialen Paradigmas in der Anwendung auf die östlichen Provinzen Preußens liegen. Dafür lassen sich drei Ebenen unterscheiden:

Unumstritten ist die Existenz des Kolonialen in der Quellsprache, d. h. die zeitgenössische Verwendung kolonialer Analogien für den ostmitteleuropäischen Raum und seine Bewohner. Wie jüngere Untersuchungen intensiv herausgearbeitet haben, finden sich in zeitgenössischen Diskursen zahllose Parallelisierungen der polnischen Bevölkerung mit kolonialen Gruppen in Übersee, sowohl als Fremd- als auch als Selbstzuschreibungen. Deren Zustandekommen und Funktionen gilt es weitere Aufmerksamkeit zu widmen. Zu untersuchen sind dabei individuelle Kommunikationsabsichten, aber auch Schnittmengen, Ungleichzeitigkeiten und der temporale Wandel im Diskursverlauf. Auch der Frage nach der Breitenwirkung kolonialer Metaphorik ist nachzugehen, d. h. inwiefern die Denkfiguren und Argumentationsmuster individueller Sprecher (z. B. Freytag) sich in kollektive Bewusstseinslagen einschreiben konnten.

Vom Quellenbegriff zu unterscheiden ist der Begriff des Kolonialen als heuristische Analysekategorie. Ihr Erkenntnispotential ist infrage zu stellen, sowohl vor dem Hintergrund des bereits etablierten Begriffs des Nationalen zur Beschreibung der ostmitteleuropäischen Machtbeziehungen als auch aufgrund der gravierenden Unterschiede zu den Herrschaftsverhältnissen in außereuropäischen Territorien. Gregor Thum ist beizupflichten, wenn er konstatiert, dass es sich bei der preußischen Polenpolitik „um eine zum Teil kolonial interpretierte und nicht um eine kolonial zu definierende Form der Herrschaft“<sup>151</sup> handle. Auch wurde der ostmittel- und osteuropäische Raum lediglich von einem Teil der am deutschen Polendiskurs beteiligten Akteure in kolonialen Parametern wahrgenommen, nicht von der Gesamtheit der Bevölkerung.

Ein engeres Verständnis des Kolonialen erscheint nützlich, um die terminologische Trennschärfe zu wahren und die polnischen Erfahrungen nicht mit denjenigen außereuropäischer Subjekte gleichzusetzen.<sup>152</sup> Die (fehlende) Option physischer Vernichtung als Machtmittel<sup>153</sup> und die potenzielle Überbrückbarkeit ethnischer Differenz etwa sind Merkmale, die die preußische Behandlung der polnischen Minderheit vom deutschen Überseekolonialismus unterschied – im Übrigen auch von der Polenpolitik des Nationalsozialismus. Das Koloniale eignet sich daher nicht als neue Meistererzählung für die deutsch-polnische Beziehungsgeschichte,<sup>154</sup> auch nicht dort, wo für den bestehenden Kenntnisstand der Begriff „national“ durch „kolonial“ ersetzt wird.<sup>155</sup>

150 Vgl. Daheur, ‚They Handle Negroes Just Like Us‘ (wie Anm. 8), S. 501; Turkowska, Kolonisor:innen (wie Anm. 19), S. 615 f., 619.

151 Thum, Die kulturelle Leere (wie Anm. 24), S. 264.

152 Vgl. Stienen, Verkauftes Vaterland (wie Anm. 120), S. 17.

153 Vgl. Ureña Valerio, Colonial Fantasies (wie Anm. 8), S. 3.

154 Vgl. Kauffman, The Colonial U-Turn (wie Anm. 46), S. 50; Chu, Conclusion (wie Anm. 122), S. 292.

155 Vgl. Stienen, Das Ansiedlungsdorf (wie Anm. 40), S. 587 f.



Darüber hinaus erweist sich die postkoloniale Theorie als ein vielfältiges, heterogenes und keineswegs widerspruchsfreies Angebot an Analysemitteln. Für eine um methodische Offenheit bemühte, mit Fragen von Regionalität, Globalität und Identität<sup>156</sup> befasste Erforschung der preußischen Geschichte kann die postkoloniale Theorie Inspirationsquelle und Impulsgeberin sein. Dies gilt umso mehr für das vorliegende Fallbeispiel des östlichen Preußens als deutsch-polnische Kontaktzone. Das postkoloniale Instrumentarium kann, „ohne ideologische Schärfe, maßvoll und behutsam“<sup>157</sup> eingesetzt, d. h. ohne das politisch-normative Gepäck postkolonialer Kritik,<sup>158</sup> mit seinem Fokus auf die zeitgenössische Verhandlung kultureller Bedeutungen dabei helfen, den in dieser Beziehungsgeschichte vorherrschenden Begriff des Nationalen zu entessen-zialisieren und zu transzendieren, nicht im Sinne einer Ablösung, sondern im Sinne einer Supplementierung nationaler Deutungsinstrumente.<sup>159</sup> Die in den *postcolonial studies* virulenten Fragen nach Produktion und Wandel kultureller Identität, von Machtasymmetrien und Differenz sowie nach Hybridität, multiplen Loyalitäten und dem Umgang mit Mehrdeutigkeit – Fragen, die auch, aber nicht nur koloniale Kontexte berühren –, sind dazu geeignet, die lineare Welt nationaler Dichotomien aufzubrechen und neu zu denken.<sup>160</sup> Die diskursiv hergestellte binäre Opposition von Herrschern und Beherrschten ließe sich dann nach Bhabha als der Versuch zeitgenössischer Eliten deuten, nationale Entitäten zu fixieren. Vor allem aber wären postkoloniale Theorien vor diesem Hintergrund nicht komplexitätsreduzierend im Sinne einer simplifizierenden Täter-Opfer-Polarisierung anzuwenden, sondern dienten im Gegenteil der komplexitätssteigernden Erfassung des wesentlich unübersichtlicheren historischen Gegenstandes.

Für die Nationalismusforschung, die sich der Kritik ausgesetzt sieht, derartige Zwischenräume und Hybriditätsmodelle übersehen<sup>161</sup> und Prozesse polnischer Nationalisierungsprozesse jenseits der Unterdrückungspolitik der Teilungsmächte vernachlässigt zu haben,<sup>162</sup> können postkoloniale Theorieangebote folglich eine wichtige Korrektivfunktion übernehmen, indem Fragen von Identität und Machtbeziehungen neu gestellt werden.<sup>163</sup> Dass der Begriff des Kolonialen als Analysekategorie ausfällt, ist dann lediglich der von Stefan Simonek beschriebenen Tatsache ge-

156 Vgl. Wolfgang Neugebauer: Wozu preußische Geschichte im 21. Jahrhundert?, Berlin 2012, S. 26, 37–51, 58.

157 Fiut, *Polonizacja* (wie Anm. 122), S. 152.

158 Vgl. Fiut, *In the Shadow* (wie Anm. 122), S. 35.

159 Vgl. etwa Fryszacka, „Colonized but not quite“ (wie Anm. 1), S. 99 f.; Chu, *Conclusion* (wie Anm. 122), S. 287 f., 291. Dagegen plädiert Turkowska, *Der kranke Rand* (wie Anm. 8), S. 26, für die „aus den postkolonialen Studien hervortretende Aufmerksamkeitslenkung [...] auf die auf der kultur-differenzierenden Dichotomie *Dominanz–Unterdrückung/Herrscher–Beherrschte/Zivilisierung–Wildnis* beruhenden Machtverhältnisse“.

160 Vgl. Stefan Simonek: Zwischen „Drittem Raum“ und „pulsierender Region“. Mitteleuropa als Schnittstelle „autochthoner“ und „übersetzer“ Theorieangebote, in: Dietlind Hüchtker, Alfrun Kliems (Hrsg.): *Überbringen – Überformen – Überblenden. Theorietransfer im 20. Jahrhundert*, Köln 2011, S. 163–186, hier S. 173, 185 f.; Chu, *Conclusion* (wie Anm. 122), S. 284, 291 f.; Stienen, *Das Ansiedlungsdorf* (wie Anm. 40), S. 588.

161 Vgl. Helmut Walser Smith: *An Preußens Rändern oder: Die Welt, die dem Nationalismus verloren ging*, in: Conrad, Osterhammel (Hrsg.), *Das Kaiserreich transnational* (wie Anm. 29), S. 149–169.

162 Vgl. Schattkowsky, *Nationalismus* (wie Anm. 34), S. 36 f.

163 Vgl. Agnieszka Pufelska: *Das koloniale Verständnis von Osteuropa in der Zeit der Aufklärung. Ein theoretischer und empirischer Erklärungsversuch*, in: Dies., Augustynowicz (Hrsg.), *Konstruierte (Fremd-)Bilder* (wie Anm. 24), S. 121–142, hier S. 122. So lässt sich etwa zeigen, dass Wortführer der polnischen Nationalbewegung im preußischen Teilungsgebiet ihrerseits an die Idee eines west-östlichen Kulturgefälles anknüpften, um deutsche „Rückwanderer“ aus dem russischen Zarenreich als rückständig zu diskreditieren. Vgl. Stienen, *Ansiedlungsdorf* (wie Anm. 40), S. 583 f.

schuldet, dass das mit dem Transfer postkolonialer Theorie auf Mitteleuropa „kausal verbundene De- und Recodieren von theoretischen Modellen keinesfalls einen Prozess darstellt, der ohne innere Widerstände und Friktionen auskommen kann“.<sup>164</sup>

## Daniel Benedikt Stienen

Otto-von-Bismarck-Stiftung d. ö. R., Am Bahnhof 2, 21521 Friedrichsruh,  
e-mail: dstienen@bismarck-stiftung.de

2009–2015 Studium der Geschichte und Volkswirtschaftslehre in Hamburg und Berlin, 2020 Promotion mit einer Arbeit über die preußische Siedlungspolitik in den östlichen Provinzen im Deutschen Kaiserreich; Forschungsschwerpunkte: Geschichte und Rezeptionsgeschichte Preußens vom 18. bis zum 21. Jahrhundert, europäische Demokratiegeschichte im 20. Jahrhundert; Publikationen u. a.: Verkauftes Vaterland. Die moralische Ökonomie des Bodenmarktes im östlichen Preußen 1886–1914, Göttingen 2022; Das Ansiedlungsdorf als nationaler Schmelztiegel? Regionale Binnendifferenzierungen eines ethnodemografischen Projekts um 1900, in: *Geschichte und Gesellschaft* 47 (2021), S. 563–588; *Landownership between Nationalization and De-Liberalization. Changes in Prussian Property Regimes, 1886–1914*, in: *Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung* 69 (2020), S. 355–377.

164 Simonek, Zwischen „Drittem Raum“ und „pulsierender Region“ (wie Anm. 160), S. 167.

Maria Rhode

## Die physische Anthropologie im geteilten Polen

### Eine nicht-koloniale Wissenschaft?

**Abstract:** In Polish historiography, research on non-European peoples in the 19th century is often considered within the framework of an exceptionalist paradigm, due to the non-colonial status of Polish researchers. The article traces the development of the discipline of physical anthropology and follows in the footsteps of two Polish anthropologists in order to locate the position of this discipline within a European network. It argues that, due to its practices, Polish physical anthropology cannot be seen outside of colonial contexts. Its supposedly exceptional nature is thus negated.

**Keywords:** Polen, Wissenschaft, Kolonialismus, Schädelammlung

### Einleitung

„Polen hat keine koloniale Vergangenheit, was bestimmte Folgen für die polnische Kultur hat. Ganz im Gegenteil, es waren Polen, die in allen Teilungsgebieten einer Zwangsakkulturation ausgesetzt waren; dies bewirkt, dass das Verständnis für eroberte, unterdrückte, einer fremden Macht unterworfenen Völker bei einem Polen als Forscher größer ist.“<sup>1</sup>

Das Zitat, das einem Sammelband über polnische ethnologische und anthropologische Studien über den Osten entstammt, fasst auf komprimierte Weise eine der Forschungstendenzen über den Beitrag polnischer Wissenschaftler im 19. Jahrhundert zusammen. Diese hätten in besonderer Weise zum europäischen Wissen über nicht europäische Völker beigetragen.<sup>2</sup> Nicht nur hätten sie unter widrigen Umständen und – nach Verlust der Souveränität im ausgehenden 18. Jahr-

1 „Polska nie ma kolonialnej przeszłości, co ma pewne konsekwencje w polskiej kulturze. Wręcz przeciwnie, to Polacy byli poddawani na wszystkich obszarach rozbiorowych przymusowej akulturacji; sprawia to, że znacznie większe jest rozumienie u badacza-Polaka sytuacji ludu podbitego, podporządkowanego, poddanego cudzej władzy.“ Ewa Nowicka, Adam Trzczyński: *Badacz-Polak wśród rdzennych mieszkańców Syberii* [Der polnische Forscher unter den indigenen Einwohnern Sibiriens], in: Zbigniew Jasiewicz (Hrsg.): *Wschód w polskich badaniach etnologicznych i antropologicznych. Problematyka – badacze – znaczenie* [Der Osten in der polnischen ethnologischen und anthropologischen Forschung. Problematik – Forscher – Bedeutung], Poznań 2004, S. 45–52, hier S. 46. Alle Übersetzungen der Zitate im Text stammen von Maria Rhode.

2 Vgl. Barbara Jankowska, Antoni Kuczyński: *Polacy jako obserwatorzy i badacze kultury ludów Kamczatki* [Polen als Beobachter und Erforscher der Kultur der Völker Kamčatkas], in: Józef Babicz, Antoni Kuczyński (Hrsg.): *Historia kontaktów polsko-rosyjskich w dziedzinie etnografii* (Materiały z konferencji we Wrocławiu w dniach 19–20 września 1973) [Geschichte der polnisch-russischen Kontakte im Bereich der Ethnografie (Materialien einer Tagung in Wrocław vom 19.–20. September 1973)], Wrocław 1976, S. 67–86.

hundert – ohne staatliche Unterstützung arbeiten müssen.<sup>3</sup> Als Angehörige einer nicht dominanten Nation hätten sie von Seiten nicht europäischer Völker weniger Vorbehalte erfahren als ihre europäischen Konkurrenten, die als Vertreter der jeweiligen Kolonialmacht gelesen wurden. Und noch mehr: Ihr Status als Unterdrückte hätte ihnen, so das obige Zitat, einen privilegierten Zugang zum Untersuchungsfeld verschafft.<sup>4</sup>

Die Deutung der Position Polens als Nation ohne Staat und Opfer von (kolonialer) Expansion hat inzwischen viele Ergänzungen durch die Forschung erfahren, die auch von postkolonialen Perspektiven befruchtet wurden.<sup>5</sup> Diese zeigten zum einen, dass der Status und die Selbstpositionierung und Fremdwahrnehmung polnisch(sprachig)er Eliten dynamisch waren.<sup>6</sup> Polinnen und Polen waren nicht nur Objekte einer expansiven Politik, kolonialer Zuschreibungen und mit ihnen verbundener Zivilisierungsmissionen.<sup>7</sup> Sie entwickelten auch selbst koloniale Phantasien und teilten koloniale Mentalitätslagen.<sup>8</sup>

- 3 So der Gestus der Kurzbiografie des polnischen Zoologen Benedykt Dybowski: Gabriel Brzęk: *Badania Benedykta Dybowskiego na Syberii* [Die Forschungen Benedykt Dybowskis in Sibirien], in: Antoni Kuczyński (Hrsg.): *Syberia w historii i kulturze narodu polskiego* [Sibirien in der Geschichte und Kultur der polnischen Nation], Wrocław 1999, S. 145–153.
- 4 Vgl. Nowicka, Trzciniński, Badacz-Polak (wie Anm. 1), S. 46.
- 5 Vgl. Claudia Kraft, Alf Lüdtke u. a.: Einleitung. Kolonialgeschichten. Regionale Perspektiven auf ein globales Phänomen, in: Dies. u. a. (Hrsg.): *Kolonialgeschichten. Regionale Perspektiven auf ein globales Phänomen*, Frankfurt a.M. 2010, S. 9–25; Aleksander Fiut: *In the Shadow of Empires. Post-colonialism in Central and Eastern Europe – Why Not?*, in: *Teksty Drugie* 1 (2014), S. 34–40.
- 6 Als eindrucksvolles Beispiel für die Wahrnehmung Polens als Opfer russischer Autokratie und imperialer Politik kann die deutsche Polenfreundschaft des Vormärz angeführt werden. Vgl. Peter Ehlen: *Der polnische Freiheitskampf 1830/31 und die liberale deutsche Polenfreundschaft*, München 1982. Für die „Gegenseite“, das Stereotyp „polnischer Wirtschaft“ und Hebungsbedürftigkeit der polnischen Bevölkerung vgl. Anna Kochanowska-Nieborak: *Polnische Wirtschaft (Stereotyp)*, in: Sylvia Dec-Pustelnik, Peter Klimczak u. a. (Hrsg.): *Handbuch der deutsch-polnischen Kommunikation*, Wiesbaden 2023, S. 317–344; Andrzej Nowak: *Ofiary, imperia i historycy. Studium przypadków (od XVIII do XXI wieku) [Opfer, Imperien und Historiker. Eine Fallstudie (vom 18. bis zum 21. Jahrhundert)]*, Kraków 2009.
- 7 Vgl. Larry Wolff: *Inventing Galicia. Messianic Josephinism and the Recasting of Partitioned Poland*, in: *Slavic Review* 63 (2004), H. 4, S. 818–840, hier S. 820–825; Klemens Kaps: *Von der Erfindung des Binnenkolonialismus: Reformdiskurse der josephinischen Bürokratie im habsburgischen Galizien im ausgehenden 18. Jahrhundert*, in: Susan Richter, Michael Roth u. a. (Hrsg.): *Konstruktionen Europas in der Frühen Neuzeit. Beiträge zur 11. Arbeitstagung der Arbeitsgemeinschaft Frühe Neuzeit, Heidelberg 2017*, S. 117–128; Clemens Ruthner: *K. u. k. Kolonialismus als Befund, Befindlichkeit und Metapher: Versuch einer weiteren Klärung*, in: Johannes Feichtinger, Ursula Prutsch (Hrsg.): *Habsburg postcolonial. Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis*, Innsbruck 2003, S. 111–128; Anna Veronika Wendland: *Imperiale, koloniale und post-koloniale Blicke auf die Peripherien des Habsburgerreiches*, in: Kraft, Lüdtke (Hrsg.), *Kolonialgeschichten (wie Anm. 5)*, S. 211–235. Für den preußischen Fall: *Brief Friedrichs II. an d’Alembert vom 19.06.1775*, in: *Correspondance de Frédéric avec d’Alembert, Seconde Partie*, in: Johann D.E. Preuss (Hrsg.): *Œuvres de Frédéric le Grand, Bd. 25*, Berlin 1854, S. 18–20, hier S. 20: „Les Autrichiens et les Russes ont trouvé chez eux la même confusion. Ce ne sera qu’avec bien du temps et une meilleure éducation de la jeunesse qu’on parviendra à civiliser ces Iroquois“ [Die Österreicher und die Russen haben bei sich dasselbe Durcheinander gefunden. Das wird sich erst nach einiger Zeit mit einer besseren Bildung der Jugend ändern, dass man diese Irokesen zivilisieren können]. Zum Polenbild Friedrichs II. vgl. Hans-Jürgen Bömelburg: *Friedrich II. zwischen Deutschland und Polen. Ereignis- und Erinnerungsgeschichte*, Stuttgart 2011, S. 78–135.
- 8 Vgl. Clara Frysztacka: „Colonized but not quite.“ Die Auseinandersetzung mit deutschen Kolonialdiskursen und die Entwicklung eigener kolonialer Phantasien in der polnischsprachigen Presse um 1900, in: Claudia Kraft, Matthias Barelkowski u. a. (Hrsg.): *Zwischen Geschlecht und Nation. Interdependenzen und Interaktionen in der multiethnischen Gesellschaft Polens im 19. und 20. Jahrhundert*, Osnabrück 2016, S. 79–100; Olga Linkiewicz: *Bearers of Local Stories: Memories of the Eastern Borderlands and the Grand Narratives of the Polish Kresy*, in: Yvonne Kleinmann, Dietlind Hüchtker u. a. (Hrsg.): *Imaginations and Configurations of Polish Society. From the Middle Ages through the Twentieth Century*, Göttingen 2017, S. 335–354.

Zum anderen wurde deutlich, dass Ostmitteleuropa über wirtschaftliche, bürokratische und wissenschaftliche Beziehungen mit den westeuropäischen kolonialen Unternehmungen verflochten war.<sup>9</sup> Klar wurde auch, dass ein geteiltes, nur in wenigen Aspekten nuanciertes populäres Wissen in Bezug auf die vermeintlichen „Naturvölker“ außerhalb Europas eine wichtige Klammer zwischen West und Ost bildete.<sup>10</sup> Zugleich konnte die Forschung für einzelne wissenschaftliche Disziplinen herausarbeiten, dass sie trotz gemeinsamer Grundlagen landesspezifische Ausprägungen ausbildeten. So entwickelten sich die britische, französische, deutsche, russische und amerikanische (Kultur)anthropologie jeweils in ihrer eigenen Art und Weise.<sup>11</sup> Eine Studie, die die Entwicklung der (Kultur)anthropologie im geteilten Polen aus einer postkolonialen Perspektive in den Blick nimmt, steht noch aus, auch wenn wichtige Beiträge zu einzelnen Aspekten bereits vorliegen.<sup>12</sup> Ebenso lassen sich in Maciej Górnys Studien, die der Zeit des Ersten Weltkriegs und der Zwischenkriegszeit gelten, auch für das 19. Jahrhundert wichtige Einsichten zur Lage der Anthropologie und mit ihr verwandter Wissenschaften finden.<sup>13</sup>

Der vorliegende Beitrag nimmt einen Teil dieser Disziplin, die physische Anthropologie, unter die Lupe, indem er die Forschungspraktiken zweier polnischer Anthropologen<sup>14</sup> und der mit ihnen zusammenarbeitenden Vermittler (*intermediaries*) analysiert.<sup>15</sup> Es handelt sich dabei um den Mediziner, Anthropologen und Ethnografen Izydor Kopernicki (1825–1891) und um seinen Nachfolger als Professor für Anthropologie in Krakau, Julian Talko-Hryniewicz (1850–1936). Sie stehen für jeweils eine Generation von Wissenschaftlern und für unterschiedliche Phasen

- 9 Vgl. Lenny A. Ureña Valerio: *The Stakes of Empire. Colonial Fantasies, Civilizing Agendas, and Biopolitics in the Prussian-Polish Provinces (1840–1914)*, Michigan 2010; Adam Jones: *Jan Czekanowski: Africanist, Ethnographer and Physical Anthropologist in Early Twentieth-Century Germany and Poland*, Leipzig 2002; Grażyna Borkowska-Arciuch: *Polskie doświadczenia kolonialne [Polnische koloniale Erfahrungen]*, in: *Teksty Drugie* 4 (2007), S. 15–24; Piotr Puchalski: *The Polish Mission to Liberia, 1934–1938: Constructing Poland’s Colonial Identity*, in: *The Historical Journal* 60 (2017), H. 4, S. 1–26.
- 10 Vgl. Sarah Lemmen: *Tschechen auf Reisen. Repräsentationen der außereuropäischen Welt und nationale Identität in Ostmitteleuropa 1890–1939*, Köln 2018; Jan Mrázek (Hrsg.): *Escaping Kakania. Eastern European Travels in Colonial Southeast Asia*, Budapest 2024.
- 11 Vgl. Frederic Barth (Hrsg.): *One Discipline, Four Ways: British, German, French and American Anthropology*, Chicago, IL 2005; George Stocking: *A Franz Boas Reader. The Shaping of American Anthropology 1883–1911*, Chicago, IL 1982. Für die Anfänge der Ethnologie vgl. Han Vermeulen: *Before Boas: The Genesis of Ethnography and Ethnology in the German Enlightenment*, Lincoln, NE 2015; Marina Mogilner: *Homo Imperii. A History of Physical Anthropology in Russia*, Lincoln, NE 2016.
- 12 Vgl. Grażyna Kubica Heller, Dariusz Brzeziński (Hrsg.): *Bronislaw Malinowski and His Legacy in Contemporary Social Sciences and Humanities. On the Centenary of Argonauts of the Western Pacific*, New York, NY 2024; dies.: „Do in the Tundra as the Tundra-Dwellers do“. Maria Czaplicka, Her Yenisei Expedition (1914–15), and My Siberian Year (1916), in: Frederico Delgado Rosa (Hrsg.): *Ethnographers before Malinowski: Pioneers of Anthropological Fieldwork, 1870–1922*, New York, NY 2022, S. 376–410.
- 13 Vgl. Maciej Górny: *Transfer, der keine Übersetzung braucht*, in: *Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung* 64 (2016), H. 4, S. 585–606, hier S. 587–589.
- 14 An verschiedenen Stufen des gesamten Forschungsprozesses waren auch Frauen beteiligt. Besonders, wenn es um Messungen weiblicher Körper ging, waren Frauen die wichtigsten Brückenbauerinnen, um Zugang zu ihren Geschlechtsgenossinnen zu erhalten und sie von der Unschädlichkeit der Vermessungspraxis zu überzeugen. Frauen fungierten auch als Kopistinnen und Korrektorinnen. Publiziert wurden die Ergebnisse dann ohne Nennung weiblicher Mitautorschaft. Weil sich die Aussagen dieses Beitrags auf publizierte Texte beziehen, wird die männliche Form verwendet.
- 15 Vgl. Kapil Raj: *Relocating Modern Science: Circulation and the Construction of Knowledge in South Asia and Europe, 1650–1900*, Basingstoke 2010.

in der Entwicklung der physischen Anthropologie in Europa.<sup>16</sup> Ich frage danach, wie sich diese Forscher im Feld der Wissenschaft positionierten, die weitgehend durch die Pariser anthropologische Schule bestimmt war und wie sie an ihre Forschungsobjekte, das heißt menschliche Überreste, vor allem Schädel, aus nicht europäischen Gebieten gelangten. Damit ergänze ich die bisherige Forschung, die sich vor allem mit der Institutionalisierung dieser Disziplin beschäftigt hat.<sup>17</sup>

Dazu werden in einem ersten Schritt die Anfänge der Disziplin der physischen Anthropologie skizziert und die Bedeutung von Schädelnsammlungen als Mittel der Evidenzproduktion, als Tauschwaren und Prestigeobjekte herausgestellt. Ein besonderes Augenmerk gilt dabei den Verbindungen zwischen Ost und West, die bereits zu Beginn der Ausformung der Disziplin eine Rolle spielten, ohne bisher angemessen wahrgenommen worden zu sein. Im Anschluss soll die Frage erörtert werden, inwiefern die Forschungspraktiken der polnischen Anthropologen denen ihrer europäischen Kollegen entsprachen und worin ihre Spezifik bestand.

Wenn ich mit diesen Beispielen eine Antwort auf die übergeordnete Frage suche, inwiefern die Anthropologie im geteilten Polen, das zwar als Staat nicht existierte, aber einen ständigen Bezugspunkt für einen Großteil der polnisch(sprachig)en Bildungseliten darstellte, als eine koloniale Wissenschaft bezeichnet werden kann, lasse ich mich von Kriterien leiten, die miteinander zusammenhängen: zum einen dem Vorhandensein von Praktiken, die spezifischer kolonialer Kontexte bedurften, um ausgeführt zu werden, zum anderen vom Vorliegen einer mentalen Karte, auf der die Menschheit entsprechend den (west)europäischen Vorstellungen unterteilt und hierarchisiert wurde.

## Die Anfänge der physischen Anthropologie: Sammeln, messen, klassifizieren und hierarchisieren

Die physische Anthropologie, eine zwischen Medizin, Ethnografie und Archäologie / Ur- und Frühgeschichte angesiedelte Disziplin, wird in der Wissenschaftsgeschichte mit dem Göttinger Professor der Zoologie und Medizin Johann Friedrich Blumenbach (1752–1840) verknüpft.<sup>18</sup> Blumenbach war es, der in seiner Dissertationsschrift 1775 zunächst vorschlug, die Menschheit anhand körperlicher Merkmale, vor allem der Hautfarbe und des Schädels, in vier Varietäten zu unterteilen,<sup>19</sup> die er später auf fünf erweiterte.<sup>20</sup> In dieser Zeit bildete sich auch unter den polni-

16 Als Institutionalisierung der Disziplin werden in der Regel die Gründungsdaten entsprechender Gesellschaften und / oder Zeitschriften betrachtet. Für Frankreich ist es das Jahr 1859, für Deutschland 1869 (Berlin) bzw. 1870 (Wien). Die anthropologische Kommission der Krakauer Akademie der Wissenschaften wurde 1873 gegründet.

17 Vgl. Tadeusz Bielicki, Tadeusz Krupiński u. a. (Hrsg.): *Historia antropologii fizycznej w Polsce* [Geschichte der physischen Anthropologie in Polen], in: *Przegląd Antropologiczny* 53 (1987), H. 1/2, S. 3–28; Richard McMahon: *The Races of Europe. Construction of National Identities in the Social Sciences, 1839–1939*, London 2016.

18 Vgl. Uwe Hoßfeld: *Geschichte der biologischen Anthropologie in Deutschland. Von den Anfängen bis in die Nachkriegszeit*, Stuttgart 2005; Claude Blanckaert: *Histoire de l'anthropologie: hommes, idées, moments; actes du colloque organisé par la Société d'Anthropologie de Paris les 16 et 17 juin 1989*, Paris 1990.

19 Vgl. Johann Friedrich Blumenbach: *De generis humani varietate nativa* (deutsch: *Über die natürlichen Verschiedenheiten im Menschengeschlechte*), Göttingen 1775, S. 41 f.

20 Vgl. ebenda, Göttingen<sup>3</sup> 1795, S. 38–42; ders.: *Über die natürlichen Verschiedenheiten im Menschengeschlechte*. Nach der dritten Ausgabe und den Erinnerungen des Verfassers übersetzt (...) von Johann Gottfried, Leipzig 1798, S. 204.



schen Gelehrten ein Interesse für die Herkunft des Menschen aus, die nicht aus biblischen Erzählungen abgeleitet war.<sup>21</sup> Die Wissenschaftler waren von Anfang an auf die wegweisenden Taxonomien Blumenbachs ausgerichtet und rezipierten die zur gleichen Zeit publizierten französischen Naturgeschichten.<sup>22</sup>

Blumenbach benutzte das Wort Rasse, das im 18. Jahrhundert viele Bedeutungen hatte,<sup>23</sup> zunächst nicht. Er sprach in den lateinischen Fassungen seiner Schriften von *varietas* (Varietät) und betonte damit die Einheit der Art, des Menschengeschlechts.<sup>24</sup> Dennoch gilt er vielen Forschern als Begründer des wissenschaftlichen Rassismus.<sup>25</sup> Tatsächlich hatte Blumenbach eine Hierarchisierung vorgenommen, und zwar in ästhetischer Hinsicht, nicht aber intellektuell oder psychisch. Er nahm an, dass die weiße (kaukasische) Varietät die ursprüngliche (primitive; erste) gewesen sei und sprach von dem „bildschön proportionierten Schedel einer Georgianerin“.<sup>26</sup> Dieselbe Hierarchisierung übernahmen etwas später auch die polnischen Forscher.

Blumenbach reiste nicht außerhalb von Europa<sup>27</sup> und war deshalb auf Beziehungen zu den Zentren des Austausches angewiesen, in seinem Fall den Städten London und St. Petersburg. Der Schädel aus Tahiti, mit dem er die Erweiterung der vier Varietäten um eine weitere belegen konnte, war ein „Geschenk“ von Joseph Banks (1742–1820), des Teilnehmers der ersten Cook-Expedition und langjährigen Präsidenten der Royal Society, der auch sein Korrespondenzpartner war.<sup>28</sup> Banks wiederum erhielt den Schädel von einem Mitglied der dritten Cook-Expedition,

21 Vgl. Joanna Nowak: U początków kształtowania się na ziemiach polskich nowoczesnych nauk o człowieku i jego zróżnicowaniu „rasowym“ [Zum Beginn der Ausbildung moderner Lehren über den Menschen und seine „rassische“ Differenzierung auf polnischem Gebiet], in: *Studia Historiae Scientiarum* 20 (2021), S. 61–86.

22 Vgl. Joanna Nowak: Pochodzenie, natura i zróżnicowanie gatunku ludzkiego w oglądzie autorów „Biblioteki Warszawskiej“ do 1864 roku [Herkunft, Natur und Differenzierung des Menschengeschlechts in den Ansichten der Autoren der „Warschauer Bibliothek“], in: *Rocznik Historii Prasy Polskiej* 24 (2021), H. 1, S. 25–41.

23 Vgl. Londa Schiebinger: *The Anatomy of Difference: Race and Sex in Eighteenth Century France*, in: *Eighteenth Century Studies* 23 (1990), S. 119–151; Nancy Leys Stepan: *The Idea of Race in Science. Great Britain 1800–1960*, Hamden 1982.

24 Vgl. Norbert Klatt: *Zum Rassenbegriff bei Immanuel Kant und Johann Friedrich Blumenbach*, in: Ders.: *Kleine Beiträge zur Blumenbachforschung*, Göttingen 2010, S. 9–55, hier S. 13–17.

25 Bettina Dietz und Thomas Nutz plädieren dafür, Blumenbach nicht in die Reihe wissenschaftlicher Rassisten zu stellen, sondern seine Klassifizierung als Teil der taxonomischen Versuche des 18. Jahrhunderts zu sehen. Vgl. Barbara Dietz, Thomas Nutz: *Naturgeschichte des Menschen als Wissensformation des späten 18. Jahrhunderts. Orte, Objekte, Verfahren*, in: *Zeitschrift für historische Forschung* 32 (2005), S. 44–70. Die Gegenposition findet sich u. a. bei David Bindman: *Ape to Apollo. Aesthetics and the Idea of Race in the 18th Century*, Ithaca, NY 2002. Zur Einbettung der Anfänge des wissenschaftlichen Rassismus im 18. Jahrhundert vgl. Sarah Reimann: *Die Entstehung des wissenschaftlichen Rassismus im 18. Jahrhundert*, Stuttgart 2017.

26 In der Ausgabe von 1795 betont er die Symmetrie „[...] maxime symmetricum et venustissimum feminae Georgianae“, Blumenbach, *De generis* (wie Anm. 20), S. 204. Im Katalog spricht er vom „bildschön proportionierte[n] Schedel einer Georgianerin“ Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, Cod. Ms. Blumenbach I, Nr. 1, Nr. 42 [durchgestrichen] bzw. 1 [https://blumenbach-online.de/fileadmin/wikiuser/Daten\\_Digitalisierung/Sammlungskataloge\\_Blumenbach/Cod\\_ms\\_Blumenbach\\_I\\_1/Cod\\_ms\\_Blumenbach\\_I\\_1.pdf](https://blumenbach-online.de/fileadmin/wikiuser/Daten_Digitalisierung/Sammlungskataloge_Blumenbach/Cod_ms_Blumenbach_I_1/Cod_ms_Blumenbach_I_1.pdf) [letzter Zugriff: 20.09.2024].

27 Vgl. <https://blumenbach-online.de/Einzelseiten/Itinerar.php> [letzter Zugriff: 24.08.2024].

28 Vgl. Frank William Peter Dougherty: *The Correspondence of Johann Friedrich Blumenbach*, 6 Bde., Göttingen 2006–2015; John Gascoigne: *Blumenbach, Banks and the Beginnings of Anthropology at Göttingen*, in: Nikolaas C. Rupke (Hrsg.): *Göttingen and the Development of the Natural Sciences*, Göttingen 2002, S. 86–99.

dem Kapitän William Bligh (1754–1817).<sup>29</sup> Blumenbach selbst war also weder an der britischen Expedition beteiligt, noch gehörte er als Resident des Herzogtums Sachsen-Gotha und Göttinger Gelehrter einer so genannten See-, also Kolonialnation an, entwickelte aber gleichwohl eine Taxonomie, die den Vorrang der „weißen Rasse“ festschrieb. Das Argument, das bei den polnischen Forschern, wie in dem Eingangszitat angeführt, verwendet wird, sie gehörten keiner Kolonialnation an und seien deshalb von einem entsprechenden Erbe frei, erweist sich damit bereits beim Vergleichsfall Blumenbach als nicht stichhaltig.

Blumenbachs wichtigstes Evidenzmittel, seine im 19. Jahrhundert immer weiter wachsende Schädelammlung, wäre ohne die entsprechenden hegemonialen Praktiken in den europäischen Kolonien oder Imperien nicht möglich gewesen.<sup>30</sup> Die Verbindung zur britischen Kolonialmacht ist in der Forschung bisher gesehen und in ihrer Bedeutung für die Episteme betont worden. Auch die Verbindung nach Osten – nach St. Petersburg – ist zwar grundsätzlich bekannt. Ihre Bedeutung für Blumenbachs Klassifizierungsarbeit wird allerdings in der Regel unterschätzt. Dabei stammten 46 der 82 Überreste in seiner Schädelammlung<sup>31</sup> von dem Petersburger Mediziner und Staatsrat sowie Göttinger Alumnus Baron Georg Thomas von Asch (1729–1807).<sup>32</sup> Asch wiederum profitierte in seiner Position als russischer Generalstabsarzt und Staatsbeamter von seinen Beziehungen zu den dortigen Chirurgen, die ihm ihr „Material“ zur Verfügung stellten.<sup>33</sup>

Expeditionen, Reisebeschreibungen und Schreibtischwissenschaft sowie darüber hinaus koloniale wie imperiale Verflechtungen in West und Ost waren also die Ingredienzen, aus denen schließlich im Laufe des 19. Jahrhunderts die Disziplin der physischen Anthropologie entstand, auf die auch der politisch-soziale Rassismus zum Teil zurückgriff. Sie trat ihren Siegeszug in den 1860er Jahren von Paris aus an. Die Französische Anthropologische Gesellschaft (gegründet 1859) und die École d'Anthropologie wurden bis in die 1880er Jahre zu maßgeblichen Institutionen europäischer Forschung über die so genannten menschlichen Rassen, ihrer Bestimmung durch Messungen und ihrer Deutung.<sup>34</sup> Die Arbeiten und Messinstrumente des französischen Arztes Paul Broca (1824–1880), der auch Sekretär der Gesellschaft war, waren dabei paradigma-

29 Vgl. Cod. Ms. Blumenbach I, Nr. 1 (wie Anm. 26), Nr. 69 „Schedel eines O-Taheiten. mitgebracht von Cptn Bligh auf der berühmten Reise da er den Brodbaum von dort nach Jamaica verpflanzte. erhalten v. Sr Joseph Banks den 26 Febr. 94. s. deßen Briefe v. 16 Aug. u. 31 Xbr. 93 undv. 7 Febr. 94.“

30 Vgl. *Collectio craniorum diversarum gentium decades (1790–1828)*; Cod. Ms. Blumenbach I, Nr. 1 (wie Anm. 26). Zu Blumenbachs Sammlung vgl. Thomas Nutz: Wissen aus Objekten. Naturgeschichte des Menschen und Menschheitsgeschichte, in: Ulrich Johannes Schneider (Hrsg.): *Kulturen des Wissens*, Berlin 2008, S. 599–606.

31 Vgl. <https://www.anatomie.uni-goettingen.de/de/blumenbach.html> [letzter Zugriff: 24.08.2024].

32 Vgl. Cod. Ms. Blumenbach I, Nr. 1. Johann Georg Blumenbach: Blumenbachs Bericht zu seinem Vortrag über drei von Georg Thomas von Asch geschenkte „Schädel der verschiedenen Menschenraßen“ vor der Societät, in: *Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen* 187 (1786), S. 1873–1874; Malin Sonja Wilckens, Jonatan Kurzweily: Wert und Verwendung menschlicher Überreste. Vergangene und gegenwärtige Perspektiven im interdisziplinären Dialog, in: *Historische Anthropologie* 30 (2022), H. 3, S. 329–349, hier S. 333 f. Böker zählt 57 Schädel, die unter Aschs Vermittlung nach Göttingen kamen. Wolfgang Böker: Zur Geschichte der Schädelammlung Johann Friedrich Blumenbachs, in: *Annals of the History and Philosophy of Biology* 23 (2018), S. 3–30, hier S. 11.

33 Die Schädel, die Asch Blumenbach nach Göttingen mitbrachte, stammten zum Teil vom Collegienrath Jacob Reineggs. Vgl. S. Cod. Ms. Blumenbach I, Nr. 1 (wie Anm. 26). Zu Reineggs vgl. Constantin von Wurzbach: Reineggs, Jacob, in: *Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich*, 25. Theil, Wien 1873, S. 200–202. Die afrikanischen Schädel seiner Sammlung kamen aus den Niederlanden oder über den Kasseler Anatom Soemmering; Cod. Ms. Blumenbach I, Nr. 1.

34 Vgl. Francis Schiller: *Paul Broca: Founder of French Anthropology, Explorer of the Brain*, New York, NY 1992.

tisch.<sup>35</sup> In welcher Beziehung stand nun die polnische Anthropologie, verkörpert durch den Aufständischen, Mediziner und Ethnografen Kopernicki, das erste hier gewählte Beispiel, zu diesem wissenschaftlichen Zentrum? Und wer waren seine Lieferanten menschlicher Überreste, auf die die Disziplin so sehr angewiesenen war?

## Sammeln und tauschen: Die physische Anthropologie und ihre polnischen Akteure im 19. Jahrhundert

Kopernicki, der 1886 die erste außerordentliche Professur für Anthropologie im Habsburgerreich, und zwar an der Krakauer Universität, antrat, war von seiner Ausbildung her Mediziner und arbeitete lange Zeit als Anatom. Er hatte sein Studium an der Universität Kiew absolviert, beschäftigte sich in seiner Dissertation mit so genannten slawischen Schädeln und besuchte 1864 Kurse an der Pariser École d'Anthropologie.<sup>36</sup> Die Verbindung nach Paris riss auch später nicht ab. Kopernicki veröffentlichte seine Arbeiten in den renommierten „Bulletins de la Société d'Anthropologie“ und stellte dort seine Messgeräte vor.<sup>37</sup> Ja mehr noch – er versorgte auch die Pariser wissenschaftliche Gemeinschaft mit Schädeln, deren Herkunftsgebiete nicht zum Einflussbereich der französischen Kolonialmacht gehörten, nämlich mit denen sibirischer Provenienz. Darüber, wie er an die für die Wissenschaft begehrten Forschungs- und Prestigeobjekte kam, gibt ein Bericht eines Beschenkten, des deutsch-französischen Anthropologen und Vorsitzenden der Société d'Anthropologie Franz Pruner / Pruner Bey (1808–1882) Auskunft.<sup>38</sup> Dieser zitierte aus Kopernickis Angaben zu dem Material wie folgt:

„Mein Schädel eines Giljaken wurde 1860 in einem Wald von Kizia<sup>39</sup> zwischen den Zweigen eines Baumes gefunden, von einem polnischen Verbannten, Herrn Hil. Weber, der in Plock geboren wurde. Dieser Naturalist, ebenso befähigt wie eifrig, hat ihn während einer **botanischen Exkursion** [Her vorhebung; M. R.] in die Umgebung gesammelt. In dieser Zeit hat mein Cousin und Freund, Herr Giller, ebenfalls ein Sibirienverbannter [...], der freundlich genug war, mich mit einigen Schädeln der Völker Sibiriens zu versorgen, von Herrn Weber diesen Giljakenschädel erhalten und ihn selbst nach Warschau gebracht, wo ich ihn 1863 erhalten habe.“<sup>40</sup>

35 Vgl. Claude Blanckaert: *De la race à l'évolution. Paul Broca et l'anthropologie française (1850–1900)*, Paris 2011, S. 111–142, 181–199.

36 Vgl. Stefan Kieniewicz, Paweł Sikora: Izydor Kopernicki, in: *Polski Słownik Biograficzny*, Bd. 14, Warszawa u. a. 1968–1969, S. 1–3.

37 Kopernicki berichtete über seine eigene Erfindung eines Kraniographen, also eines Instruments, mit dem die Schädelformen möglichst getreu aufs Papier zu übertragen wären: *Description d'un nouveau crâniographe; étude crâniographique des races*, in: *Bulletins de la Société d'Anthropologie de Paris II Série 2* (1876), Bd. 2, S. 559–571.

38 Vgl. August Hirsch: Pruner, Franz, in: *Allgemeine Deutsche Biographie (ADB)*, Bd. 26, Leipzig 1888, S. 675 f.

39 Gemeint war der Kizi-See.

40 „Mon crâne de Ghiliak fut trouvé, en 1860 dans une forêt de Kizia, entre les branches d'un arbre par un exilé Polonais, M. Hil. Weber, né à Plock. Ce naturaliste, aussi instruit que zélé, le recueillit dans une excursion de botanique faite aux environs. A cette époque mon cousin et ami M. Giller également exilé en Sibérie [...] qui avait bien voulu se charger de me procurer quelques crânes des peuplades de la Sibérie, obtint de M. Weber celui de Ghiliak et l'apporta lui même à Varsovie, où je l'ai reçu en 1863.“ [Franz] Pruner Bey: *Description d'un crâne de Ghiliak et note sur les Ghiliaks*, in: *Bulletins* (wie Anm. 37), S. 571–579, hier S. 572. Zu Weber vgl. Gabriel Brzęk: *Udział Polaków w badaniach przyrody Syberii* [Der Anteil der Polen an den Forschungen über die Natur in Sibirien], in: *Analecta. (Studia i materiały z dziejów nauki)* 8 (1999), H. 1 (15), S. 121–190, hier S. 129. Vgl. auch Jan Trynkowski: *Kodeks etyczny zesłańca w świetle pism Agatona Gillera* [Der ethische Kodex eines Verbannten im Licht der Schriften Agaton Gillers], in: *Studia Łomżyńskie* 14 (2003), S. 23–30.

An Pruners Aussage sind mehrere Dinge bemerkenswert. Erstens wird ein Netzwerk deutlich, dessen Knoten vom Amur über Irkutsk und Warschau nach Paris reichen. Damit bestätigt sich auch hier, wie bereits bei Blumenbach, die östliche Dimension der globalen Jagd nach Schädeln. Zweitens waren es die politischen Bedingungen der Verbannung, die „botanische Exkursionen“ einschließlich des „Schädelsammelns“ ermöglichten. Und drittens hatte Kopernicki seinem Cousin offenbar den Auftrag erteilt, ihn mit „einigen Schädeln“ zu versorgen. Die Translokation menschlicher Überreste von Individuen nicht christlicher Glaubensgemeinschaften war also in diesem Fall eine auf familiären und freundschaftlichen Beziehungen basierende Aktion. Von Blumenbachs oder Brocas Vorgehen unterschied sie sich dadurch, dass die an ihr Beteiligten – Hilary Weber (1817–1870),<sup>41</sup> Agaton Giller (1831–1887)<sup>42</sup> und Kopernicki – nicht Mitglieder wissenschaftlicher Expeditionen, sondern politisch Verfolgte und zum Teil Verbannte waren. Im politischen Feld lassen sich diese Akteure also als Opfer oder Objekte repressiver Maßnahmen charakterisieren. Zugleich bemächtigten sie sich als Amateur-Wissenschaftler und Europäer menschlicher Überreste nicht europäischer Kulturen. Die polnischen Sammler wie Giller oder Weber taten dies nicht im Auftrag einer staatlichen oder wissenschaftlichen Institution. Sie agierten von sich aus, bestärkt durch das neue wissenschaftliche Paradigma, das Instrumenten und Objekten einen höheren Status zuschrieb als der Beschreibung und dem bloßen Auge.<sup>43</sup> Dass diese Praxis des Sammelns trotz ihrer Verbreitung seit den 1820er Jahren<sup>44</sup> einer Erklärung bedurfte, wird an Pruners Erläuterungen deutlich. Dieser schrieb einleitend, um die Herkunft des Schädels darzulegen: „Die Umgebung des Sees wird vom Nomadenstamm der Giljaken bewohnt, die Fischer sind. Sie begraben ihre Toten nicht, sondern verstecken sie in den Tiefen der Wälder, ausbreitet zwischen den Baumästen, wo sie Beute der Vögel werden.“<sup>45</sup>

Pruner erzeugte damit den Eindruck, dass die Niwchen (so die heutige Bezeichnung für das Volk) die Überreste ihrer Toten quasi zur freien Verfügung überlassen würden. Dies war mitnichten der Fall. Vielmehr war für die Anhänger der meisten animistischen Religionen der Amurgegend das Verbleiben der Überreste an Ort und Stelle wesentlich.<sup>46</sup>

Als Kopernicki seine private Sammlung im Jahr 1887 schließlich der Universität in Krakau übergab, zählte sie 363 menschliche Schädel. Ihre Mehrheit galt als zeitgenössisch (262). Darunter

41 Hilary Weber nahm am Novemberaufstand von 1830 teil und wurde 1833 zur Ansiedlung nach Sibirien verschickt. Vgl. Brzęk, *Udział Polaków* (wie Anm. 40), S. 121–190, hier S. 129.

42 Giller wurde mit 22 Jahren wegen revolutionärer Propaganda zum Dienst in den ostsibirischen Strafbataillonen verurteilt und blieb bis 1860 als „Ansiedler“ in Sibirien. Vgl. Stefan Kieniewicz: Giller Agaton, in: *Polski Słownik Biograficzny*, Bd. 7, Warszawa u. a. 1948–1958, S. 467–470.

43 Zur objektivistischen Wende in der Wissenschaft vgl. Lorraine Daston: Objectivity versus Truth, in: Hans Erich Bödeker, Peter Hanns Reil u. a. (Hrsg.): *Wissenschaft als kulturelle Praxis 1750–1900*, Göttingen 1999, S. 17–32.

44 Die Auswirkung des wissenschaftlichen Paradigmas der Phrenologie im britischen Kolonialreich behandelt Kim A. Wagner: Confessions of a Skull. Phrenology and Colonial Knowledge in 19th Century India, in: *History Workshop Journal* 69 (2010), S. 27–52, hier S. 38.

45 „Les environs du lac sont occupés par la tribu nomade des Ghiliaks, qui sont pêcheurs. Ils n’enterrent pas leurs morts, mais les cachent au fond des forêts, suspendus aux branches d’arbres, où ils deviennent la proie des oiseaux.“ Pruner Bey, *Description* (wie Anm. 40), S. 572. Die Herkunft dieses Schädels war auch später Gegenstand wissenschaftlicher Debatten, vgl. Leopold von Schrenck: *Reisen und Forschungen im Amurlande (1858–1900)*, St. Petersburg 1900, S. 229.

46 Vgl. Käthe Uray Köhalmi: Sibirische Religionen, in: *Theologische Realenzyklopädie* 31 (2000), S. 236–240; Horst Nachtigall: Die erhöhte Bestattung in Nord- und Hochasien, in: *Anthropos* 48 (1953), H. 1/2, S. 44–70.

waren 194 als europäisch, 33 als asiatisch, neun als ozeanisch, zehn als afrikanisch und 14 als amerikanisch klassifiziert.<sup>47</sup> 1909 umfasste die Sammlung, dann bereits unter Kopernickis Nachfolger, 1 000 Schädel.<sup>48</sup> Zu Kopernickis Lieferanten so genannter asiatischer beziehungsweise ozeanischer Schädel zählte neben Giller ein anderer polnischer Verbannter, der Arzt und Naturkundler Benedykt Dybowski (1833–1930).<sup>49</sup> Wie seinem Verwandten Giller hatte Kopernicki auch seinem Freund Dybowski einen Sammelauftrag erteilt. In einem Brief vom Februar 1878 bat er den Freund, der damals als Arzt auf Kamčatka tätig war, um den Schädel eines „Jakuten, Koriaken oder ähnliche“;<sup>50</sup> zwei Jahre später drängte er darauf: „Schädel, Skelette usw. zu bekommen, von Kamtschadalen, Koriaken, Tschuktschen, Aleuten u. Ä., Hauptsache authentisch.“<sup>51</sup>

Die Facetten der Selbstermächtigung europäischer Sammler und Forscher gegenüber den nicht christlichen Kulturen Asiens sind nicht nur oder nicht in erster Linie wegen ihrer heute nicht mehr tragbaren ethischen Dimension zu thematisieren.<sup>52</sup> Denn auch Ethik unterliegt historischem und gesellschaftlichem Wandel.<sup>53</sup> Sie sind, wenn man sie historisiert, wichtig, weil sie die Legitimationsinstanzen deutlich machen, in deren Namen die hier beschriebenen Praktiken ausgeführt wurden. Die polnischen Forscher waren ihrem Verständnis nach moderne, positivistische Wissenschaftler, für die alle Phänomene der Natur und damit der Mensch in allen seinen Teilen, Forschungsobjekt war und die den Beweis durch „objektive“ Messung und durch Objekte höher schätzten als die textliche Beschreibung. Die Verwendung von menschlichen Überresten war außerdem grundsätzlich durch die Überzeugung vom Nutzen wissenschaftlicher Erkenntnis legitimiert. Dementsprechend war die wichtigste Instanz, die das Handeln der „Sammler“ rechtfertigte, die europäische Wissenschaftsgemeinschaft. Zu ihr fühlten sich die polnischen Forscher zugehörig und sie waren über ihre Publikationspraxis auch tatsächlich Teil dieser Community.<sup>54</sup>

47 Vgl. Michał Godycki: *Sto lat antropologii polskiej 1856–1956: Izydor Kopernicki* [Einhundert Jahre polnische Anthropologie 1856–1956: Izydor Kopernicki], Wrocław 1956, S. 17. Blumenbachs Sammlung zählte bis zu seinem Tod 1840 229 bzw. 245 Exemplare. Böker, *Zur Geschichte* (wie Anm. 32), S. 10.

48 Vgl. Entwurf eines Briefs der Philosophischen Fakultät an das K. K. Ministerium vom 7.5.1909, Archiwum UJ WF II 176. Zum Vergleich: die erweiterte Sammlung Blumenbachs zählte 790 Schädel. Böker, *Zur Geschichte* (wie Anm. 32), S. 22.

49 Vgl. Gabriel Brzęk: *Benedykt Dybowski. Życie i dzieło* [Benedykt Dybowski. Leben und Werk], Wrocław 1994.

50 Izydor Kopernicki: *Listy do Jana Karłowicza, Adama Honorego Kirkora i Benedykta Dybowskiego* [Briefe an Jan Karłowicz, Adam Honory Kirkor und Benedykt Dybowski], in: *Przegląd Antropologiczny* 26 (1960), S. 59–132, hier S. 104.

51 Ebenda, S. 118.

52 Vgl. David Garreth Jones: *Anatomists' Uses of Human Skeletons: Ethical Issues Associated with the India Bone Trade and Anonymized Archival Collections*, in: *Anatomical Sciences Education* 16 (2023), S. 610–617.

53 Vgl. Regina Bendix, Jonatan Kurzweily: *Custody and Custodianship. A Reflection on Collection Terminology through the Lens of Human Remains*, in: *Anthropology Today* 37 (2021), S. 21–24. Zur aktuellen Provenienzforschung in der Göttinger Sammlung vgl. <https://www.uni-goettingen.de/de/629688.html> [letzter Zugriff: 24.08.2024].

54 Kopernicki veröffentlichte nicht nur in französischen Fachzeitschriften, sondern u. a. im *Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland*, im *Journal of Anthropology*, in der *Revue d'Anthropologie* sowie in den Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Das Bedürfnis, sich trotz Verlustes der Staatlichkeit nicht aus der europäischen Wissenschaftsgemeinschaft herauszuschreiben zu lassen, ist in dem „Gründungsprogramm“ der polnischen Ethnographie von 1802 sichtbar. Vgl. Hugo Kollątaj: *List Hugona Kollątaja do J. Maja z Ołomuńca dnia 15 lipca 1802 r. pisany* [Brief Hugo Kollątaj's an J. Maj aus Olmütz, geschrieben am 15. Juli 1802], in: *Pamiętnik Warszawski* 7 (1810), H. 2/4, S. 17–42.



Die polnischen Forscher waren, wie Blumenbach, aber anders als Broca, Anhänger der Theorie von der gemeinsamen Abstammung.<sup>55</sup> Dies bedeutet nicht, dass sie keine hierarchisierenden Unterschiede machten. Kopernicki zum Beispiel hatte seinen Eintritt in die polnische wissenschaftliche Gesellschaft als physischer Anthropologe 1871 mit einem Vortrag über die Unterschiede zwischen der europäischen und afrikanischen Bevölkerung eingeläutet.<sup>56</sup> Er kommentierte auch die von der polnischen „afrikanischen Expedition“ durch Rogoziński mitgebrachten Schädel aus Liberia und Kamerun mit derselben hierarchisierenden Deutung.<sup>57</sup>

In der Praxis des Sammelns unterschieden die Forscher zwischen Christentum und Animismus, allerdings ohne diesen Unterschied explizit zu thematisieren. Er wurde gerade über die Praxis, nicht über den Diskurs vollzogen. Diese Unterscheidung legitimierte einen jeweils anderen Umgang mit menschlichen Überresten. Bei christlichen Toten verboten die Pietätsvorstellungen die Nutzung toter Körper. Ausgenommen von diesem Verbot war die Verwendung für die Pathologie beziehungsweise Anatomie, also letztlich zu didaktischen Zwecken.<sup>58</sup> Von dieser Pietät wiederum waren Verurteilte und Arme ausgenommen. Bei nicht christlichen Toten galten die Pietätsvorschriften nicht und erlaubten so das „Sammeln“.

Auch Talko-Hryniewicz, Kopernickis Nachfolger in Krakau, der nach den Wirren der Revolution von 1905 von der russisch-chinesischen Grenzstadt Kjachta in das galizisch-österreichische Krakau übersiedelte, lag viel daran, nun „seine“ Krakauer Sammlung zu vergrößern. Sie umfasste über 1 000 Überreste – Schädel, Schädelteile und einzelne Knochen.<sup>59</sup> Während seines Aufenthalts in Kjachta hatte Talko-Hryniewicz nach eigenen Angaben ca. 500 Gräber im Transbaikalgebiet und in der Mongolei ausgehoben.<sup>60</sup> Um sie möglichst um „Exponate“ aus Südostasien zu ergänzen, wandte er sich an Władysław Michał Zaleski (1852–1925), einen Landsmann, den er als Kind im Haus seiner Großmutter in Litauen kennengelernt hatte. Zaleski war in der Zwischenzeit zum apostolischen Delegat für Ostindien aufgestiegen und betätigte sich neben seinem

55 Vgl. Sophie Bitter-Smirnov: Arguing against Monogenism: Strategies in Polygenist Argumentation against the Unity of Mankind, in: Julian T. Gärtner, Malin S. Wilckens (Hrsg.): Racializing Humankind. Interdisciplinary Perspectives on Practices of „Race“ and Racism, Wien 2022, S. 233–258.

56 Vgl. Izidor Kopernicki: Anatomiczno-antropologiczne spostrzeżenia nad Murzynem. Rzecz czytana na pierwszym zjeździe Lekarzy i Przyrodników Polskich w Krakowie [Anatomisch-anthropologische Beobachtungen eines Negers. Ein Vortrag gehalten auf der ersten Versammlung Polnischer Ärzte und Naturwissenschaftler in Krakau], in: Rocznik Cesarsk. Król. Towarzystwa Naukowego Krakowskiego. Poczci trzeci 19 (1871), S. 75–100.

57 Vgl. Izidor Kopernicki: Dwie kobiece czaszki murzyńskie (Posiedzenie Towarzystwa Lekarskiego Krakowskiego) [Zwei weibliche Negerschädel (Sitzung der Krakauer Gesellschaft der Ärzte)], in: Przegląd Lekarski 23 (1884), H. 12, S. 172. Zur Expedition vgl. Maria Rhode: Zivilisierungsmission und Wissenschaft. Polen kolonial?, in: Geschichte und Gesellschaft 39 (2013), S. 5–34, hier S. 29–33.

58 Für das Sezieren, das erlaubt war und in der Frühen Neuzeit von manchen Landesfürsten gefördert wurde, sollten Leichen von Verbrechern genommen werden, denen die ehrenhafte Bestattung verweigert wurde. Das Öffnen von Gräbern war durch das Gebot der Totenruhe verboten. Vgl. Barbara I. Tshisuaka: Vesal[ius], Andreas, in: Werner E. Gerabek, Bernhard D. Haage u. a. (Hrsg.): Enzyklopädie Medizingeschichte, Berlin u. a. 2005, S. 1440f.

59 Vgl. Entwurf eines Schreibens der philosophischen Fakultät der Jagiellonen-Universität Krakau an das K. u. K. Ministerium für Kultus 7.5.1909: AUJ, UJ WF II 176, Brief Talko-Hryniewicz an Benedykt Dybowski vom 17.11.1912 und vom 22.9.1913, APAN Warszawa, 382, zespół Gabriel Brzęk.

60 Vgl. Julian Talko-Hryniewicz: Z przeżytych dni 1850–1908 [Von den erlebten Tagen 1850–1908], Warszawa 1930, S. 290f.



Amt als Kirchenfürst als Botaniker.<sup>61</sup> Talko-Hryniewicz bat ihn darum, seine Sammlung durch Objekte aus dessen Einflussgebiet, das hieß zu diesem Zeitpunkt vor allem aus dem heutigen Sri Lanka (ehemals Ceylon), zu erweitern. Die Antwort dieses von der europäischen Überlegenheit überzeugten religiösen und wissenschaftlichen Akteurs fiel auf den ersten Blick ernüchternd aus. Er schrieb 1910 aus Kandy, der ehemals königlichen und nun auch seiner Residenzstadt, in der er ein Priesterseminar eingerichtet hatte:

„Ich wäre sehr glücklich, Ihnen, Herr Professor, einen Dienst zu erweisen und Ihnen bei der Bereicherung Ihrer anthropologischen Sammlung zu helfen, aber hier ist das Sammeln von Knochen und Schädeln sowohl durch Gewohnheit wie durch das Gesetz sehr erschwert. [...]

Die Engländer sind in diesen Sachen sehr wenig hilfreich. Das Land hier ist zu zivilisiert, als dass man in den Grabstätten herumgraben könnte, und wenn es jemand täte, würde er verdächtigt, dass er die Knochen für Zauberei brauche.“<sup>62</sup>

Zaleski beschrieb die Situation im britischen Kolonialreich beziehungsweise auf Sri Lanka als eine, in der das „Herumgraben“ mit Unzivilisiertheit gleichgesetzt und von den Briten behindert würde. Das wissenschaftliche Anliegen rückte damit, besonders wenn man Zaleskis Selbstverständnis als Amateurwissenschaftler hinzuzieht, merkwürdig in die Nähe einer unzivilisierten Aktion. Hieß dies, dass „Sammeln“ menschlicher Überreste zu wissenschaftlichen Zwecken im kolonialen Indien nicht vorkam? Und dass die Kolonialbehörden diese Praktiken missbilligten?

Das war mitnichten der Fall. Sri Lanka (Ceylon), das Gebiet, auf dem sich das Objekt der Begierde des Krakauer Anthropologen befand, hatte seit den 1880er Jahren zunehmend das Interesse europäischer Forscher auf sich gezogen, und zwar im Rahmen der Diskussion um die Urbevölkerung Indiens, die in den Weddas gesehen wurde. Dazu hatten sich hauptsächlich auf der Basis von Reisebeschreibungen viele europäische, vornehmlich britische (Amateur-)Forscher, geäußert. Großbritannien war mit den anatomischen Museen in Oxford und Cambridge, dem Royal College of Surgeons in London und der anatomischen Sammlung in Edinburgh ein zentraler Ort der „Datenspeicherung“.<sup>63</sup> William Turner (1832–1916), der führende schottische Anatom, zählte 45 „Veddaschädel“, die sich in den britischen Sammlungen befanden.<sup>64</sup> Augenzeugenschaft als Voraussetzung der genauen Beschreibung lebender Völker oder gar Untersuchungen der Schädel, deren geografische – und damit „ethnische“ bzw. „rassische“ – Herkunft präzise gesichert war,

61 Vgl. George Lerski: Polish Prince of the Church in South Asia, in: *The Polish Review* 29 (1984), H. 4, S. 57–69; Karol Karski: Zaleski, Vladislaus, in: Traugott Bautz (Hrsg.): *Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon*, Bd. 14, Hamm 1998, Sp. 335–336; Ludmiła Karpowiczowa: Władysław Michał Bonifacy Zaleski, in: Stanisław Feliksiak (Hrsg.): *Słownik biologów polskich [Wörterbuch polnischer Biologen]*, Warszawa 1987, S. 600.

62 Zaleski an Talko-Hryniewicz 30.3.1910, Archiwum UJ, D III 15/ 1474. „Bardzo bym rad oddać Panu Profesorowi usługę i dopomóc mu w wzbogaceniu jego antropologicznych zbiorów, ale tutaj zbieranie kości i czaszek jest również obyczajem jak i prawem bardzo utrudnione. [...] Anglicy w tych rzeczach są bardzo nieusłużni. [...] Tu kraj zbyt ucywilizowany by można było grzebać po grobowiskach, a toby to uczynił byłby posądzany że tych kości i czaszek potrzebuje do czarów.“

63 Vgl. Metthew R. Goodram: The Beginnings of Human Palaeontology: Prehistory, Craniometry and the ‚Fossil Human Races‘, in: *The British Journal for the History of Science* 49 (2016), H. 3, S. 387–409; Kenneth Kennedy: The Concept of the Vedita Phenotypic Pattern: A Critical Analysis of Research on the Osteological Connections of a Remnant Populations, in: *Spolia Zeylanica* 32 (1971), S. 25–60.

64 Vgl. William Turner: Contributions to the Craniology of the People of the Empire of India. Part II. The Aborigines of Chuta Nagpur, of the Central Provinces, the People of Orissa, the Veddahs and Negritos, in: *Transactions of the Royal Society of Edinburgh* 40 (1900), S. 59–128, hier S. 108.

waren jedoch selten, wie der führende deutsche Anthropologe Rudolf Virchow (1821–1902) 1881 feststellte. Er selbst hatte auf Ersuchen des deutschen Konsuls in Colombo insgesamt sechs Schädel vom Direktor des dortigen Museums leihweise zur Untersuchung in Berlin erhalten und als Schreibtischethnologe 1882 eine Bestandsaufnahme der Forschungen mit eigenen Messungen eben jener Schädel, darunter drei „Veddasschädel“, als Anthropologe veröffentlicht.<sup>65</sup> Die Erweiterung der Datenbasis durch „Sammlung“ besorgten andere. Die wichtigsten unter ihnen waren die eigentlich fachfremden forschenden Privatiers, so die Schweizer Vettern Fritz und Paul Sarasin (1859–1942 bzw. 1856–1929).<sup>66</sup> Diese hatten ab 1883 mehrere Jahre zwischen „Forschung und Raub“<sup>67</sup> auf der Insel zugebracht, um unter anderem „Rassenunterschiede“ zwischen den Bewohnern Sri Lankas zu untersuchen.<sup>68</sup> Von ihrer Reise brachten sie zunächst 49 Schädel mit, die sie, wie sie betonten, fast alle selbst ausgegraben hätten.<sup>69</sup> Tatsächlich aber waren an diesen Unternehmungen viele andere beteiligt, darunter koloniale Agenten, wie der Mitarbeiter der Kolonialverwaltung (*principal assistant colonial secretary of Ceylon*) und Amateurethnologe John Bailey.<sup>70</sup> Insgesamt brachten die Sarasins Überreste von über 90 Individuen verschiedener ethnischer Gruppen aus Sri Lanka mit.<sup>71</sup> Auch wenn sie selbst nur spärliche und nicht ganz plausible Angaben zu den Umständen der „Erwerbung“ machten,<sup>72</sup> kann davon ausgegangen werden, dass diese im kolonialen Kontext, das heißt unter Ausnutzung der Machtasymmetrien zwischen der lokalen Bevölkerung und den Vertretern der Kolonialmacht, vonstattenging.<sup>73</sup>

Angesichts der Angaben von 49 Schädeln und weiteren Überresten kann das „Sammeln“ auf Sir Lanka in den 1880er Jahren also nicht als nicht existent bezeichnet werden. War es „durch Ge-

- 65 Vgl. Rudolf Virchow: Ueber Die Weddas von Ceylon und ihre Beziehungen zu den Nachbarstämmen, in: Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin aus dem Jahre 1881, Berlin 1882, S. 1–143, hier S. 45.
- 66 Vgl. Bernhard C. Schär: Tropenliebe. Schweizer Naturforscher und niederländischer Imperialismus in Südostasien um 1900, Frankfurt a. M. 2015.
- 67 Anna Schmidt: Anthropology and Exhibitions, in: Fierz, Hughes (Hrsg.), Expeditions (wie Anm. 67), S. 2 f., hier S. 2.
- 68 Vgl. Richard Kunz: Measuring, Collecting and Doing Research, in: Gaby Fierz, Sandra Hughes (Hrsg.): Expeditions – The World in a Suitcase. Museum der Kulturen, Basel 2012, S. 4–9; Fritz Sarasin, Paul Sarasin: Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschungen auf Ceylon, Bd. 3: Die Weddas von Ceylon und die sie umgebenden Völkerschaften: ein Versuch, die in der Phylogenie des Menschen ruhenden Räthsel der Lösung näher zu bringen, Wiesbaden 1892/93.
- 69 Vgl. Fritz Sarasin, Paul Sarasin: Outline of Two Years' Scientific Researches in Ceylon, in: Journal of the Ceylon Branch of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland 9 (1886), S. 289–305, hier S. 292.
- 70 Vgl. Fritz Sarasin: Reisen und Forschungen in Ceylon, Basel 1939, S. 87; Bernhard C. Schär: From Batticaloa via Basel to Berlin. Transimperial Science in Ceylon and Beyond around 1900, in: The Journal of Imperial and Commonwealth History 48 (2020), H. 2, S. 230–262, hier S. 238; John Bailey: An Account of the Wild Tribes of the Vedddhas, in: Transactions of the Ethnological Society of London 2 (1863), S. 278–320.
- 71 Vgl. Samanti Kulatilake: The Sarasins' Collection of Historical Sri Lankan Crania, in: Anthropological Science 128 (2020), H. 3, S. 119, mit Berufung auf: Fritz Sarasin, Paul Sarasin: Ergebnisse Naturwissenschaftlicher Forschungen auf Ceylon, Bd. 4: Die Steinzeit auf Ceylon, Wiesbaden 1908.
- 72 Vgl. Sarasin, Sarasin, Ergebnisse (wie Anm. 71), Bd. 4, S. 5, 91 und (wie Anm. 68), Bd. 3, S. 164–167.
- 73 Vgl. <https://www.medien.bs.ch/nm/2024-restitution-im-zeichen-der-versoehnung-rr.html> [letzter Zugriff: 24.08.2024].

wohnheit und durch Gesetz erschwert“, wie Zaleski behauptete? Die Angaben der Sarasins dazu ergeben ein widersprüchliches Bild. Einerseits schrieben sie:

„Nun spielen freilich in der Literatur Wedda-Schädel und -Knochen, die angeblich in Höhlen gefunden sein sollen, eine gewisse Rolle. Wir selber aber haben in den vielen Höhlen, die wir besucht, nie welche gesehen und die obige Überlegung macht es höchst wahrscheinlich, dass in den allermeisten Fällen diese Schädel gar nicht aus Höhlen, sondern aus geöffneten Gräbern stammen [...], dass aber der betreffende Sammler aus Scheu vor Unannehmlichkeiten angab, in ‚einer Höhle gefunden‘ als ‚einem geöffneten Grab entnommen.“<sup>74</sup>

Damit wird deutlich, dass das Sammeln in Höhlen als prähistorische Forschung in den Augen der Europäer offenbar erlaubt war, das Öffnen von Gräbern dagegen Unannehmlichkeiten erwarten ließ und deshalb verschwiegen wurde. Die Sarasins gingen außerdem davon aus, dass die „prähistorische“ Praxis, die Toten in Höhlen oder im Wald mit oder ohne Grabbeigaben der Natur auszusetzen, zum Zeitpunkt ihres Aufenthalts auf Sri Lanka auf Druck der Behörden nicht mehr stattfand, es demnach nicht möglich war, zufällig auf menschliche Knochen oder Schädel zu treffen.<sup>75</sup> Sie mussten also genau das tun, was sie bei anderen als Versuch der Verschleierung deuteten, das heißt relativ neue Gräber öffnen lassen.<sup>76</sup>

Über ihre eigene Praxis des Auffindens von menschlichen Überresten schrieben die Schweizer:

„Vor dem Skelett eines schon seit längerer Zeit Verstorbenen zeigen die Naturweddas keine Scheu mehr. Wir fanden niemals die geringste Schwierigkeit, die Skelette der Weddas zu sammeln; sie zeigten uns immer bereitwillig die Stelle, wo sie dieselbe [sic], der Anweisung ihres singhalesischen Aufsehers Folge leistend, begraben hatten. Wenn wir dann das Skelett aus dem Boden holten, sahen sie meist mit Interesse und ohne die leiseste Aufregung uns zu [...].

[...] Immer wurde uns bereitwillig Auskunft darüber zu Theil, welche Person an der betreffenden Stelle begraben lag. Der Begräbnisort wurde uns stets von den Verwandten des Verstorbenen gezeigt; so führte uns in Mudagala in der Nähe des Omuna ein Vater zum Grabe seiner Tochter [...]. Als wir jenen Vater nach der Todesursache seiner Tochter, der Rangmaniki (zu deutsch: Goldenes Kleinod) ausfragten, erzählte er uns davon in gerührtem Tone, wie wir etwa sagen würden: Ach, das arme, gute Kind! Am Ausgraben und Fortnehmen des Skelettes aber nahm er nicht den geringsten Anstoss [sic].“<sup>77</sup>

Die Forscher gaben in ihren Ausführungen damit an, ein Grab mit Einverständnis der Angehörigen geöffnet zu haben. An anderer Stelle, bei den „tamilisierten Küsten-Weddas“, hätten sie und ihre Vermittler Tricks anwenden müssen, um „hinter dem Rücken der Anderen“ an die Gebeine zu kommen.<sup>78</sup> Sie berichteten auch vom Widerstand der Bevölkerung in Nachbardörfern, so dass sie das Grab wieder zuschütten (lassen) mussten.<sup>79</sup> Wie stand es aber mit dem Gesetz, sprich der Reaktion der Behörden?

74 Sarasins, Sarasins, Ergebnisse (wie Anm. 71), Bd. 4, S. 91, <https://www.biodiversitylibrary.org/item/196066#page/103/mode/1up> [letzter Zugriff: 24.08.2024].

75 Vgl. Sarasins, Sarasins, Ergebnisse (wie Anm. 68), Bd. 3, S. 493.

76 Sie gingen davon aus, dass unter den gegebenen klimatischen Bedingungen die Überreste sehr schnell verwitterten und nur solche Überreste für die Untersuchung nützlich wären, die höchstens zwei Jahre im Boden gelegen hatten, vgl. ebenda, S. 164.

77 Vgl. ebenda, S. 493.

78 Ebenda, S. 164.

79 Vgl. Sarasins, Reisen (wie Anm. 70), S. 125.

Hier spielte es sicher eine Rolle, dass die Sarasins aufgrund ihrer Position als Weiße und Forscher sowie als Protestanten und Angehörige der *upper class* mit der Unterstützung des Gouverneurs und anderer Mitglieder der britischen Verwaltung rechnen konnten und dass sich deren Position in der Kolonialverwaltung mit ihrer Rolle als Amateurwissenschaftler, wie bei Bailey oder dem Gouverneur selbst, der Schirmherr der *Ceylon Branch of the Royal Asiatic Society* war, überschritt.<sup>80</sup> Für Turner, den schottischen „Sammler“, erwiesen sich die Beziehungen zu den ehemaligen Medizinabsolventen aus Edinburgh und späteren Beschäftigten im Kolonialdienst als der wichtigste Weg, um an die begehrten Objekte zu kommen.<sup>81</sup> Wie die Sarasins nutzte auch er die Hilfe eines Missionars.<sup>82</sup>

Talko-Hryniewicz's Versuch, einen lokalen religiösen Akteur vor Ort als Vermittler für eine Graböffnung oder einen entsprechenden Tausch zu gewinnen, entsprach, wie das Beispiel der Sarasins zeigt, der üblichen Praxis. Allerdings war ein katholischer „Kirchenfürst“ im buddhistisch geprägten Sri Lanka unter der Herrschaft einer Kolonialmacht, die sich traditionell antikatholisch definierte, kaum die geeignete Person, um in dem lokalen Beziehungsnetz mit Erfolg agieren zu können. Wenn Zaleski also betonte, dass das Land zu „zivilisiert sei“, als dass man einfach herumgraben könnte, wies er indirekt darauf hin, dass es dafür besonderer Beziehungen bedurfte. Er empfahl dem Krakauer Forscher deshalb, sich an Allan Perry (1860–1929) zu wenden, den *Principal Medical Officer and Inspector General of Hospitals and Principal of the Ceylon Medical College*, schätzte die Erfolgsaussichten allerdings gering ein.<sup>83</sup>

Talko-Hryniewicz nutzte eine andere slawische Verbindung, um seine Sammlung mit nicht europäischen Schädeln zu ergänzen, nämlich die zum Kurator des *National Museum of Natural History* in New York Aleš Hrdlička (1869–1943), der ihm im Tausch für eine „Serie polnischer zeitgenössischer Schädel“ vier präkolumbianische Schädel schickte.<sup>84</sup>

## Schlussfolgerungen

Welche Antwort lässt sich auf die Frage nach dem Charakter der polnischen physischen Anthropologie auf Grundlage der zwei analysierten Fälle formulieren?

Zunächst ist festzuhalten, dass die hier untersuchten polnischen Anthropologen sich durch die Übernahme der in Deutschland und Frankreich entwickelten Taxonomien und Methoden und ihre Fortführung in die europäische Wissenschaftsgemeinschaft einschrieben. Über die Taxonomien teilten und verbreiteten sie uneingeschränkt den wissenschaftlichen Rassismus des 19. Jahrhunderts.

80 Vgl. Schär, *From Batticaloa* (wie Anm. 70), S. 238.

81 Vgl. Ian Harper, Roger Jeffrey: *India in Edinburgh: 1750 s to the Present*, London 2019, S. 125–129.

82 Vgl. ebenda, S. 129.

83 Vgl. Zaleski an Talko-Hryniewicz, 30.3.1910, Archiwum UJ, D III 15/ 1474. Zu Perry vgl. Arnold Wright (Hrsg.): *Twentieth Century Impressions of Ceylon. Its History, People, Commerce, Industries, and Resources*, London 1907, S. 130.

84 Vgl. Aleš Hrdlička an Talko-Hryniewicz, 24.12.1912 und 6.5.1913, Archiwum UJ D III 17/ 1736 und D III 17/1859.

Einen wesentlichen Teil der Evidenzproduktion in der Anthropologie stellten von Beginn der Disziplin an Schädel (und andere humane Überreste) aus verschiedenen Weltteilen dar, die die menschliche Diversität belegen sollten. Zugleich waren die privaten Sammlungen, die Blumenbachs Beispiel folgten, ein Ausweis von Prestige und Anerkennung. Beide Faktoren erklären die globale Jagd nach Schädeln, die seit den 1820er Jahren intensiviert wurde. An ihr nahmen auch die polnischen Anthropologen direkt oder indirekt teil. Wie Blumenbach bereisten sie nicht alle Forschungsgebiete selbst, sondern waren auf Vermittler (*intermediaries*) angewiesen. Menschliche Überreste wurden in ihrer Forschungspraxis auch zu Tauschwaren, die, wie im Fall Kopernickis, soziales Kapital erzeugten und, wie bei Talko-Hryniewicz und Hrdlička, Beziehungen und globale Netzwerke verstärkten.

Die Praktiken, die sie selbst oder ihre Lieferanten bei der Beschaffung der Objekte verfolgten, entsprachen dem Vorgehen anderer zeitgenössischer Forscher, die keine Angehörigen von Kolonialimperien sein mussten, wie der Vergleich mit den Schweizern zeigt. Das Kriterium der Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit zu einer Kolonialnation als Beleg oder Widerlegung des Kolonialen erwies sich bereits bei der Analyse des Zustandekommens der Blumenbachschen Sammlung als hinfällig. Viel wichtiger für die Klassifizierung als kolonial – und daher im Zentrum der vorliegenden Untersuchung – waren die Umstände des „Sammelns“. Das Sammeln missachtete die Grundsätze der lokalen Kulturen und basierte auf der als selbstverständlich vorausgesetzten und deshalb kaum thematisierten Überzeugung, als europäische Wissenschaftler zu diesen Praktiken berechtigt zu sein. Eine besondere Sensibilität gegenüber „unterdrückten Völkern“ und Kulturen, wie im Eingangszitat angedeutet, zeigten die polnischen Anthropologen mitnichten. Auch wenn die Sammlungen Kopernickis und Talko-Hryniewicz nicht ausschließlich aus menschlichen Überresten außereuropäischer Völker bestanden, sondern – in der Tradition der anatomischen Museen – mehrheitlich Überreste europäischer Menschen enthielten, stieg ihr Wert mit dem Anteil der Schädel aus Afrika und Asien beträchtlich. Als Anthropologen, die mit ihren Sammlungen die ganze Menschheit „abzubilden“ hatten, waren sie auf diese „Exemplare“ angewiesen.

Dennoch unterschieden sich die Forscher von ihren europäischen Kollegen durch ihren politisch-sozialen Ort. Ihr (temporärer) Status als Verbannte brachte sie in eine ambivalente Position. Einerseits gehörten sie in Europa beziehungsweise Eurasien (Sibirien) zur Gruppe der politisch Verfolgten, andererseits waren sie – trotz dieses Status – gegenüber den lokalen Gemeinschaften der ursprünglichen Bevölkerung in einer übergeordneten Position. Ihre inferiore Selbstinszenierung als „Diener“ der Wissenschaft und damit der Gesellschaft war ein weiterer Baustein des allgemeinen Narrativs europäischer Forscher(innen) und ein zusätzliches Element des polnischen Aufopferungsdiskurses.

Die Frage, inwiefern das lokale Wissen der untersuchten Gruppen – zum Beispiel über die Begräbnisstätten – in das publizierte Wissen der polnischen Anthropologen mit einfluss, ist aus ihren Schriften kaum zu entnehmen, wäre aber als ein wichtiges Element der Wissensgenerierung bei zukünftigen Forschungen zu berücksichtigen. Dies gilt ebenso für die Frage nach dem heutigen Umgang mit den Überresten.

Maria Rhode

Seminar für Mittlere und Neuere Geschichte, Georg-August-Universität Göttingen,  
Heinrich-Düker-Weg 14, 37073 Göttingen,  
e-mail: [mrhode@gwdg.de](mailto:mrhode@gwdg.de)

seit 2001 Akademische Rätin am Seminar für Mittlere und Neuere Geschichte; Dissertation: Ein Königreich ohne König. Der kleinpolnische Adel in sieben Interregna, Wiesbaden 1997; Forschungsschwerpunkte: Verfassungsgeschichte Polens, Wissenschaftsgeschichte; Publikationen: Der Erinnerungsort Galizien, in: Sabine Bamberger-Stemmann, Hans-Henning Hahn und Robert Traba (Hrsg.): Ungleiche Erinnerungen. Deutsche und Polen im 19. und 20. Jahrhundert. Didaktik der deutsch-polnischen Erinnerungsorte, Frankfurt a. M. 2023, S. 137–190; A Matter of Place, Space and People. Cracow Anthropology 1870–1920, in: Richard McMahon (Hrsg.): National Races, Lincoln 2019, S. 105–140; Zivilisierungsmissionen und Wissenschaft. Polen kolonial?, in: Geschichte und Gesellschaft 39 (2013), H. 1, S. 5–34.



## Rezensionen

## Book Reviews

NoA Band 34 | 2025 | 196–202

Joachim Bahlcke, Roland Gehrke, Ulrich Schmilewski (Hrsg.)

**Landesgeschichte im Spannungsfeld von Wissenschaft, Politik und Öffentlichkeit**  
Die Historische Kommission für Schlesien (1921–2021), 2 Bände, Band 1: Darstellung;  
Band 2: Dokumentation, Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2021, 1052 S.,  
ISBN: 978-3-96023-115-8.

Mein erster Eindruck, als ich mit der rezensierten Publikation in Berührung kam, war mehr als positiv. Die Historische Kommission für Schlesien (weiter Kommission), ein wissenschaftlicher Verein, der vor dem Krieg in Breslau ansässig und nach dem Krieg in Westdeutschland tätig war, hat sich zu ihrem 100-jährigen Bestehen ein Denkmal gesetzt. Nicht in Bronze oder Marmor, sondern in zwei sorgfältig herausgegebenen Bänden. Beide Bände sind gebunden, reich bebildert und in einer gemeinsamen Schachtel untergebracht. Inhaltlich deckt das Werk alle Phasen und Aspekte des Wirkens der Kommission ab, wobei sich der erste Band auf die organisatorischen und wissenschaftlichen Aktivitäten konzentriert, während der zweite Band, prosopografisches, die organisatorischen Strukturen dokumentiert, eine Auswahl von Dokumenten aus der Tätigkeit der Kommission, Biografien der Vorstandsmitglieder und eine Bibliografie der von der Vereinigung veröffentlichten Werke enthält.

Insgesamt haben zehn Autoren mitgewirkt, die wohl alle mit der Kommission verbunden sind und von denen die meisten wichtige Positionen in der Kommission innehatten oder noch innehaben. Dass es sich um eine Gruppe handelt, die das Geschichtsbild Schlesiens in den letzten Jahrzehnten zumindest in Deutschland geprägt hat, brauche ich nicht näher zu erläutern. Die Autoren der vorliegenden Publikation tun dies vor dem Hintergrund der Geschichte anderer Geschichtsvereine in Deutschland und mehrerer historischer Epochen, wobei sie gleich zu Beginn erklären, dass eine angemessene Kritik und andere Regeln der wissenschaftlichen Werkstatt beachtet werden.

Dies ist eine wichtige Aussage, da der Titel selbst auf die Kräfte hinweist, denen die Tätigkeit der in der Kommission versammelten Wissenschaftler in diesem Jahrhundert ausgesetzt war. Sie befand sich im Spannungsfeld zwischen einer Wissenschaft, deren Paradigmen sich rasch änderten, einer Politik, die die Unterstützung von Experten forderte, und einer Öffentlichkeit, die die Bereitstellung von zugänglichem Wissen verlangte.

Die Kommission war als eine Institution konzipiert, die moderne Organisationsmethoden der Wissenschaft in den Osten übertragen sollte. Sie verfolgte einen neuen Ansatz für die Geschichte

der einzelnen deutschen Staaten. Anstelle der Dynastie und ihrer Handlungen wurden das Territorium und seine Bewohner in den Mittelpunkt der Erzählung gestellt. Diese Funktionen begannen sich rasch zu verändern, und die Wissensbeschaffung wurde mit der Eckcharakter der Region und dem politischen Konflikt Deutschlands mit Polen und der Tschechoslowakei konfrontiert.

Dabei übernahm die Kommission zunächst die Rolle eines ‚Bollwerks des Westens‘, dann beteiligten sich einige ihrer Mitglieder aktiv am nationalsozialistischen Umbau des Ostens. Die Ziele der Kommission waren also praktisch von Anfang an national, zumindest die Verteidigung der deutschen Besetzung im Osten.

Nach 1945 wurde der Versuch unternommen, Landesgeschichte ohne das Land, aber mit ihren ehemaligen Bewohnern in Form von Vertriebenengemeinschaften zu betreiben. Lange Zeit wurden diese Ziele nicht wesentlich korrigiert, und der deutsche Beitrag zur europäischen Geschichte wurde weiterhin verteidigt, mit einem mehr oder weniger kolonisierenden Ansatz für Schlesien. Seine polnische und tschechische Geschichte wurde abgelehnt oder weggelassen. Dieser Ansatz änderte sich erst im 21. Jahrhundert, als die Kommission begann, eine vermittelnde Rolle zwischen den nationalen Historiografien zu spielen.

Bemerkenswert sind die organisatorischen Vorbereitungen für die Monografie, die sechs Jahre dauerten und zu mehreren Konferenzen und Veröffentlichungen führten. Wissenschaftlich gesehen wurde diese Arbeit in drei Schritten durchgeführt: (1.) Sie begann mit einer Beschreibung der Entstehung des humanistischen Milieus in Breslau im 19. Jahrhundert und einer Skizzierung seiner ideologischen, zwischenmenschlichen und institutionellen Beziehungen, (2.) das Autorenteam ging dann dazu über, den archivalischen Nachlass der Aktivitäten der Kommission aufzuspüren und zu erforschen, und schloss (3.) mit der Ausarbeitung des Konzepts und der Publikation selbst.

Im Laufe der zweiten Phase des Projekts wurde deutlich, dass solches Erbe der 1951 reaktivierten Vereinigung für die Nachkriegszeit ziemlich vollständig ist, während es für die Breslauer Zeit viel indirektes Material gibt, das sich auch mit der Tätigkeit der Kommission befasst, aber die direkte Hinterlassenschaft ihrer Tätigkeit ist nicht erhalten geblieben. Diese Situation erwies sich als eine grundlegende Schwierigkeit bei der Vorbereitung der Publikation.

Der erste Band, in dem die wissenschaftliche Tätigkeit der Kommission beschrieben wird, besteht neben einer Einleitung, in der die Herausgeber die Prämisse der beiden Bände und deren Gestaltung erläutern, aus 15 Studien, die in drei Teile unterteilt sind und die Höhen und Tiefen der Kommission aufzeigen, wobei auch konzipiert und bearbeitete, aber nicht zu Ende gebrachte Projekte nicht unerwähnt bleiben.

Im ersten Teil mit dem Titel „Gründungsgeschichte und Kommissionsentwicklung“ erörtert der derzeitige und der ehemalige Vorsitzenden der Kommission in jeweils einer Studie die wissenschaftlichen Wege, die zur Gründung der Kommission führten, sowie ihre Organisationsstrukturen und Arbeitsweise.

Joachim Bahlcke hebt in seiner Studie zur Gründung der Kommission hervor, dass die Gesellschaft zwar formal in der schwierigen Zeit der Entscheidung zur Teilung Oberschlesiens gegrün-

det wurde. Diese politischen Umwälzungen bestimmten alsbald die Aktivitäten der Kommission, obwohl die Ursprünge viel länger zurückreichen.

Die Ursprünge der Kommission gehen auf der Professionalisierung der Geschichtsforschung in Deutschland zurück, die weg von der Arbeit der Heimatforschern und im weiteren Sinne selbstbildender Vereine (in Schlesien war dies der Verein für Geschichte und Alterthum Schlesien, in dem um die Jahrhundertwende Colmar Grünhagen eine dominierende Rolle spielte) hin zur Gründung von Fachgesellschaften führte, die engere und vor allem streng wissenschaftliche Kreise zusammenführten.

Dies war anfangs auch das größte organisatorische Problem der Kommission, da Breslau an der wissenschaftlichen Peripherie des Staates lag und es schwierig war, Wissenschaftler an die dortige Universität zu holen, die ihr wissenschaftliches Leben langfristig an sie binden würden. Daher wurden die Anfänge und die erste Phase der Tätigkeit der Kommission von Archivaren dominiert.

Die Spannungen zwischen außeruniversitären Wissenschaftlern und Akademikern überlagerten sich mit dem immer noch ungelösten Konflikt zwischen Katholiken und Protestanten. Beides beeinflusste die Themenwahl der erst nach dem Krieg gegründeten Kommission, die von Anfang an den Anspruch erhob, die moderne historische Forschung über das Land in Form von Wirtschafts-, Verwaltungs- und Kulturgeschichte zu organisieren und dafür Mittel zu beschaffen.

Aufgrund der politischen Situation war die Resonanz 1921 groß, und trotz des wirtschaftlichen Zusammenbruchs zu Beginn der 1920er Jahre konnte die Kommission ihre breit angelegte Arbeit fortsetzen. Der Kommission gelang es, ihre umfassenden Pläne zu verwirklichen. Der folgende Beitrag von Winfried Irgang befasst sich mit gerade diesem Aspekt der Aktivitäten der Gesellschaft. Bereits um die Jahreswende 1921/22 wurden die grundlegenden wissenschaftlichen Ziele der Kommission formuliert. Dies sollten die Erstellung schlesischer Biografien, eine Bibliografie und ein Urkundenbuch sein. Dies sollte auf wissenschaftlichen Konferenzen, in Form von thematischen Sektionen verwirklicht und durch eigene Mittel aus öffentlichen Sammlungen und Zuschüssen von kommunalen und staatlichen Stellen finanziert werden.

In der Konsolidierungsphase 1924–1932 stieg die Zahl der kooptierten Mitglieder und es wurde ein sehr ehrgeiziges wissenschaftliches Programm in Angriff genommen. Zu den genannten Projekten sollten vor allem die Bemühungen um die Erschließung der Bestände der nicht-staatlichen Archive ausgebaut und der Hinterlassenschaft der schlesischen Klöster und im weiteren Sinne die Folgen ihrer Säkularisation behandelt werden. Mit Hermann Aubin als neuer Leiter der Kommission (formell Anfang 1934) erwies sich das Jahr 1933 als Wendepunkt. Aubin war kurz zuvor an die Universität Breslau assoziiert worden; er brachte eine aggressive völkische Ideologie (in Form des gesamtschlesischen Kulturraums) aus dem Westen und leitete tiefgreifende organisatorische und wissenschaftliche Veränderungen ein. Es ging darum, eine starke Hierarchie zu etablieren und Akademiker jüdischer Herkunft zu entfernen und überdies diejenigen auszugrenzen, die mit politischen Gegnern des Nationalsozialismus (der Zentrumsparterie) in Verbindung standen. Unbequeme (kirchliche) Themen sollten nicht mehr verfolgt werden, die Kräfte sollten auf die Umsetzung des Vorzeigeprojekts der Kommission konzentrieren, nämlich die Synthese der

Geschichte Schlesiens, die eine Antwort auf den 1933 in Krakau veröffentlichten ersten Band der polnischen Synthese (bis 1400) sein sollte.

Mit der Unterstützung des nationalsozialistischen Staates konnte dieses Projekt 1938 verwirklicht werden (die Synthese wurde bis 1526 erstellt). Der zweite Band der Geschichte des Landes, der damals in Vorbereitung war, konnte wegen Papiermangels nicht fertiggestellt werden.

Dieses Projekt und im weiteren Sinne der Vorkriegsmodus der Kommission mit Aubin als Ehrenvorsitzendem wurde 1951 unter der institutionellen Obhut des Herder-Instituts in Marburg wieder aufgegriffen, das generell als Ersatz für die verlorenen wissenschaftlichen Einrichtungen in Osteuropa dienen sollte. Wie schwierig es ist, ohne Quellen und Bibliotheken effektiv zu arbeiten, zeigen die folgenden Jahrzehnte der Kommission. Sie brachten eine ganze Reihe unvollendeter oder fragwürdiger Projekte hervor, und erst 1973 erschien der zweite Band der Geschichte Schlesiens (Habsburger Zeit). Die mehrfachen Neuauflagen des ersten Bandes mit geringfügigen Änderungen in der Einleitung zeigen, was der Vereinsarbeit am meisten fehlte: die Reflexion über die methodologischen Schleifen in der Ostforschung und das Fehlen einer politischen Abrechnung der braunen Bindungen. Daran änderte auch das Erscheinen des letzten Bandes der deutschen Landesgeschichte im Jahr 1999 nichts, der schon damals deutlich vom Stand des Wissens entfernt war.

Die ersten grenzüberschreitenden Kontakte, eher privat, fanden in den 1970er Jahren statt. Die Zusammenarbeit mit Wissenschaftlern aus Polen und der Tschechischen Republik begann erst nach der politischen Wende von 1989. Die ersten, nicht-deutschen Mitglieder wurden erst im 21. Jahrhundert in den Verein aufgenommen.

Die nächsten sieben Studien befassen sich mit den Konzepten und der Durchführung einzelner Kommissionsprojekte. Der Titel dieses Abschnitts: „Interdisziplinarität als Innovation“, weist auf die wichtigste Stärke der Kommissionsarbeit bis 1939 hin. Die Studie von Roland Gehrke hat einen einleitenden Charakter, indem er die einzelnen Formen ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit in Form von Tagungen, Publikationsreihen und Partnerschaftsprojekten zusammenfassend erörtert.

Die nachfolgenden Autoren gehen auf einzelne Formen der Tätigkeit ein. Norbert Kersken stellt zunächst das erste große Projekt der Kommission in Form einer Studie über nicht-staatliche Archive vor. Dabei ging es um die umfangreichen Bestände von Stadt, Kirche und Adel. Mehrere Jahre lang bemühte man sich, oft mit Unterstützung lokaler Kräfte, zumindest Regesten der Unterlagen einzelner Ortschaften zu erstellen. Diese Tätigkeit wurde bereits während des Zweiten Weltkriegs aufgegeben.

Das ganze Jahrhundert hindurch wurden Regestern und Stadtbücher veröffentlicht, was auch aus politischen Gründen wichtig war, da es den deutschen Beitrag zur Zivilisation in Schlesien zeigte. Ab der zweiten Hälfte der 1950er Jahre konkurrierte das Team von Prof. Karol Maleczyński aus Wrocław, das sich zum Ziel gesetzt hatte, „polnische“ Dokumente freizulegen, miteinander. Diese Angelegenheiten werden von Irgang beschrieben.

Christian Lotz zeigt im folgenden Beitrag, wie die Kartografie und die Art und Weise, wie historisches Wissen auf Karten festgehalten wird, auch der nationalen Argumentation dienen kann. Auch er verweist auf die deutsch-polnische Rivalität und signalisiert die dunkelste Seite der Ge-

schichte der Gesellschaft in Form der Tätigkeit einiger ihrer Mitglieder (Aubin, Walter Kuhn) im Dienste der NSDAP als „Raumplaner“.

Das Projekt der schlesischen Bibliografie, das das ganze 20. Jahrhundert hindurch durchgeführt wurde und fast ein halbes Jahrhundert lang mit einer Person – Herbert Rister – verbunden war, war politisch nicht umstritten. Nach seinem Tod waren andere Personen und Institutionen beteiligt, obwohl noch viele Jahrbücher aus dem 20. und 21. Jahrhundert darauf warten, zusammengestellt zu werden. Moderne Datenbanken scheinen weniger Informationen zu enthalten.

Im folgenden Artikel geht Bahlcke erneut auf das Projekt des Klosterbuchs ein, das bis heute nicht abgeschlossen ist. Katholische Mitglieder der Kommission (Pf. Franz Seppelt) standen hinter dem Vorhaben. Die ideologischen Verbindungen führten in den 1930er Jahren zur Einstellung des Projekts. Versuche der Nachkriegszeit, es wiederaufzunehmen, waren von vornherein zum Scheitern verurteilt.

Das wichtigste Projekt der Kommission in Form einer dreibändigen Geschichte Schlesiens wird von Matthias Weber ausführlich besprochen. Mehr als 60 Jahre wurde an ihrer Verwirklichung gearbeitet, man kann sogar von drei Historikergenerationen sprechen, wobei die ersten beiden von Aubins Team vorbereitet wurden und sein Geist über der dritten zu schweben schien. Sicherlich war es in den 1930er Jahren modern, die Landesgeschichte aus einer interdisziplinären und völkischen Perspektive zu beschreiben. Heutzutage ist es zumindest anachronistisch, die Geschichte mit dem Auftauchen der germanischen Stämme zu beginnen und sie der Beziehung zum Reich unterzuordnen, während die kirchlichen Aspekte, die Juden und die Verbindungen zum polnischen und böhmischen Königreich aus der Geschichte des Landes ausgeklammert werden. Weber weist auch darauf hin, wie wenig Änderungen an den späteren Ausgaben der Bände I und II vorgenommen wurden, sowie auf den zumindest unbewussten Glauben der meisten Autoren an die kulturelle Überlegenheit der Deutschen im Osten, dem Kern der Ostforschung.

Stark anklagend ist der Text von Beate Störckuhl, der sich im Wesentlichen der Kunstgeschichte in der Forschung der Mitglieder der Kommission widmet. Und sie entlarvt den Kulturträgerismus bis in die 1920er Jahre und die grimmige Verstrickung einiger Mitglieder in den kriegsbedingten Raub polnischer Kulturgüter, für den sie nach dem Krieg kaum bestraft wurden.

Der letzte Text in diesem Abschnitt, von Kersken, beschreibt im Wesentlichen ein weiteres Versagen der Forschung in Form von jahrelanger Flurnamenforschung, die vor dem Krieg von den Behörden stark unterstützt wurde, und nach dem Krieg wurde kein Weg gefunden, die gesammelten Sammlungen sinnvoll zu nutzen.

Der dritte Teil des ersten Bandes mit dem Titel „Querschnitte – Verflechtungen und Verbindungen“ enthält vier Studien. Die ersten beiden befassen sich mit den materiellen Grundlagen der Kommission. Sie wurden wiederum von Bahlcke, der für die Zwischenkriegszeit mangels Quellen eine fast detektivische Arbeit leisten musste, und Irgang für die Nachkriegszeit erstellt. Beide Studien zeigen die starke Abhängigkeit der Gesellschaft von staatlichen Subventionen ab den 1930er Jahren, mit den bereits angedeuteten politischen Folgen. Sie weisen auch auf die grenzüberschreitende Regelmäßigkeit des Funktionierens wissenschaftlicher Gesellschaften hin:

Staatliche Institutionen subventionieren bereitwillig Forschungs- und Publikationstätigkeiten, sie gewähren in der Regel keine Mittel für den so genannten Service von Projekten.

Die nächsten beiden Studien sind eine Abrechnung mit der Leistung der Kommission. Zunächst stellt Gehrke in einer ausführlichen und kritischen Studie den Wandel in den ideologischen Paradigmen der Kommission. Dies geht auf die lange Dauer der Ostforschung und die persönliche Dominanz Aubins zurück, geistig bis zur Jahrhundertwende. Der Autor scheut sich nicht, die höchst belastende Kollaboration der Kommission mit dem Naziregime und die langfristige Nichtaufarbeitung dieses düsteren Erbes zu beschreiben. Er weist auch auf die parallelen Phänomene der Verstaatlichung der Forschung und ihrer Unterordnung unter die Politik bei polnischen und tschechischen Wissenschaftlern hin, obwohl ihre Verwicklung nie so weit ging.

Die letzte Studie, die sich mit der Geschichte der Kommission befasst, ist eine Untersuchung von zwei Wissenschaftlern aus Polen und der Tschechischen Republik über die Wahrnehmung und die Beziehungen der Wissenschaftler dieser Staaten zu den Mitgliedern der Kommission. Diese Aufgabe haben Ryszard Kaczmarek aus Kattowitz und Ales Zářický aus Ostrau übernommen. Auch sie betonen die geringe Rezeption der gegenseitigen Aktivitäten, obwohl sie auch feststellen, dass Aubin in den 1930er Jahren von polnischen Mediävisten hochgeschätzt wurde und sein methodologischer Ansatz sie beeinflusst haben muss.

Wie ich bereits erwähnt habe, enthält der zweite Band prosografisches Material über die mit der Kommission verbundenen Personen, das akribisch und mit segensreichem Einsatz erstellt wurde. Aus Platzgründen werde ich sie hier nicht besprechen, obwohl sie wahrscheinlich vergleichsweise viel Zeit in Anspruch genommen haben und die Lebensdauer einiger Elemente (Dokumente, Biografien) mindestens so lang sein dürfte wie die der Artikel im ersten Band.

Nachdem ich beide Bände gelesen habe, möchte ich meinen positiven ersten Eindruck bestätigen. Die sorgfältige Arbeit dreier Generationen deutscher Historiker unter Beteiligung von Gästen aus Polen und der Tschechischen Republik vermittelt ein vollständiges und ehrliches Bild der Geschichte der Kommission. Trotz des Jubiläums und der Verschiedenartigkeit der Werkstätten der Autoren ist es ihnen gelungen, eine kohärente Publikation zu erstellen, die sich in einen modernen Ansatz der historischen Forschung einfügt. Es ist subjektiv, einen Text hervorzuheben, aber ich möchte anmerken, dass mich die von Lotz vorgeschlagene methodische Einbettung der Beschreibung der kartografischen Forschung in breitere Erzählungen und wissenschaftliche Darstellungen anspricht. Es ist auch schwierig, nicht den offenen Ansatz zu betonen, den Gehrke zumindest für den verschlungenen wissenschaftlichen Weg einiger Mitglieder präsentiert.

Abschließend noch zwei allgemeine Überlegungen zu den Fotos, die sich auf den Umschlägen der beiden Bände befinden. Sie zeigen eine Reise von Breslauer Wissenschaftlern in die Oberlausitz in den frühen 1930er Jahren. Jedoch fehlen in beiden Bänden Informationen über das außerwissenschaftliche Leben der Kommission und ihrer einzelnen Akteure. Gerade weil Vereine ihre Mitglieder auf allen Ebenen menschlicher Aktivität vereinen sollte und eben auch auf der ludischen Ebene. Auf diesem Bild lächelt uns eine Gruppe von Männern und Frauen an. Im Falle der Kommission ist dieses Bild etwas trügerisch, da es sich von Anfang an um ein männliches Umfeld



gehandelt hat. Dies ist eine beständige Tradition für diese Gruppe, denn unter den Autoren der Jubiläumsmonografie befand sich nur eine Wissenschaftlerin.

All dies sind natürlich Kleinigkeiten angesichts der Herausforderungen der letzten Jahrzehnte, vor denen nicht nur die Kommission, sondern die Geschichtsschreibung insgesamt steht. Die Bequemlichkeit der nationalen Narrative gehört der Vergangenheit an. Erst die Boulevardisierung der Presse und dann die zunehmende Bildhaftigkeit des Internets haben zu dramatischen Veränderungen in der Art und Weise geführt, wie und wo sich die Gesellschaft Wissen über die Welt aneignet. Wie können wir die Öffentlichkeit davon überzeugen, dass Geschichte nach wie vor eine angewandte Wissenschaft ist und dass erweiterte Erzählungen erklären, wo sie sich befinden, und es ihnen ermöglichen, ihren Weg leichter zu wählen?

*Bernard Linek, Opole*

NoA Band 34 | 2025 | 202–206

Pietro U. Dini

### **Foundations of Old Prussian**

Philology and Linguistics, Lanham, Boulder, New York u. a.: Lexington Books 2023, 420 S., ISBN: 978-1-66690-190-0.

Im Jahr 2014 veröffentlichte der Verlag der Universität Vilnius das Buch „Foundations of Baltic Languages“ von Pietro U. Dini, eine englische Übersetzung von Milda B. und Robert E. Richardson, die auf zwei Publikationen von Dini basiert: dem italienischen Original „Le lingue baltiche“ (Firenze: La Nuova Italia 1997) und der ersten litauischen Übersetzung „Baltų kalbos. Lyginamoji istorija“ (Baltische Sprachen. Vergleichende Geschichte, übersetzt von Henrikas Zabulis, Vilnius: Mokslo ir enciklopedijų leidykla 2000). Die zweite litauische Ausgabe, die vom Autor erheblich erweitert wurde, erschien 2019 unter dem leicht geänderten Titel „Baltų kalbų lyginamoji istorija“ (Vergleichende Geschichte der baltischen Sprachen, Vilnius: Mokslo ir enciklopedijų leidykla). Dem Vorwort der Ausgabe von 2019 ist zu entnehmen, dass es als ein Nachschlagewerk zur baltischen Philologie und Linguistik dienen soll (S. 23). Das sechste Kapitel dieses Buches befasst sich mit den Prußen und dem Altpreußischen, der einzigen verschrifteten westbaltischen Sprache, die in der litauischen Tradition als Prußisch bekannt ist (S. 325–380).

Mit dem hier zu besprechenden Buch wird den Prußen besondere Aufmerksamkeit zuteil. „Foundations of Old Prussian“ soll die bisherigen Kenntnisse über die altpreußische Sprache kritisch beleuchten und als englischsprachige Einführung sowohl für Studierende als auch für Forschende dienen (S. xv). Damit lässt sich das Werk in zwei weitere, auf Englisch verfasste Veröffentlichungen zu Grundlagen des Altpreußischen einreihen, nämlich in das im Jahr 1974 publizierte „An Old Prussian Grammar: The Phonology and Morphology of the Three Catechisms“ von William R. Schmalstieg (The Pennsylvania State University Press) sowie in das von Terje Mathiassen unvollendete und im Jahr 2010 posthum erschienene Buch „Old Prussian“ (hrsg. von John Ole

Askedal, Oslo: Novus forlag). Englischsprachige Leserinnen und Leser können zudem die englische Übersetzung „Historical Grammar of Old Prussian“ von Vytautas Mažiulis aus dem Jahr 2004 nutzen.<sup>1</sup> Darüber hinaus ist vor kurzem ein deutschsprachiges Studienbuch zum Altpreußischen erschienen: „Altpreußisch. Geschichte. Dialekte. Grammatik“ von Vytautas Rinkevičius, das von Harald Bichlmeier und Silke Brohm aus dem Litauischen übersetzt wurde (Hamburg: Baar 2017).<sup>2</sup> Als Grundlage dieses Studienbuches dienten das vierbändige „Prūsų kalbos etimologijos žodynas“ (Altpreußisches etymologisches Wörterbuch, Vilnius: Mokslas 1988–1997) von Vytautas Mažiulis<sup>3</sup> und sein zweibändiges Buch „Prūsų kalbos paminklai. Die altpreußischen Denkmäler“ (Vilnius: Mokslas 1966, 1981). Im deutschen Vorwort zum zweiten Band formulierte Mažiulis einen Leitfadensatz zur Erforschung des Altpreußischen: „[O]hne Lituistik und Lettonistik gibt es keine Prussistik, ohne Prussistik aber gibt es keine Baltistik, und ohne Baltistik ist weder die Slawistik noch die Indoeuropäistik selbst möglich“ (S. 11). Vor diesem Hintergrund bieten Dinis „Foundations of Old Prussian“ einen frischen ganzheitlichen Einblick in die Erforschung der altpreußischen Sprache und des westbaltischen Stammes der Prußen.

Das Buch besteht aus zwölf Kapiteln. Im ersten Kapitel, „Old Prussian and the Prussians“ (S. 1–26), werden im Wesentlichen dieselben einführenden Grundinformationen präsentiert, die auch in „Foundations of Baltic Languages“ zu finden sind. Obwohl diese zumeist im selben Wortlaut wiedergegeben werden, ist eine kritische Auseinandersetzung des Autors mit dem eigenen Text erkennbar. Vor über tausend Jahren wurden die Prußen, die das Gebiet von rund 40 000 Quadratkilometern zwischen Weichsel (pol. Wisła) und Memel (lit. Nemunas) bewohnten, das Ziel mehrerer Heidenmissionen: „Infolge der wiederholten Kämpfe mit den Kreuzrittern [vs. ‚der einheimischen Bevölkerung‘ in Foundations of Baltic Languages von 2014; J. G.] erlitten die einheimischen baltischen Völker große menschliche Verluste, und die ersten Opfer der deutschen Missionare waren die Prußen“ (S. 11).<sup>4</sup> Damit begann die Enthistorisierung des Ethnonyms Pr(e)ußen, die zum Teil auf diverse Volksetymologien, zum Teil aber auch auf die bewusste Entrechtung des Volkes, das sich der Christianisierung widersetzte, zurückzuführen ist. Mit der Beschreibung der Sitten und der Religion der Prußen im Buch „De Europa“ (1458, im Teil „De situ et origine Pruthenorum“) trug Aeneas Sylvius Piccolomini (ab 1458 Papst Pius II.) dazu bei, ein negatives Bild von Preußen als einem Ort großer antichristlicher Niedertracht und von den Prußen, hier mit dem lateinischen Wort *brutus* für „brutal, langsam, blöd“ bezeichnet, das negative Bild von Barbaren und Götzendienern zu verbreiten (S. 20). Der Name der Prußen ging auf den 1525 entstandenen säkularisierten neuen Staat, das Herzogtum Preußen, über. Heute

- 1 Vgl. unter URL: <https://sitti.vdu.lt/prussian/mazgr.pdf> [letzter Zugriff: 07.10.2024]. Es handelt sich um eine kommentierte englische Übersetzung von Letas Palmaitis des litauischen Originals „Prūsų kalbos istorinė gramatika“ [Historische Grammatik des Altpreußischen], Vilnius: Vilniaus universiteto leidykla 2004.
- 2 Der Titel des 2015 im Verlag der Universität Vilnius erschienenen litauischen Originals lautet „Prūsistikos pagrindai“ [Grundlagen der Prußistik] und nicht „Prūsų kalbos pagrindai“ [Grundlagen der altpreußischen Sprache], wie in „Foundations of Old Prussian“ auf S. 380 behauptet.
- 3 Die zweite Auflage wurde 2013 in einem Band veröffentlicht (hrsg. von Vytautas Rinkevičius, Vilnius: Mokslas ir enciklopedijų leidybos centras). Das Wörterbuch ist auch als Datenbank des preußischen Spracherbes unter der URL: <http://www.prusistika.iff.vu.lt/paieska/paieska/> [letzter Zugriff: 07.10.2024] zugänglich.
- 4 „As a result of repeated battles with the crusaders, the native Baltic peoples suffered huge human losses, and the first victims of the German missionaries were the Prussians“, S. 11 und vgl. „As a result of repeated battles with the native populations, the Baltic people suffered huge human losses, and the first victims of the German missionaries were Prussians“, Foundations of Baltic Languages, Vilnius 2014, S. 323 [Kursiva in beiden Zitaten; J. G.].

versteht der Laie unter Preußen im Allgemeinen das Gebiet in den ehemaligen Grenzen Brandenburgs und den Preußen als seine Bewohner (S. 11).

Das zweite Kapitel, „Preludes to Prussian Linguistics (sixteenth-twentieth centuries)“ (S. 27–61), schildert die 400-jährige Geschichte vom Interesse am Altpreußischen. Die ersten paläo-komparatistischen Vorstellungen über den Ursprung dieser Sprache entstanden in der Frühen Neuzeit im Zusammenhang mit den anderen baltischen Sprachen und Völkern. Wem die hier kompakt gehaltene Beschreibung nicht ausreicht, sollte das 844 Seiten starke italienische Buch von Dini „ALILETOESCVR: linguistica baltica delle origini. Teorie e contesti linguistici nel Cinquecento“ (Anfänge der baltischen Linguistik. Theorien und ihr sprachliches Umfeld im 16. Jahrhundert, Livorno: Books & Company 2010) konsultieren.<sup>5</sup> Den entscheidenden Anstoß für die moderne wissenschaftliche Erforschung des Altpreußischen gab Johann Severin Vater (1771–1826), der 1799 Professor für orientalische Sprachen und Theologie an der Universität Halle wurde und 1809 nach Königsberg wechselte, wo er bis 1820 blieb.<sup>6</sup> Sein Buch „Die Sprache der alten Preußen. Einleitung, Ueberreste, Sprachlehre, Wörterbuch“ erschien 1821 in Braunschweig und wurde 1822 von Samuel Bogumil Linde ins Polnische übersetzt (S. 49). Die erste „moderne“ Veröffentlichung aller bekannten altpreußischen Texte durch Vater führte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einem wachsenden Interesse am Altpreußischen. Den ersten Meilenstein setzte der Philologe und Mathematiker Georg Heinrich Ferdinand Nesselmann (1811–1881) mit seinen Forschungen und Publikationen. So hat Nesselmann sogar den Terminus „baltische Sprachen“ geprägt, indem er in „Die Sprache der alten Preußen an ihren Überresten erläutert“ schrieb: „Ich würde vorschlagen, diese Familie die der Baltischen Sprachen oder sonst irgend wie zu nennen“ (Berlin: Reimer 1845, S. XXIX).<sup>7</sup>

Im dritten Kapitel, „Old Prussian Corpus“ (S. 63–84), wird das Textkorpus des Altpreußischen vorgestellt. Der gesamte lexikalische Fundus, die Onomastik nicht mitgerechnet, umfasst etwa 1 800 Wörter und beschränkt sich auf zwei Vokabulare (handschriftlich), drei Fassungen eines lutherischen Katechismus (gedruckt), unabhängige Textfragmente und einzelne Glossen sowie Wörter (handschriftlich und gedruckt). Erst mit der Veröffentlichung aller, bis dahin bekannten altpreußischen Texte „auf photomechanische Weise“ im ersten Band von „Prūsų kalbos paminklai. Die altpreußischen Denkmäler“ (1966) von Mažiulis wurde der Sprachwissenschaft ein wesentliches Instrument zur Erforschung dieser Sprache an die Hand gegeben (S. 68). Gleichzeitig war dies der Ausgangspunkt für zahlreiche (Um-)Interpretationen, angefangen bei der Graphetik, über die Auflösung von Abkürzungen bis hin zu offensichtlichen und vermeintlichen Schreib- oder Kopierfehlern. Auf charmante Art und Weise führt Dini alle wissenschaftlichen Auseinandersetzungen in einer harmonischen Kette zusammen, die zur Entschlüsselung des altpreußischen Sprachcodes beitragen soll.

5 Die litauische Übersetzung von Aušra Gataveckaitė wurde 2023 veröffentlicht (Aliletoescvr. Prie baltų kalbotyros ištakų: teorijos ir jų kalbinė aplinka XVI amžiuje, Vilnius: Mokslo ir enciklopedijų leidybos centras).

6 Vgl. die Kurzbiografie Vaters unter der URL: <https://www.bbaw.de/die-akademie/akademie-historische-aspekte/mitglieder-historisch/historisches-mitglied-johann-severin-vater-2851> und die Biografie unter der URL: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd118767372.html> [letzter Zugriff: 07.10.2024]. Die Behauptung, dass Vater „spent the period from 1789 until 1820 in Königsberg“ (S. 49), enthält keine bibliografischen Angaben.

7 Siehe das Digitalisat unter der URL: <https://www.digitale-sammlungen.de/de/view/bsb10810862?page=5> [letzter Zugriff: 07.10.2024].

Das vierte Kapitel, „An Outline of Old Prussian Grammar“ (S. 85–167), gibt einen Überblick über die grundlegenden grammatikalischen Merkmale (Phonologie, nominale, pronominale und verbale Morphologie, Adverbien, Präpositionen, Konjunktionen, Klitika bzw. Partikel, Wortbildung und Syntax). Dabei stützt sich Dini nicht nur auf die oben genannten Nachschlagewerke, sondern auch auf zahlreiche Einzelbeiträge. Das fünfte Kapitel, „The Old Prussian Lexicon“ (S. 169–180), an das sich das sechste Kapitel, „Old Prussian ‚Minor‘ Texts“ (S. 181–192), anschließt, fasst „das bescheidene lexikalische altpreußische Erbe“ („[t]he modest lexical legacy“, S. 169) zusammen, den wohl am besten erforschten Bereich dieser Sprache. Andererseits gibt es für das Litauische oder Lettische keine Quellen in alter Sprachstufe, die ein Lexikon in dieser Breite umfassen würden, wie es in den beiden altpreußischen Vokabularen der Fall ist. So entspricht beispielsweise das deutsch-altpreußische, sog. Elbinger Vokabular (E)<sup>8</sup>, eine anonyme handschriftliche Abschrift aus dem späten 14. Jahrhundert, mit seinen 802 Lexemen einem heutigen Reisesprachführer. Die folgenden Sachgruppen sind in E vertreten: Glaubenswelt, Himmelskörper, Kalender, Erden und Gesteine, Feuer und Kohlen, Luft und Wettererscheinungen, Wasser, Mensch und Körperteile, Krankheiten und Verwundungen, Familie, Verwandtschaft und Gesinde, Haus, Hof und Mobiliar, Landwirtschaft, Wagentechnik, Mühle, Back- und Kochwesen, Speisen und Getränke, Fleisch, Brauwesen und Alkohol, Gefäße, Sozialordnung, Kriegswesen und Waffentechnik, Reiterei, Stoffe und Farben, Kleidung und Schuhwerk, Bettzeug, Schmiedekunst und Metalle, Baden, Fische, Wald und Pflanzen, Tiere, Viehwirtschaft, Milchprodukte, Jagdwesen, Vögel, Krabbeltiere und Insekten, Welt, Stadt und Land.<sup>9</sup> Nicht umsonst ist das siebte Kapitel, „Old Prussian Texts: The Vocabularies“ (S. 193–235), mit den meisten Endnoten (insgesamt 252) versehen, die u. a. Aufschluss darüber geben, dass es für einzeln aufgelistete Wörter mehrere etymologische Hypothesen geben kann. Kaum weniger Übereinstimmung gibt es bei der Erläuterung und Etymologisierung der sog. Mikrotexthe oder Fragmente, die Gegenstand des siebten Kapitels, „Old Prussian Texts: The Traces“ (S. 237–253), sind. Dini zieht es vor, diese Texte als „Spuren“ zu bezeichnen, weil sie als Einschübe in alten Manuskripten niedergeschrieben wurden (S. 237).

Das neunte, „Old Prussian Texts: The Small Catechisms“ (S. 255–265), und das zehnte Kapitel, „Old Prussian Texts: The Enchiridion“ (S. 267–286) hingegen sind kurz gehalten.<sup>10</sup> Sie befassen sich mit der ersten und zweiten Ausgabe des Kleinen Katechismus von 1545 (I und II). Diese beiden Bücher mit jeweils 16 Seiten, darunter sechs Seiten altpreußischer Text, sind die ältesten bekannten Drucke nicht nur in altpreußischer, sondern überhaupt in einer baltischen Sprache. Der parallel gedruckte deutsche Begleittext basiert auf dem Kleinen Katechismus von Martin Luther, der 1531 in Wittenberg veröffentlicht wurde (S. 260). Der dritte Katechismus, das Enchiridion

8 E bildet einen Teil des handschriftlichen sog. *Codex Neumannianus* (fol. 169r–185v), der von 1868 an in der Stadtbibliothek Elbing (pol. Elbląg) aufbewahrt wurde und seit 1945 als verschollen gilt. Die Faksimile-Ausgabe von 1897 durch Adalbert Bezzenberger und Walter Simon: „Das Elbinger Deutsch-Preußische Vokabular. 17 Tafeln in Lichtdruck“ (Königsberg: Koch), sicherte die Tradierung des Vokabulars, vgl. unter der URL: <https://kpbk.umk.pl/publication/226400> [letzter Zugriff: 07.10.2024].

9 Rolando Ferri hat das Vokabular im Zusammenhang mit anderen mittelalterlichen Wörterbüchern analysiert, vgl.: „A note on the Elbing Vocabulary in the context of ancient and medieval lexicographical tradition“, *Incontri Baltistici in Pisa 2. Studi e Saggi*, a cura di Pietro U. Dini [Baltistische Begegnungen in Pisa 2. Studien und Aufsätze, herausgegeben von Pietro U. Dini], Novi Ligure: Joker 2018, S. 121–129.

10 Eine umfassendere Analyse ist in dem folgenden Buch von Dini zu finden: „ins undeutsche gebracht“. Sprachgebrauch und Übersetzungsverfahren im altpreußischen Kleinen Katechismus (Berlin, Boston: Walter de Gruyter 2014).

von 1561, ist der umfangreichste erhaltene altpreußische Text. Dieser Text umfasst 108 Seiten, wobei sich der deutsche Textteil auf der linken Seite und der altpreußische (insgesamt 55 Seiten) auf der rechten Seite jeder Doppelseite befindet (S. 270). Der deutsche Begleittext basiert im Wesentlichen auf Luthers Enchiridion von 1543, obwohl zur genauen Bestimmung mutmaßlicher Übersetzungsquellen weitere Lutherforschung notwendig wäre (S. 276). Eine vergleichende Analyse des altpreußischen Vaterunsers in den drei Katechismen sowie die einer gekürzten Fassung von 1662 finden sich im zwölften Kapitel, „Examples of Old Prussian texts“ (S. 311–321). Das elfte Kapitel, „Old Prussian Onomastics“ (S. 287–310), fasst die Zwischenergebnisse der altpreußischen Namenforschung der letzten 150 Jahre zusammen. Altpreußische Eigennamen (Anthroponyme, Theonyme) und Ortsnamen, die nur in anderssprachigen Quellen belegt sind, haben die Gegenwart in einer Form erreicht, die bereits von den Nachbarsprachen Deutsch, Polnisch und Litauisch beeinflusst wurde, und es ist die Aufgabe der Sprachforschung, ihre authentischen ursprünglichen Formen zu rekonstruieren (S. 287). Das Gebiet der altpreußischen Onomastik ist wie kein anderes ein unerforschter Schatz, der darauf wartet, geöffnet zu werden.

„Foundations of Old Prussian. Philology and Linguistics“ – dieses bislang umfassendste Nachschlagewerk über das Altpreußische, das bis ins 17. Jahrhundert gesprochen wurde, ist ein Meilenstein, der die Prussistik im 21. Jahrhundert prägen wird.

*Jolanta Gelumbeckaitė, Frankfurt a. M.*

NoA Band 34 | 2025 | 206–210

Kornelius Ens, Jannis Panagiotidis, Hans-Christian Petersen (Hrsg.)

### **Diktatur – Mensch – System**

Russlanddeutsche Erfahrungen und Erinnerungen, Paderborn: Brill | Schöningh 2023, 221 S., ISBN: 978-3-506-79176-4.

Seit ihrer Gründung hat die Bundesrepublik Deutschland rund 4,5 Millionen Aussiedler und Spätaussiedler aus den sozialistischen Staaten und deren Nachfolgern aufgenommen, davon allein 2,4 Millionen aus der ehemaligen Sowjetunion. Diese „deutschen Volkszugehörigen“ (im Sinne des Grundgesetzes Art. 116 und des Bundesvertriebenengesetzes § 6) konnten in ihrer absoluten Mehrheit – gemeint ist dies sowohl chronologisch als auch quantitativ – erst nach Beginn der Perestroika ausreisen. Daher wird ihre „ethnische Remigration“ (Birgit Menzel, Christine Engel) nach Deutschland oder, besser gesagt, in die bereits Jahrzehnte vor der deutschen Reichsgründung verlassene „historische Heimat“ der christlichen Vorfahren mitunter als „Exodus der Russlanddeutschen“ bezeichnet (György Dalos und Wilhelm Mensing). Dass der „ethnisch privilegierten“ Aufnahme und raschen Einbürgerung sog. Russlanddeutscher zunächst die doppelte Diktaturerfahrung im Stalinismus und Nationalsozialismus vorausging, bemühen sich Selbstorganisationen von „Deutschen aus Russland“ sowie auch der Gesetzgeber (nach BVFG § 96) bereits seit den 1950er Jahren öffentlichkeitswirksam zu kommunizieren.



Wenn auch ohne konkrete Bezugnahme auf diesen Hintergrund, liest sich der Klappentext zum Auftaktband „Diktatur – Mensch – System“ der neuen Reihe „Interdisziplinäre Beiträge zur Geschichte und Migration der Russlanddeutschen“ (BGMR) wie eine verheerende Bilanz der Aufklärungsarbeit im Einwanderungsland Deutschland: „Dieses spezifisch russlanddeutsche Gepäck ist jedoch bisher kaum bekannt, geschweige denn sichtbar.“ Selbst familiär Betroffene seien laut den Herausgebern meist nicht besser informiert: „Und wenn dann das ‚russlanddeutsche Gepäck‘ geöffnet wird, scheint eine schicksalsgemeinschaftliche Erinnerung das zu sein, was geblieben ist.“ (S. 3)

Daher benennt der Einleitungstext drei praktische Ansätze, um „die Migrationsgeschichte von Russlanddeutschen in ein gesamtgesellschaftliches Erinnern einzubetten und zu verknüpfen.“ (S. 4 f.) Erstens, durch die historische Bezugnahme auf den Nationalsozialismus, ohne den die stalinistische Diktaturerfahrung von Russlanddeutschen „nicht [...] verstehbar“ sei; ähnlich dem Schicksal deutscher Flüchtlinge und Heimatvertriebener aus dem östlichen Europa, worauf die Herausgeber aber nicht verweisen. Zweitens, durch die Herstellung gegenwärtiger Bezüge zu den Erfahrungen und den Geschichten anderer Einwanderungsgruppen in Deutschland, und drittens, durch die interne Öffnung der russlanddeutschen „Schicksalsgemeinschaft“ für positive Alltagsgeschichten aus dem „sowjetischen Gepäck“. Dadurch entstünden „gemeinsame Orientierungspunkte mit zukunftsweisendem Charakter“ und gelänge der zwingend notwendige „Ausbau der Kompetenz einer kulturellen Navigationsfähigkeit, die über die Einbettung in ein kollektives Gedächtnis gesamtgesellschaftliche Perzeption und Partizipation ermöglicht“ (S. 7).

Diese Forderung erinnert unwillkürlich an ein Bonmot von Helmut Kohl, mit dem sich die Kernaussage in der Einleitung zum Sammelband sowie auch der gesamten Reihe stark vereinfacht wiedergeben lässt. Denn der Altkanzler, dessen Partei wohl die längste Zeit politische Heimat der Russlanddeutschen gewesen ist, sagte in seiner Bundestagsrede vom 1. Juni 1995 zur Geschichte der Vertreibung: „Wer die Vergangenheit nicht kennt, kann die Gegenwart nicht verstehen und die Zukunft nicht gestalten“. Die Herausgeber indes schließen den theoretischen Teil ihrer Einführung anlässlich des russischen Angriffskriegs gegen die Ukraine mit der Zitierung der letzten von zwölf Tafelinschriften an der Friedland-Gedächtnisstätte – dem zentralen Denkmal für die deutschen Heimatvertriebenen und Heimkehrer aus der Kriegsgefangenschaft: „Völker entsaget dem Hass. Versöhnt euch, dienet dem Frieden. Baut Brücken zueinander.“ (S. 8)

Das Zitat findet sich auch im Eingangsbereich des Museums für russlanddeutsche Kulturgeschichte in Detmold, das nun die – wie gesagt – neue BGMR-Reihe herausgibt. Der Auftaktband versammelt lediglich einen Teil der Konferenzbeiträge, die 2017 und 2019 auf Einladung des Direktors Kornelius Ens am Museum vorgestellt wurden. Beide Veranstaltungen waren Kooperationen mit dem Bundesinstitut für die Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, vertreten durch Hans-Christian Petersen, sowie der Juniorprofessur Migration und Integration der Russlanddeutschen am Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien der Universität Osnabrück (2014–2022), seinerzeit besetzt durch Jannis Panagiotidis.

Die Anordnung der acht Aufsätze ist wohlgedacht und folgt einer inneren Logik, die sowohl der Vielfalt zeitgenössischer Forschungsansätze Rechnung trägt, als auch – wie im Buchuntertitel vorausgeschickt – der Vielfalt russlanddeutscher Erfahrungen und Erinnerungen. Denn die



Beiträge illustrieren, paarweise gelesen, jeweils die „zwei Seiten“ von insgesamt vier „Medaillen“ der russlanddeutschen Migrationsgeschichte. Diese sind die Traumatisierung von Nachfahren der Erlebnisgeneration der doppelten Diktaturerfahrung (Enkel vs. Kinder), das Verhältnis der Erlebnisgeneration zum nachstalinistischen Sowjetsystem (religiöse Dissidenz vs. Karriereambitionen), die literarische Bearbeitung des sog. Kriegsfolgeschicksals (christliche Texte ohne Leserschaft vs. Auszeichnungserfolge für komplexe Reflexionen) und schließlich die Parallelen zu „verwandten“ Deportations- und Zwangsarbeitererfahrungen (Rumäniendeutsche vs. Reichsdeutsche).

Es gelingt den Herausgebern somit durchaus, „für die Vielstimmigkeit einer sich immer wieder neu aushandelnden Erinnerungskultur in Deutschland [zu] sensibilisieren.“ (S. 12) Interdisziplinär im Sinne des Reihentitels sind die aus den Sozial-, Geschichts- und Kulturwissenschaften stammenden Beiträge jedoch am ehesten in ihrer Kumulation. Auch hätte, entsprechend ihrer paarweisen Anordnung, zu je einem Themenschwerpunkt, eine paarweise Zusammenschau der Beiträge relevante Kritik- und Anknüpfungspunkte für weitergehende Forschungsarbeiten herausstellen können. Dies wird nun Gegenstand der Rezension.

Nach der knappen Einleitung zeigen die beiden Eröffnungsbeiträge von Alexander Frohn und Marit Cremer die vielfältigen, bis in die Gegenwart reichenden Auswirkungen der Diktatur-, Kriegs- und Zwangsarbeitererfahrungen Russlanddeutscher im „sowjetischen Jahrhundert“ (Karl Schlögel) auf die identifikativen Selbstverortungen sowie individuellen Lebensentwürfe. Laut ihren qualitativen Befragungsstudien würden noch die in Deutschland geborenen und bzw. oder aufgewachsenen Enkel der Erlebnisgeneration die transgenerationellen Traumata „erben“ sowie familieninterne Spannungen dadurch begünstigt, dass ihre Eltern – die Kriegskinder – in einem oft deutschfeindlichen Umfeld aufwuchsen und Überlebensstrategien entwickelten, die sich nach der Migration wiederum selbst überlebt haben. Hatten die Herausgeber zu Beginn die Interdependenzen von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft herausgestellt, passte hierher ein Brückenschlag zu den möglichen Implikationen innerer Kämpfe für die Gesamtgesellschaft: namentlich beim ehrenamtlichen Engagement, dem innerdeutschen Wahlverhalten sowie der staatsbürgerlichen Loyalität von Russlanddeutschen, deren vermeintliche „Geschichtsvergessenheit“ die Politikressorts hiesiger Nachrichtendienste nach dem „Fall Lisa“ (Januar 2016) wiederholt zur Debatte stellten.

Die Folgebeiträge von Victor Dönninghaus und Nico Wiethof widmen sich den Russlanddeutschen in der Breschnew-Ära und nennen es im Titel beide ein Leben „zwischen Anpassung und Widerstand“. Wie Marit Cremer zuvor herausgearbeitet hatte, changierten die Überlebensstrategien von Individuen, Familien und Konfessionsgemeinden – abhängig von persönlichen Karriereambitionen und der Religiosität des Elternhauses – stets zwischen Selbstaufgabe als Preis für sozioökonomische Integration einerseits und Segregation zwecks kultureller Selbstbehauptung andererseits. Nun zeigen Dönninghaus und Wiethof, dass diese Kategorien in der Praxis koexistierten, wenn nicht gar einander bedingten! Vehemente Glaubensfreiheitsansprüche erhoben die Russlanddeutschen primär deshalb, weil sie laut Dönninghaus „im sozialen Bereich in der Regel als vorbildliche Sowjetbürger“ galten, sich also „von der Stigmatisierung als Verräter reinzuwa-

schen“ (S. 99) geschafft hatten, und nun einige Zugeständnisse als überfälliges Symbol einer (faktischen) Rehabilitierung erwarteten.

Noch lange vor der Perestroika scheinen – neben den Familienzusammenführungen repatriierter „Schwarzmeerdeutscher“, um die es noch in einem späteren Aufsatz gehen wird, – ausgerechnet enttäuschte Erwartungen der Hauptantrieb der russlanddeutschen Emigrationsbereitschaft gewesen zu sein, so auch beim vormals im Sozialistischen Realismus „verhafteten“ Bildhauer und Mennoniten Jakob Wedel. Dessen Schaffenswandel „von Anpassung und Unterstützung des Regimes über subtile Kritik bis hin zu beißender Satire“ (S. 123) macht Wiethofs kunstgeschichtlicher Beitrag anhand von exemplarischen Skulpturen greifbar, die Wedel als erster größerer Stifter des späteren Museums für russlanddeutsche Kulturgeschichte nunmehr exklusiv statt wie noch in der Sowjetunion als Schablone für die massenhafte Vervielfältigung angefertigt hatte. Auffällig in den Beiträgen von Dönninghaus und Wiethof ist, dass fromme Christen die Vorhut zum „Exodus“ der Russlanddeutschen bilden, bislang jedoch keine Untersuchungen vorliegen, inwieweit sie das noch um 1990 kolportierte und hernach gebrochene Klischee mitgeprägt haben, sämtliche deutsche Kardinaltugenden zu erfüllen – und „über zu erfüllen“.

Vom Wert des kollektivtherapeutischen Schreibens handeln die literaturwissenschaftlichen Beiträge von Lilli Gebhard und Sofie Friederike Mevissen. Bezugnahmen zum biblischen Volk Israel sowie eine pietistische Weltdeutung, wonach der Himmel, wohlgermerkt ohne jede Eigenwirksamkeit, als wahre Heimat herbeigesehnt wird, seien nach Gebhards Analyse kennzeichnend für die Lebensbeschreibungen und Gedichte dezidiert mennonitischer Verfasser. Allerdings lässt das umfangreiche Quellenverzeichnis die einst stark rezipierte Autobiografie des Mennoniten Georg Hildebrandt missen, dessen Glaube oder wiederholtes „Glück“ ihn wie durch ein „Wunder“ aus der „Hölle der Gefangenen“ rettete: „Wieso lebst du noch? Ein Deutscher im GULag“ (1990, zweite Auflage 1993 bei Ullstein). Ebenso ist Gebhards Ausblick, wonach bislang kein bedeutender und zugleich vielgelesener russlanddeutsch-mennonitischer Roman vorläge, rund eineinhalb Jahre vor der Veröffentlichung der BGMR-Reihe im August 2023 überholt. Bereits im März 2022 erschien Elina Penners Roman „Nachtbeeren“ im Aufbau-Verlag und harret seither der Erforschung.

Ganz im Gegensatz zu Eleonora Hummels Roman-Dilogie, die bereits in diverse Aufsätze und Hochschulschriften Eingang fand; so auch in Mevissens Dissertation, für die bei Hummels Romanen „Die Fische von Berlin“ (2005) und „Die Venus im Fenster“ (2009) die narrative Inszenierung eines generationenübergreifenden Erinnerungsgesprächs kennzeichnend sei. Nicht minder kennzeichnend, aber in der Reflexion unbeachtet, ist die wissenschaftliche „Entdeckung“ von Eleonora Hummel erst durch die Auszeichnung mit dem Adelbert-von-Chamisso-Preis der Robert-Bosch-Stiftung (1985–2017, Förderpreis 2006). Denn auf eigenen Erinnerungen oder Zeitzeugengesprächen basierende Romane über Familienschicksale im Zeichen der „Repatriierung“ (d.h. Deportation der zuvor aus den NS-Besatzungsgebieten Osteuropas ins Reichsgau Wartheland „evakuierten“ und hernach in die vier Besatzungszonen geflohenen Russlanddeut-

schen bzw. sowjetischen Staatsbürger zur Zwangsarbeit nach Sibirien) verfassten noch weitere Autorinnen wie Nelly Däs, Nelli Kossko und Katharina Martin-Virolainen. Allerdings werden ihre Arbeiten, ähnlich den Lebensberichten von Mennoniten, jenseits der russlanddeutschen Gemeinschaft kaum wahrgenommen oder haben im Falle von Nelly Däs mangels Nachfrage auf dem Buchmarkt ihre einstige Bekanntheit wieder eingebüßt.

Eine erweiterte Perspektive auf russlanddeutsche Erfahrungen und Erinnerungen ermöglichen die Beiträge von Florian Kühner-Wielach und Malte Griesse am Ende des Sammelbands. Wie Kühner-Wielach verdeutlicht, teilten auch Rumäniendeutsche das russlanddeutsche Kriegsfolgeschicksal als kollektivverurteilte, deportierte Zwangsarbeiter: „Tatsächlich hat die ‚Russlanddeportation‘ aber zur Festigung einer solchen, wenngleich lebensweltlich nicht dominierenden *rumäniendeutschen* Identifikationsebene beigetragen, war sie doch das erste *gesamt-rumäniendeutsche* Opfer-Ereignis, das als solches wahrgenommen und erinnert wurde.“ (S. 187) Obwohl weitere Parallelen aufgrund der auf die Rumäniendeutschen beschränkten Darstellung nicht näher ausgeführt werden, müssen sie Kennern der russlanddeutschen Geschichte höchst augenfällig erscheinen – oder wie der Startpunkt einer schnell geschriebenen Diplomarbeit.

Eine größere Untersuchung könnte der Aufsatz von Griesse anregen, mit dem dieser Sammelband schließt. Denn seine Zeitzeugeninterviews mit ehemaligen deutschen GULag-Häftlingen künden von Begegnungen voller Menschlichkeit und der ständigen Ausreizung des eigenen Handlungsspielraums hinter dem Stacheldrahtzaun. Beim Lesen soll sich der Gedanke aufdrängen, dass dies auch den „arbeitsmobilisierten“ Russlanddeutschen in der sog. Trudarmee (dt. Arbeitsarmee, 1941–1946) gelungen sein muss. Tatsächlich erinnern sich daran nicht wenige Zeitzeugen, wie ein kursorischer Blick in die vielfach nur noch antiquarisch erhältlichen Monografien und Anthologien verrät. Doch eine systematische Erfassung und Auswertung dieser Quellen stehen bis auf weiteres aus. Sollten diese oder andere Ergebnisse, die einen Bezug zur Geschichte und Migration der Russlanddeutschen aufweisen, einmal vorliegen, fügten sie sich gewiss gut in das betont offene Konzept der neuen BGMR-Reihe ein.

*Tatjana Kohler, Berlin*

Michael K. Schulz

### Sozialgeschichte der Danziger Juden im 19. Jahrhundert

Berlin: Be.Bra Wissenschaft Verlag 2020, 380 S., ISBN: 978-3-95410-260-0.

Das 19. Jahrhundert war für die Juden Danzigs eine Zeit der Umbrüche und des beschleunigten Wandels: Die politische und die sozioökonomische Situation der Juden erfuhr tiefgreifende Veränderungen, durch Akkulturation wandelte sich ihr Sprachgebrauch und die fünf Danziger Gemeinden schlossen sich zu einer Gemeinde zusammen, die zwischen 1885 und 1887 die Große Synagoge an der Reitbahn erbaute. Trotz dieser dynamischen Prozesse hat die Geschichte der Danziger Juden im 19. Jahrhundert seit Jahrzehnten nicht mehr das Interesse der Forschung geweckt. Daher ist es zu begrüßen, dass der deutsch-polnische Historiker Michael K. Schulz (früher Michal Szulc) nun eine Monografie für den Zeitraum 1790–1914 vorgelegt hat. Während zur Geschichte der Juden in Danzig während des 20. Jahrhunderts neue Forschungen vorliegen, datieren die Arbeiten zum 19. Jahrhundert aus dem Jahr 1860 (Abraham Stein) bzw. 1972 (Samuel Echt) – wobei das Buch von Echt, anders, als es Schulz kritisiert, keine wissenschaftliche Monografie sein will, sondern eher der Erinnerungsliteratur zuzuordnen ist.

Hervorgegangen ist die neue Studie aus der von Schulz 2016 veröffentlichten Potsdamer Dissertation zur Judenpolitik in Danzig in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Den Schwerpunkt bildet die Sozialgeschichte der Juden an der Mottlau, aber Schulz greift auch Themen der Wirtschafts- und stellenweise der Kulturgeschichte auf. Den zeitlichen Rahmen bilden das Jahr 1793, als Danzig infolge der Zweiten Teilung Polens preußisch wurde, und der Beginn des Ersten Weltkriegs 1914. Ungewöhnlich für die deutsche Wissenschaftstradition ist die Konzeption der Studie: Schulz verfolgt keine Fragestellung oder einen übergeordneten theoretischen Ansatz. Vielmehr geht es ihm um eine thematisch breit angelegte Lokalgeschichte der Danziger Juden, die er immer wieder in den Kontext der Entwicklung anderer jüdischer Gemeinden in Deutschland stellt. Polnische jüdische Gemeinden finden als Vergleichsebenen dagegen eher selten Beachtung. Damit ähnelt die Studie weniger einer akademischen Qualifikationsschrift, sondern einem Handbuch, das auch als Nachschlagewerk dienen will.

Im ersten Kapitel widmet sich Schulz der Demografie der Danziger Juden. Die Zahl der Juden wuchs in Danzig nach dem Beginn der preußischen Herrschaft zunächst deutlich an. Seit den 1820er Jahren blieb die absolute Zahl der Juden bis zum Jahr 1914 jedoch auf einem annähernd gleichen Niveau. Der Geburtenüberschuss wurde, wie Schulz zeigt, durch Abwanderung nach Berlin und in den Westen Deutschlands kompensiert. Gleichzeitig nahm die Gesamtbevölkerung Danzigs in diesem Zeitraum zu, so dass die Juden in der Stadt zu einer vergleichsweise kleinen Minderheit wurden. Dieser Prozess setzte in Danzig früher ein als in anderen preußischen Großstädten und in den kleineren Gemeinden Westpreußens. Auch die Wohngebiete der Juden in der Stadt wurden im Laufe des 19. Jahrhunderts ausgeweitet, wie zwei von Schulz erstellte Karten eindrucksvoll illustrieren: Lebte 1810 die große Mehrheit der Juden entweder in der Rechtstadt entlang der Breiten Gasse oder in Mattenbuden in der Niederstadt, so befanden sich 1879 jüdi-

sche Bewohner in der gesamten Rechtstadt, auch wenn immer noch gewisse Schwerpunkte in den traditionellen Wohngebieten erkennbar waren. Weiter untersucht der Verfasser die Alters- und Geschlechtsstruktur sowie die Eheschließungen, die mit einem vergleichsweise hohen Alter bei der Heirat eher dem deutschen als dem polnisch-litauischen Kulturraum entsprachen. Die Zahlen zur Geburten- und Sterberate belegen die durch Abwanderung der jüngeren Gemeindeglieder zunehmende Überalterung der Danziger Juden. Hilfreich wäre es in diesem naturgemäß zahlenbasierten Kapitel gewesen, längere Textpassagen durch Grafiken zu ersetzen, so dass Unterschiede und Gemeinsamkeiten gegenüber anderen jüdischen Gemeinden besser zu erkennen wären.

Das zweite Kapitel behandelt die Berufs- und Sozialstruktur sowie die Vermögensverhältnisse der Danziger Juden. Wie in anderen Städten Preußens waren auch in Danzig überdurchschnittlich viele Juden im Handel oder als selbstständige Unternehmer tätig. Eine lokale Besonderheit bildeten die zahlreichen jüdischen Unternehmer auf dem Gebiet des Bernsteinhandels und der Bernsteinschleiferei. Anhand von Wahllisten für die Gemeindewahlen gelingt es Schulz, die sich wandelnde Sozialstruktur der Danziger Juden zu rekonstruieren: Während der prozentuale Anteil des Kleinbürgertums bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts rückläufig war, erhöhten sich der Anteil der Unterschicht auf 26 % und der Anteil des jüdischen Wirtschafts- und Bildungsbürgertums sogar auf 55 %. Auch wenn somit zum Ende des Untersuchungszeitraums mehr als die Hälfte der Danziger Juden dem Bürgertum angehörte, so war diese Zahl jedoch geringer als etwa in anderen preußischen Großstädten, wie zum Beispiel Breslau.

Die Organisationsstruktur der zunächst noch fünf jüdischen Gemeinden untersucht Schulz im folgenden Kapitel. Nach einem Exkurs zur Entstehung der Gemeinden analysiert er die Mitgliedszahlen, die Organisation und Statuten der Gemeinden, die Aufgaben der „Gemeindeführer“ sowie die finanzielle Lage der Gemeinden und ihre gegenseitigen Beziehungen. Obwohl schon 1847 per Gesetz ein Zusammenschluss aller jüdischen Gemeinden an einem Ort gefordert wurde, dauerte es in Danzig noch mehr als 30 Jahre, bis tatsächlich eine vereinigte Kehilah gegründet wurde. Am Beispiel der Diskussion über das Schlachtwesen gelingt es dem Autor, detaillierte Einblicke in das Gemeindeleben der neuen jüdischen Gesamtgemeinde zu vermitteln. Auch Fälle von Ein- und Austritten werden ausführlich referiert.

Die „Topographie des Kultus“ bildet den folgenden Abschnitt mit Informationen zu den Friedhöfen, den verschiedenen Danziger Synagogen und den Ritualbädern. Anhand der Presseberichterstattung über die Eröffnung der Großen Synagoge im Jahr 1887 macht Schulz die unterschiedlichen Positionen der Danziger christlichen Mehrheitsgesellschaft gegenüber der jüdischen Minderheit deutlich.

Das Mit- und Gegeneinander von Reform und Orthodoxie ist Thema des folgenden Kapitels, in dem Schulz am Beispiel des Ritus, der Stellung der Rabbiner, der Ausstattung der Synagogen und des Schulwesens die allmähliche Durchsetzung religiöser Reformen darstellt. Die Orthodoxie mit ihrem traditionellen Schwerpunkt in der eher polnischsprachigen Synagoge Mattenbuden blieb demgegenüber vergleichsweise klein.

Ein umfangreiches Kapitel ist ferner dem jüdischen Vereinswesen gewidmet. Hier analysiert Schulz nicht nur detailliert die Vereine und Organisationen des Danziger Judentums, sondern auch dessen Repräsentanz in regionalen und überregionalen Organisationen. Gerade dieses Kapitel zeigt, welche Nachteile der Verzicht auf eine stringente Fragestellung mit sich bringt, die Gliederung und Verständnis der geradezu überbordenden Informationsfülle erleichtert hätte.

Im Schlusskapitel untersucht der Verfasser die Akkulturation der Danziger Juden. Durch die Analyse der Inschriften von Grabsteinen, der zunehmenden Beschulung jüdischer Kinder im städtischen Schulwesen sowie der allmählichen Verdrängung traditionell jüdischer durch assimilierte Vornamen kann Schulz die in der zweiten Jahrhunderthälfte beschleunigte Akkulturation und Assimilation der Juden an die deutsche Gesellschaft nachweisen. Hier zeigt sich einmal mehr, wie der Autor durch die Nutzung einer Vielzahl von unterschiedlichen Quellen sowie deren gewissenhafte und kritische Auswertung zu abgewogenen Urteilen kommt. Der Band schließt mit einer Übersicht über weitere Desiderate der Forschung und einem umfangreichen Anhang, der Tabellen, Quellenauszüge, Karten, Orts- und Personenregister sowie das Quellen- und Literaturverzeichnis enthält.

Die Arbeit von Schulz besticht durch die Breite und Tiefe der Darstellung. Die Sozialgeschichte der Danziger Juden wird umfassend dargestellt und analysiert. Dies geschieht auf einer breiten Grundlage von vornehmlich archivalischen Quellen, die akribisch ausgewertet werden. Da der Verfasser die Situation in Danzig zudem immer wieder mit anderen jüdischen Gemeinden vergleicht, gelingt es, die gewonnenen Ergebnisse in die Geschichte der preußisch-deutschen Juden einzuordnen. Damit ist die vorliegende Studie weit mehr als eine begrenzte Lokalgeschichte. Schulz' „Vorliebe zum Detail“ (S. 10) erschwert jedoch die Rezeption und die Nutzung des Bandes. Hilfreich wären entweder Straffungen des Inhalts oder aber kapitelweise pointierte Zusammenfassungen der Ergebnisse. Ungeachtet dieser Kritikpunkte stellt die Monografie einen Meilenstein in der Erforschung jüdischen Lebens im preußischen Osten dar.

*Christian Pletzing, Sankelmark*



Manfred Kittel, Gabriele Schneider, Thomas Simon (Hrsg.)

**Preußen und sein Osten in der Weimarer Republik**

Berlin: Duncker & Humblot 2022, 385 S., ISBN: 978-3-428-18526-9.

“Prussia and its East in the Weimar Republic” is a book consisting of eleven articles and two introductory essays. Most of them deal with legal, political and, to some extent, intellectual history, with only two contributions at the end covering a thematically different area of architectural history. The volume was produced as a result of the last annual conference of the Prussian Historical Commission before the pandemic, which took place in Berlin in November 2019. The book is in fact named after this conference.

It has a threefold focus. Firstly, the volume deals with the question of Prussia’s role in the German Reich in the period between the November Revolution and the National Socialist seizure of power. How had this role changed after the essential link between the identity of the Reichsnation and Prussia had disappeared – Wilhelm II was no longer King of Prussia and Emperor of Germany, but Wilhelm von Hohenzollern, a citizen living in Doorn in the Netherlands? How did the “Free State” of Prussia (Freistaat Preußen) deal with the crisis of legitimacy it suffered as a result? Did the Allied Control Council have anything left to abolish in 1947, and did its declaration that Prussia had ceased to exist really solve any problem, or was it perhaps rather the fact that Prussia had lost its independence in 1932 that created the problem? Was Prussia fulfilling any “mission” in Germany after the previous embodiment of Prussia’s German mission had abdicated the throne? What might be the balance between the old image of Prussia as a “stronghold of militarism” that led the Reich into oblivion and the image that historians have often developed in recent decades of Prussia as an “outpost of democracy” in Germany in the period from 1918 to 1933? These are just some of the questions that the book raises in its first section, which makes up roughly half of its content and to which four authors (Horst Möller, Christoph Gusy, Georg Eckert and Wolf Nitschke) contribute.

The second major section of the book consists of articles dealing with the development of the political preferences among the inhabitants of individual regions of Prussia. They are only partly related to the first section, as they often refer to existing images, myths and assumptions. The articles in this part of the volume are linked by their focus on the eastern provinces of Prussia – Pomerania, East Prussia, Upper Silesia and Lower Silesia. The decision to include an article on the Free City of Danzig in a book entitled “Prussia and its East” may seem somewhat awkward at first glance, but it is entirely justified when one considers that the main players in the political landscape of the Free City of Danzig (Gdańsk) in the interwar period were the “independent” sections of the largest German political parties. The contributions here encourage us to reconsider the stereotype of “red Silesia”. They discuss the political history of Upper Silesia and highlight this province as a stronghold of the democratic Deutsche Zentrumspartei (German Centre Party) in the years 1919–1932. In addition, they examine why Pomerania and East Prussia became outposts of the Deutschnationale Volkspartei (German National People’s Party), where this force, so

opposed to the Weimar Coalition, consistently performed best in elections in Pomerania in the years 1920–1930 and in East Prussia in 1921–1929. Another point that is somewhat questioned here is the assertion that the political stage in Danzig was merely a miniature version of the larger political stage of the German Reich. Altogether the second section of the book, with contributions by Winfrid Halder, Guido Hitze, Manfred Kittel, Ralf Meindl, Desiderius Meier and Stefan Samerski, reads quite coherently.

The book ends with a short third section. It consists of two essays which, although linked to each other, have little thematic connection to the rest of the collection and focus on reformist and modernist currents in architecture and their manifestations. The first (by Nils Aschenbeck) concerns East Prussia during the reconstruction of this province after the First World War and the second (by Ingo Sommer) covers Prussia as a whole. Both contributions discuss ideas in architecture and the prerequisites for their realisation under the conditions of post-revolutionary democracy.

The book is aimed at a German audience and is largely based on German sources and historiography; foreign-language titles only appear occasionally in references. One might therefore get the impression that the focus of the discussion here is also on what is primarily relevant in the German context. However, Prussia has probably long since ceased to be a topic exclusively of German scholarship. By developing questions about Prussia's place in the German Reich in 1918–1933, the volume may therefore also be of interest to researchers from other countries, especially those that today share the legacy of the former Prussian territory and "its" East. Oddly enough, this book may find yet another audience among those interested in mental geography and postcolonial studies, for what it contributes to our understanding is that the notion of the Prussian East, like any other notion of the East, was filled with contradictory meanings that shaped a variety of images and beliefs that were sometimes not necessarily connected to reality.

*Vasilijus Safronovas, Klaipėda*

Johannes Feichtinger, Heidemarie Uhl (Hrsg.)

### Das integrative Empire

Wissensproduktion und kulturelle Praktiken in Habsburg-Zentraleuropa, Bielefeld: transcript Verlag 2023, 352 S., Abb., ISBN: 978-3-8376-6632-8.

Spätestens mit Pieter Judsons 2016 im englischen Original sowie im Folgejahr in deutscher Übersetzung erschienener Neuerzählung des habsburgischen „Empire“ hat die Habsburg-Forschung traditionelle Verfallsnarrative endgültig hinter sich gelassen. Die Monarchie, deren Beurteilung von einer nationalhistoriografischen Warte aus lange zwischen der Verdammung als „Völkerkerker“ und dem ironisch-distanzierten Blick auf ein vermeintlich anachronistisches Herrschaftsgebilde oszillierte, rückt damit zunehmend als Ganzes in den Blickpunkt der Forschung. Sie erscheint heute nicht mehr als rückständiger Sonderfall innerhalb der europäischen Staatenwelt, sondern vielfach als Normalfall eines Imperiums – und avancierte so zugleich zu einem Gegenstand globalgeschichtlicher Perspektivierungen. Diesem Ansatz fühlt sich auch der vorliegende, vom Historiker und Kulturwissenschaftler Johannes Feichtinger sowie der leider kürzlich verstorbenen Zeithistorikerin Heidemarie Uhl herausgegebene Band *expressis verbis* verpflichtet: Indem er den Blick auf integrative Praktiken – vor allem solche der Wissensproduktion – lenkt, fragt er danach, „was den Staat zusammenhielt und wie er als Empire funktionierte“ (S. 9), ohne dabei jedoch konfliktär-krisenhafte Dynamiken zu romantisieren oder gar auszublenden.

Der Sammelband vereint insgesamt 14 lesenswerte Beiträge, von denen sich allerdings mehr als die Hälfte primär mit dem Nachleben der Monarchie im postimperialen 20. Jahrhundert beschäftigen. Gerade in dem relativ starken, wenn auch weitgehend unausgesprochenen Fokus auf die Zwischenkriegszeit liegt insofern eine der Stärken des Buches, als die Vorstellung von einem rückständigen Vielvölkerstaat genau damals, im identitären Vakuum nach 1918, ihren Ursprung hatte. Erst als die Monarchie nicht mehr existierte, erschien sie als vermeintlich immer schon dem Untergang geweihtes Relikt – oder wie es Adam Kozuchowski zu Beginn seines essayistischen Abschlussbeitrags formuliert: „Vor dem letzten Kriegsjahr 1918 haben wohl nur wenige Menschen vorausgesehen, dass Österreich-Ungarn binnen weniger Monate von der Landkarte Europas verschwinden würde. Aber noch weniger glaubten nach Kriegsende, dass es wieder auferstehen könnte.“ (S. 321) So berechtigt dieser Blick auf gedächtniskulturelle Aspekte, aber auch auf das Fortleben bestimmter kultureller Praktiken und Wissensformationen über die politischen Zäsuren des 20. Jahrhunderts hinaus sein mag, so wäre eine stärkere Kenntlichmachung dieser Schwerpunktsetzung – vor allem in der Einleitung – doch wünschenswert gewesen, zumal sich nicht alle Beiträge gleich gut in den eher grob akzentuierten Rahmen des „integrativen Empire“ einfügen.

Der Leseerwartung entsprechen indes mit Sicherheit die Beiträge von Jana Osterkamp, Franz L. Fillafer sowie Dietlind Hüchtker, die allesamt die Rechtsstaatlichkeit der Monarchie hervorheben. Während Osterkamp die spezifische, auf einer Zentrum-Peripherie-Relation fußende Kommunikationsstruktur – die einzelnen Provinzverwaltungen durften nicht direkt untereinander kommunizieren, sondern nur über Wien – hinterfragt und über die steigende (finanzielle) Macht der Kronländer einen „Paradigmenwechsel in Richtung kooperatives Imperium“ um 1900

aufzeigt (S. 39), legt Fillafer als breites Panorama „die rechtsstaatliche Konfiguration der Habsburgermonarchie“ dar (S. 47). Dabei zeichnet er nach, wie es gerade über eine „vordergründige soziopolitische Deutungsabstinenz“ früh zu einer egalitären Privatrechtskodifikation innerhalb der Monarchie kam (S. 52), gerade diese Rechtsordnung jedoch nach der Dezemberverfassung von 1867 zu einer unbeabsichtigten sprachnationalen Versäulung führte, die im Ethnoproporz der nationalen „Ausgleiche“ gipfelte. Die Durchsetzung nationalpolitischer Ansprüche mithilfe der imperialen Rechtsordnung thematisiert auch Hüchtker: Am Beispiel dreier „Bewegungszusammenhänge“ aus Galizien – zionistischer Aktivitäten, dem Engagement für akademische Frauenbildung sowie der Mobilisierung polnischer Bauern – beleuchtet sie die Schaffung von Handlungsräumen und (indirekt) das Vereinsrecht als integrativen Faktor.

Mit unterschiedlichen Praktiken des Vermessens befassen sich die Beiträge von Wolfgang Göderle, Alexander Pinwinkler und Jan David Zimmermann. Göderle greift Landesvermessungen und Volkszählungen als zentrale Prozesse staatlich-imperialer Wissenserzeugung heraus, wobei er deren Dauerhaftigkeit vom 18. bis ins 20. Jahrhundert betont und übergeordnet dafür plädiert, Imperialität und Staatlichkeit weniger als Gegensatzpaar denn „als strukturierende Merkmalskomplexe aufzufassen“ (S. 84). Demgegenüber fokussieren Pinwinkler und Zimmermann im Grunde desintegrative Praktiken: Insbesondere der – für sich genommen durchaus lesenswerte – Beitrag von Pinwinkler, der sich mit einer historisch argumentierenden Bevölkerungsforschung im Deutschland und Österreich der Zwischenkriegszeit beschäftigt, wirkt in dieser Zusammenstellung leider etwas fehl am Platz, zumal die reichsdeutsche Perspektive deutlich überwiegt. Bezüge zum Rahmenthema des Bandes hätten jenseits sporadischer Verweise auf die Genese biologistischer Denkfiguren „in völkisch orientierten Kreisen der Geschichtsforschung der ausgehenden Habsburgermonarchie und des Wilhelminischen Kaiserreiches“ (S. 187) sicher expliziter gemacht werden können. Zimmermann tut dies anhand eines im Kern ähnlich gelagerten Themas, nämlich der Konstruktion von Historizität und (ethnischer) Homogenität in der Dialektkartografie in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, die – über alle politischen Zäsuren und Bevölkerungsverschiebungen hinweg – den bairischen Dialekt „auf der Karte fixiert[e] wie ein entomologisches Präparat“ (S. 209).

Kulturelle Hybridität und ihre ansatzweise theoretische Ausarbeitung als „Hibridismus“ bereits im ausgehenden 19. Jahrhundert stehen im Fokus der Beiträge von Reinhard Johler und Moritz Csáky. In einem interessanten, wenn auch etwas mäandernden Artikel zeigt Johler am Beispiel Istriens, wie die vielgestaltigen sprachlich-kulturellen „Mischungen“ vor Ort zum Klassifikationsproblem für die imperiale Statistik gerieten. Verschiedene zeitgenössische Hybriditätsbegriffe können dabei als Versuch verstanden werden, die Realität überhaupt begrifflich fassbar zu machen – wobei jeder Klassifikationsversuch die schwelenden Nationalitätenkonflikte tendenziell weiter anheizte. Csáky nähert sich dieser Thematik auf stärker essayistische Weise und plädiert in Anknüpfung an langjährige Forschungen für einen der Kulturanthropologie entlehnten offenen Kulturbegriff, der als „kontinuierlicher, handlungsorientierter und vor allem performativer Prozess“ verstanden werden könne (S. 145). Indem er die Monarchie in Anlehnung an Juri M. Lotman als (territoriale) „Semiosphäre eines plurikulturellen, mehrsprachigen Empire“ (S. 149), mithin als kommunikativen Handlungsraum mit verschiedenen kulturellen Sub-Kommunikationsräumen begreift, liefert er zugleich einen attraktiven theoretischen Rahmen für den vorliegenden Band als Ganzes.

Auf literaturwissenschaftliches Terrain führen die Beiträge von Andrei Corbea-Hoişie und Stefan Höhne. Anhand des weitgehend unbekanntes Kriminalromans „Bessy tanzt in Czernowitz“, der in den 1930er Jahren einen kleinbürgerlich-reichsdeutschen Erwartungshorizont bediente, thematisiert Corbea-Hoişie das auffallende Fehlen sowohl eines expliziten Österreich-Bezugs als auch der jüdischen Bevölkerung am titelgebenden Handlungsort. Diese Auslassungen trugen einem identitären Vakuum, in dem sich die deutschsprachige Bevölkerung in vormals habsburgischen Gebieten wie der Bukowina zunehmend am Deutschen Reich orientierte, ebenso Rechnung wie einem „Berliner postimperial[e] Herrschaftsdiskurs“, der nach 1933 zunehmend expansionistische Mitteleuropavisionen formulierte (S. 220). Der Beitrag von Höhne verortet wiederum das Wissen um Franz Kafka zwischen habsburgisch codierter Regionalität und Universalität: Über eine historische Rekontextualisierung, die mit zentralen Protagonisten der US-Emigration zugleich entsprechende Wissenstransfers fokussiert, zeichnet er differenziert den Rezeptionsweg nach, der Kafka schließlich „zu einem universalen, entkontextualisierten Erinnerungsort“ werden ließ (S. 236 f.).

Erinnerungsgeschichtliche Schwerpunkte setzen auch die abschließenden Beiträge, wobei Gregor Feindt zunächst die durch Milan Kunderas Überlegungen zum „entführten Abendland“ in den 1980er Jahren angestoßenen Mitteleuropa-Debatten und hier insbesondere die unterschiedlichen Vorstellungen von Differenz beleuchtet. Werner Suppanz und Dieter A. Binder werfen indes einen Blick auf (Deutsch-)Österreich nach 1918: Anhand von Sprachbildern macht Suppanz den Deutungskampf um die habsburgische Vergangenheit zwischen sozialdemokratischem und christlich-sozialem Lager anschaulich, der zwischen schauerromantischem Verfallsnarrativ und einer affirmativen Einpassung in gesamtdeutsche Geschichtserzählungen schwankte. Den christlich-sozialen Identitätsfindungsprozess greift gesondert – und durchaus polemisch – Binder auf, indem er zeigt, wie die für die habsburgisch-dynastische Selbstdarstellung so zentrale *Pietas Austriaca* nach 1918 „zur apodiktischen Rahmenerzählung des politischen Katholizismus“ avancierte (S. 304) und nach 1945 schließlich in einem „geschmacksneutral[eren]“, bis in die Gegenwart fortwirkenden natur- und volksbezogenen Heimatbegriff aufging (S. 308).

Relativ rasch versiegt mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges schließlich die in der Zwischenkriegszeit so mächtige deutschnationale Dämonisierungsströmung, verschwand die Monarchie also endgültig aus realpolitischen Debatten und konnte an der Seite anderer Großreiche „würdevoll und stolz in das Reich der Fiktion eintreten“ (S. 335). Das Essay Adam Kożuchowski, das diesen positiven Imagewandel nachzeichnet und viele der bereits in den vorangegangenen Beiträgen angeklungenen Aspekte synthetisierend bündelt, bildet den gelungenen Abschluss eines thematisch breiten, stellenweise vielleicht etwas zu kaleidoskopartigen Bandes. Gerade die von Kożuchowski angeschnittene, heute vor allem im Bereich der Kommerzialisierung imperialen Erbes in den unterschiedlichen mitteleuropäischen Nachfolgestaaten präsente Idealisierung dieses Reiches, dessen Image praktischerweise nicht durch Verwicklungen in außereuropäische koloniale Verbrechen belastet wird, hätte indes noch gesondert auf ihre integrative Funktion hin befragt werden können und dergestalt wohl einen eigenen Beitrag verdient.

*Benedikt Stimmer, Wien*

NoA Band 34 | 2025 | 219–221

Anna Ancāne (Hrsg.)

**The Migration of Artists and Architects in Central and Northern Europe, 1560–1900**

Rīga: Latvijas Mākslas akadēmija / Art Academy of Latvia 2022, 280 S., zahlr. Abb., ISBN: 9789934541957.

2019 veranstaltete das Institut für Kunstgeschichte an der Kunstakademie Lettlands in Riga die Konferenz „The Migration of Artists and Architects in Central and Northern Europe, 1560–1900“. Der hier zu besprechende Sammelband stellt ein Ergebnis dieser, von internationalen Fachwissenschaftler:innen besuchten Tagung dar. Herausgegeben ist der knapp 300 Seiten und mit zahlreichen Abbildungen versehene und damit auch illustrativ sehr ansprechende Band von der Kunsthistorikerin Anna Ancāne, Senior Research und Leiterin der Abteilung Architektur und Kunst im Nationalen Amt für Kulturerbe an der Kunstakademie von Lettland.

Wie bereits aus dem Titel der Tagung und somit des Tagungsbandes hervorgeht, lässt die Breite des Themas „Migration von Künstlern und Architekten in Zentral und Nordeuropa“ zwischen dem 16.–18. Jahrhundert viele mögliche Herangehensweisen zu. Dies zeigt sich auch in den gesammelten Beiträgen: Migrationswege, Migrationsmoden und -konditionen, biografische Zugänge einzelner Künstler oder auch der Blick auf Zentren künstlerischen Austausches in ihrem Verhältnis zur Peripherie, Fragen von Innovation, Transfer und Austausch sowie Auswirkungen auf Stadtbilder oder lokalen Kunstmarkt werden nachverfolgt, ebenso wie methodologische Probleme bei der Bearbeitung dieses Fragenkomplexes diskutiert werden.

Die sich ergebende Vielschichtigkeit zeichnet sich bei der Abfolge der Artikel ab und evoziert die Frage, warum auf eine thematische Gruppierung der einzelnen Beiträge zugunsten einer chronologischen Darstellung verzichtet wurde. In der Einleitung durch die Herausgeberin wird auf diese Frage nicht eingegangen, ebenso wie darauf verzichtet wurde, die wesentlichen Schlüsselbegriffe theoretisch einzurahmen. Doch scheint dies eine bewusste Entscheidung gewesen zu sein, um einen freien Blick auf die präsentierten Beiträge zu gewähren und um eine Vorwegnahme methodischer oder theoretischer Diskussionen zu vermeiden, die in den meisten Untersuchungen selbst erfolgen.

Im ersten Beitrag von Konrad A. Ottenheim wird ein allgemeiner Überblick auf die Einflüsse der niederländischen Architektur auf das Baltikum und Skandinavien gewährt. Insbesondere die Ursache der Migration der Architekten, das gezielte Anwerben und ihr Erfolg in Nordeuropa werden hinterfragt. Warum waren ausgerechnet die niederländischen Architekten und Steinmetze so beliebt und welchen Kunstmarkt bedienten sie? Ottenheims Analyse fällt differenziert aus; es waren mehrere Faktoren, die den Erfolg dieser Berufsgruppen ausmachten. Entscheidende Aspekte stellen die Wahl des Materials, die Erfahrung mit der Arbeit an bestimmten Steinmaterialien wie Marmor und zugleich die Infrastruktur und das Netzwerk der Werkstätten rund um ihre Meister dar.

Katrin Wagner fragt sodann nach der Motivation für Migration. Sie untersucht dies am Beispiel der „Foreign Artists Working at the Tudor and Jacobean Courts in London“ zwischen 1485 und 1642. Methodisch bedient sie sich des von ihr geschaffenen „Artist-Migration-Model“ (AMM), in dem die „pre-migration phase“, dem „act of migration“ und der „post-migration“ vorangestellt ist.



Im anschließenden Beitrag von Michał Wardzyński über die Bildhauer Joseph van Enden, Augustin van Oyten und Martin Christian Peterson als letzte „Mannieristen niederländischer und dänischer Immigranten im Polnisch-Litauischen Commonwealth“ werden anhand der biografischen Zugänge die Moden des Kunstmarktes betrachtet.

Wendy Frère konzentriert sich in ihrer Untersuchung auf eine Biografie als Teil einer Familienbiografie, die der niederländischen Bildhauerfamilie Quellinius und seines Vertreters Thomas Quellinius. Thomas vertrat zunächst nur seinen reiseuntüchtigen Vater für ein Angebot in Dänemark, reüssierte dort aber schnell. Durch seine Reisen zwischen Kopenhagen und Antwerpen konnte er nachweislich neue flämische Trends in Kopenhagen einführen.

Agnieszka Patała erschließt zwei Metropolen. Sie stellt den Kunsttransfer zwischen Nürnberg und Breslau aus der schlesischen Perspektive in den Mittelpunkt ihrer Studie und kann herausarbeiten, dass familiäre Netzwerke und Patronage wesentliche Stützfeiler erfolgreicher Migration waren, mit denen die Politik der Gilden zu regulieren war.

Den Blick auf Riga wirft Anna Ancāne. Insbesondere der Neubau der Stadthalle sowie deren Planer, den Architekten Johann Friedrich Oettinger und Jakob Ernst Meyer als Zuständiger für die innere Ausgestaltung des Prestigegebäudes, stehen im Mittelpunkt der Analyse. Interessant an dieser komparatistischen Untersuchung ist, dass wir es hier mit zwei Arten von Migration zu tun haben. Meyer, der bereits assimilierte und anerkannte Künstler, sowie Oettinger, der wandernde, nach Aufträgen reisende.

Dem 18. (und 17.) Jahrhundert wendet sich auch Aistė Paliušytė mit ihrer Überblicksdarstellung zur Historiografiegeschichte zum Thema „Lithuanian Contribution to the artists' migration“ zu.

Hans J. van Miegroets Beitrag dagegen ist methodologisch angelegt. Mit seiner „data science“-Methode stellt er ein Instrumentarium vor, um fehlendes oder noch unbearbeitetes Material über quantitative als auch qualitative Analysen zu erschließen. Sein Plädoyer weist auf eine Forschung, die computergesteuerte Methoden und KI mitberücksichtigt.

Aleksandra Lipińskas Überlegungen kreisen um Entwicklungen und methodische Ansätze im Feld der Künstlermigration. Der Beitrag enthält einen interessanten einführenden Überblick und einen Ausblick auf die Historiografie des 19. Jahrhunderts bis heute. Die Verfasserin geht auf terminologische Verwendungen, Diskurse und Kontexte sowie digitale Tools ein.

Komparatistische Fallstudien liefert Alessandra Becucci zu den drei Künstlern (Wolfgang Heimbach, Jan Baptiste Seghers und Mario Balassi), die aus verschiedenen europäischen Ländern und in unterschiedlichen Stadien ihres Wirkens an dem Hofe des Herzogs von Amalfi zu Beginn des 17. Jahrhunderts arbeiteten. Die Strategien dieser Künstler in der Interdependenz zu den Erwartungen ihres Patrons stehen hier im Vordergrund.

Nordkroatien in den 1720er Jahren wird von Sanja Cvetnić untersucht. Dabei fokussiert die Verfasserin auf den Einfluss des aus Rom kommenden Kunstkanons in den Werken der Tiroler Maler Johann Baptist Ranger und Paul Schor.

Rom steht auch im Forschungszentrum von Ruth Sargent Noyes. Allerdings gilt ihre Aufmerksamkeit der Familie Plater aus Polen-Livland als Magnatenfamilie, deren Interesse an Kunst eng mit politischen und religiösen Motiven verknüpft war.

Auf ein spezielles Verhältnis der Kunstpatronage geht Julia Trinkert im vorletzten Beitrag der Aufsatzsammlung ein. Sie zeigt beispielhaft, wie sich Erfolg und gesellschaftlicher Aufstieg einer Einzelperson (hier Heinrich Carl Schimmelmann) im künstlerischen Schaffen (hier der Maurer- und Baumeisters Carl Gottlob Horn) niederschlugen.

Eduards Kļaviņš Blick schließlich richtet sich auf die Migration von Künstlern in und aus dem Baltikum um 1900. Kļaviņš entwirft einen Radius von St. Petersburg bis hin zu London als den westlichsten und Sizilien als den südlichsten Punkt. Dabei kommt der Verfasser in seiner Untersuchung zu dem Ergebnis, dass die Migration von Künstlern im Baltikum „especially fluent and rootless“ (S. 251) ausgefallen sei.

*Anja Wilhelmi, Lüneburg*

NoA Band 34 | 2025 | 221–224

### Das Forschungsprojekt

**Adlige und bäuerliche Lebenswelten in den Akten ostpreußischer Gutsarchive,**  
bearbeitet von Gaby Huch, Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften,  
2017–2023, <https://lebenswelten-digital.bbaw.de/>.

Die Forschungsplattform „Lebenswelten digital“ umfasst zwei Einzelprojekte zu adeligen und bäuerlichen Lebenswelten in den Akten ostpreußischer Gutsarchive, die beide an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften angesiedelt sind: Das Projekt „Lebenswelten, Erfahrungsräume und politische Horizonte der Ostpreußischen Adelsfamilie Lehndorff vom 18. bis in das 20. Jahrhundert“ wurde 2019 abgeschlossen und „Die Spiegelung neuzeitlich-bäuerlicher Lebenswelten in den Akten ostpreußischer Gutsarchive“ schloss sich seit 2021 daran an.

Die beiden digital publizierten (Auswahl-)Editionen zielen auf zwei unterschiedliche, sich aber überschneidende Themenfelder ab. Das Projekt zur Familie Lehndorff sucht „ein quellenfundiertes Bild vom Leben und Handeln des ostpreußischen Adels“ zu vermitteln und auf diesem Wege der Forschung zum ostpreußischen Adel neue Impulse zu geben. Die Edition aus Gutsarchiven möchte dazu ergänzend ein „quellenfundiertes Bild bäuerlicher Lebenswelten im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert“ aufzeigen. Gemeinsamer Bezugsraum ist der ostpreußische Raum um das Gut Steinort sowie die Güter der mit den Lehndorffs verwandten Familien. Ausgewählte Dokumente aus dem Guts- und Familienarchiv dokumentieren die Vielfalt der kulturellen, sozialen und politischen Bezugspunkte der Familie, während der Blick auf die bäuerlichen Quellen unter kulturgeschichtlichen, sozial- und agrargeschichtlichen Fragestellungen die Kenntnisse zu dieser Gruppe erweitert. Die Edition folgt damit aktuellen kultur- und gesellschaftsgeschichtlichen Forschungen sowie auch dem seit neuestem wieder erstarktem Interesse am Thema Adel. Sie leistet

einen wertvollen Beitrag sowohl zur aktuellen Adelforschung als auch zur Untersuchung von Lebenswelten der bäuerlich geprägten Güter in Osteuropa.

Die Webseite führt den Nutzer zunächst auf eine Einstiegsseite, die einen ersten Zugang zu den beiden Einzelprojekten bietet. Hier werden die Dokumente und das Editionsprojekt sowie die Plattform kurz vorgestellt. Zugleich erlauben die Volltextsuche und ein Gesamtregister einen unmittelbaren und zielgerichteten Zugang zu den Inhalten. Dies ist vor allem für jene Nutzer, die bereits genaue Themen oder Fragestellungen verfolgen bzw. einen Personenzugang präferieren, sehr vorteilhaft. Im Kopf der Seite befindet sich zudem ein weiteres Mal der Pfad zu der jeweiligen Edition und den Dokumenten verlinkt.

In ihrer klaren Zweiteilung in einen erläuternden Sach- und einen Dokumententeil ist die Struktur beider Teileditionen dem vertrauten Aufbau gedruckter Editionen nachempfunden; die Verzahnung beider Themen bietet aber Möglichkeiten für die Nutzung, die bei physischen Bänden nicht möglich wäre. Der Link „Über die Edition“ führt auf eine Unterseite, die in „Kapitel“ gegliedert ist. Inhaltliche Informationen findet der Nutzer unter „Projekt“ und „Familie“ bzw. „Bäuerliche Lebenswelten“. Die Projektbearbeiterin Gaby Huch verortet das jeweilige Editionsprojekt zunächst in seiner aktuellen Forschungslandschaft. Sie begründet hier die Auswahl der Familie Lehndorff, deren Lebenswelten und Erfahrungsräume sie als „exemplarisch für den ostpreussischen Adel“ bewertet. In einigen prägnant formulierten Paragrafen geht sie sodann auf mögliche Themen (z. B. adeliges Selbstverständnis, nationale und regionale Identität, gelebte Adelskultur, Verbindungen zum osteuropäischen Raum) ein, zu denen aus den publizierten Quellen neue Erkenntnisse gewonnen werden können. Daran anschließend wird noch einmal die eingangs formulierte Zielsetzung genannt. So ist auch beabsichtigt, entlang der Quellen eine Geschichte der Familie Lehndorff zu umreißen. Analog dazu skizziert Huch die gutsherrschaftlichen und bäuerlichen Verhältnisse und zeigt das Potential dieser Quellen auf, anhand derer „alltags- und mentalitätsgeschichtliche, auch geschlechterspezifische Probleme“ und „soziale Konflikte“ untersucht werden können.

Die weiteren Abschnitte umfassen die methodischen und technischen Gesichtspunkte der Edition. Unter „Quellen“ finden sich eine kurze Darstellung der jeweiligen Guts- und Familienarchive. Das Familienarchiv der Lehndorff ist durch historische Ereignisse zerrissen und befindet sich an drei Standorte verteilt im Staatsarchiv Leipzig, im Geheimen Staatsarchiv Preussischer Kulturbesitz Berlin-Dahlem sowie im Staatsarchiv Olsztyn / Allenstein. Verschiedene andere Gutsarchive befinden sich hingegen nur in Olsztyn / Allenstein. Huch weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass das Schicksal des Lehndorff-Archivs typisch für viele Adelsarchive ist, die nach dem Zweiten Weltkrieg durch den Verlust der Familienbesitzungen und / oder Vertreibung auseinandergerissen wurden oder sogar gänzlich verloren gingen. Neben Erläuterungen der Bearbeiterin zu den Beständen sowie ergänzenden archivalischen Überlieferungen bietet sich hier dem Nutzer auch die Möglichkeit, die Beständeübersichten auf den Webportalen der jeweiligen Archive einzusehen.

Unter „Edition“ schließen sich Erläuterungen der inhaltlichen, editorischen und technischen Editionsprinzipien an. Das „Siglenverzeichnis“ (nur Lehndorff) und die „Auswahlbibliographie“ weisen die relevanten gedruckten Quellen sowie die Literatur nach. Informationen zu Software,

Daten und Schnittschnellen finden sich im *Footer* der Website. Dies ist weniger für den historisch fokussierten Nutzer, umso mehr aber für Entwickler der *Digital Humanities* von Interesse.

Der Bereich „Über diese Edition“, der die Funktion einer wissenschaftlichen Einleitung übernimmt, folgt insgesamt einer klaren und wohlüberlegten inhaltlichen und methodischen Struktur, in der einzelne Schwerpunkte voneinander getrennt präsentiert werden. Lediglich einige ergänzende Sätze zur digitalen Arbeitsumgebung „*ediarum*“ am Ende der Projektvorstellung wirken unglücklich platziert und hätten eventuell besser zu den Anmerkungen zu den digitalen *Tools* gepasst. Ähnliches gilt für die Klärung der Bildrechte, die unter den Quellen zu finden sind. Der Nutzer würde derartige Informationen wohl eher unter dem Abschnitt „Abbildung“ oder bei der Registerkarte „Bilder“ (dort gibt es den Verweis) erwarten, obwohl die gewählte Zuordnung zweifellos korrekt ist, da es sich um Abbildungen historischer Dokumente und Abbildungen handelt.

Den zweiten Bereich bildet der Gesamtkorpus der 1 694 Editionsdokumente, zu denen der Link von der Startseite („Dokumentenbestand“ oder „Teilkorpus öffnen“) bzw. alternativ vom *Header* der Seite führt. Die Dokumente sind als Basiseinstellung chronologisch aufsteigend angelegt, können aber individuell gefiltert werden, was zweifellos einen Mehrwert darstellt. Neben Projekt, Jahr und Verfasser / Empfänger gibt es hier die Möglichkeit, Kategorien zu wählen. Die 31 vergebenen Schlagworte (z. B. Bäuerlicher Alltag, Dienstpflichten, Familie, Heiratskreise, Abgaben, Kulturbeziehungen, Räume, Streitigkeiten, Soziales Engagement, Widerstand 1944) zeigen nicht nur die Vielfalt der in den Quellen berührten Themen auf, sie entsprechen gleichzeitig aktuellen Forschungsfragen, womit der (Fach-)Nutzer sehr gezielt Dokumente wählen kann, die für sein persönliches Interesse von Relevanz sind. Dem themensuchenden Nutzer (z. B. Studierende) bietet sich auf diese Weise ein erster systematischer Einblick in mögliche Untersuchungsgegenstände. In der Kategorisierung verzahnen sich beide Projekte, sodass der Nutzer eventuell auf Dokumente stößt, die er dem jeweiligen Teilprojekt vielleicht nicht zugeordnet hätte.

Die Dokumente umfassen verschiedenste Quellentypen, z. B. offizielle und persönliche Korrespondenzen, Tagebucheinträge, Verträge, Vereidigungen, Anträge, Gesuche und andere Schriftstücke aus Akten der gutsherrlichen Verwaltung. Je nach Umfang sind sie vollständig transkribiert oder als Regest publiziert. Jedes Dokument ist mit einer Signatur, einem Link zum Digitalisat der Archivalie, Metadaten (z. B. Datum, Verfasser oder Empfänger, Dokumenttyp) und – soweit notwendig – Anmerkungen versehen, wo auch die jeweilige Zuordnung zu den zutreffenden Kategorien vermerkt ist. Ein Zitierhinweis mit einem eindeutigen Zitierlink macht eine Nachnutzbarkeit einfach und eindeutig.

Die Dokumenttexte wurden bisweilen mit Anmerkungen versehen und alle Personen, Institutionen und Orte sind verlinkt. Die Verknüpfung führt in ein Personen-, Institutionen- bzw. Ortsregister. Im Personenregister sind alle in den Dokumenten genannten Personen mit vollständigem (bekanntem) Namen, eventuell Lebensdaten, Zusatzinformationen und Link zur Normdatenbank aufgeführt.

Während das Ortsregister mit Georeferenzierung der Orte seinen Zweck sehr gut erfüllt, würden sich im Institutionenregister weitere Details anbieten. Ein Beispiel sei genannt: Der Eintrag „Rall & Rongowiko Hofbankiers“ enthält nur diesen Namen und das Dokument, in dem er erwähnt

wird. Nun wäre es hilfreich, wenn der Nutzer schon hier erfahren würde, dass es sich um russische Hofbankiers mit Sitz in Hamburg handelte – eine Information, die er sonst erst nach den Aufrufen des Dokuments erhält. Die Gefahr, dass der Nutzer an dieser Stelle die Seite verlässt, ist groß und kann nicht im Sinne des Anbieters sein.

Insgesamt machen aber die zusätzlich bereitgestellten Informationen und Vernetzungen, wozu letztlich auch die Verschränkung der beiden thematischen Perspektiven zählt, den besonderen Mehrwert der digitalen Edition aus: Die vielfältigen Verlinkungsmöglichkeiten, die nicht nur die Inhalte der Seite in komplexer Weise untereinander, sondern auch mit anderen Webveröffentlichungen verbinden, könnten in einem Printformat nicht realisiert werden. Dies gilt ebenfalls für die zahlreichen Abbildungen zu verschiedenen Themen (z. B. Steinort, Familie, Pläne etc.), die der Nutzer unter „Bilder“ (nur über den *Header* erreichbar) findet. Deren Anzahl und Qualität, ebenso wie Möglichkeiten ihrer weiteren Nutzung wären im *Print* kaum möglich.

In einer ähnlichen Perspektive ist auch der Rezipientenkreis zu sehen: Gedruckte Editionen sind meist in wissenschaftlichen Bibliotheken verfügbar und werden häufig „nur“ von Wissenschaftlern und allenfalls noch von Studierenden genutzt. Die digitale Edition bietet demgegenüber neben dem Fachpublikum auch einer breiteren Nutzerschaft die Chance, sich über das Thema adeliger oder bäuerlicher Lebenswelten auf unkompliziertem Wege zu informieren. Die zunehmende Digitalisierung der letzten Jahre hat die Forschungsmethodik und -landschaft zudem so verändert, dass gerade (jüngere) Forscher erwarten, auf Inhalte digital zugreifen zu können. Es besteht die Gefahr, dass ausschließlich als *Print* erhältliche Editionen vom wissenschaftlichen Nachwuchs nicht oder kaum rezipiert würden. Damit kann das hier rezensierte Webportal als *state-of-the-art* betrachtet werden. Ihren Ausdruck findet das auch in der Nominierung zur Endausscheidung für den „Peter Haber Preis für digitale Geschichte“ 2023.<sup>1</sup>

Neben der Zugänglichkeit sind natürlich die Inhalte der edierten Quellen ebenso wie die darüberhinausgehenden Materialien nicht nur für Historiker verschiedener Fachrichtungen interessant. Sie können beispielsweise auch Familienforschern oder Hobbyhistorikern neue Ansatzpunkte bieten. Darüber hinaus wird der leider immer wieder notwendigen Rechtfertigung, warum geisteswissenschaftliche Projekte mit öffentlichen Geldern finanziert werden (sollen), mit dem kostenfreien und allgemeinen Zugang und der Nachnutzung unter Creative-Commons-Lizenz (CC-BY) effektiv begegnet.

Abschließend ist festzuhalten: Die vor allem für wissenschaftliche Forscher konzipierte digitale Edition überzeugt in ihrer Struktur, technischen Umsetzung sowie auch ihrer inhaltlichen Bandbreite, die wesentlich zum Erreichen des angestrebten Ziels beiträgt. Die Kombination aus Texten und Quellenmaterialien (Dokumente und Bilder) leitet den Nutzer an und gibt gleichzeitig Ansätze für (weitere oder eigene bereits vorhandene) Fragestellungen, die nicht auf die Forschung zum Adel oder zu bäuerlichen Untertanen beschränkt bleiben müssen.

Anja Bittner, Berlin

1 Peter Haber Preis für digitale Geschichte 2023 (<https://digigw.hypotheses.org/4446> [letzter Zugriff: 6.11.2024]).

Christoph Augustynowicz, Dietlind Hüchtker, Börries Kuzmany (Hrsg.)

### Perlen geschichtswissenschaftlicher Reflexion

Östliches Europa, sozialgeschichtliche Interventionen, imperiale Vergleiche. Festschrift, Göttingen: V&R Unipress 2022, 308 S., mit 12 Abb., ISBN: 978-3-8471-1428-4.

Im Vorwort zu der hier zu besprechenden Festschrift für Kerstin S. Jobst, Professorin am Institut für Osteuropäische Geschichte der Universität Wien, verweisen die Herausgeber:innen auf das Anliegen mit dem üblichen Paradigma zu brechen, nach dem „das westliche Europa das Allgemeine, Universale dar[stellt], Osteuropa dagegen das Spezifische, Andere, Besondere, dessen Berücksichtigung für allgemeingültige Thesen kaum erforderlich scheint.“ (S. 11) Die in dem Band versammelten 39 Beiträge zeigen denn auch, inwiefern das weniger als geografisch-politische Einheit definitorisch eingegrenzte, sondern – wie Stefan Troebst formuliert – als heuristisches „Konzept der ‚Geschichtsregion‘“ (S. 281) gefasste „Osteuropa“ eigenständige Problematiken bereithält, deren Diskussion vor allem die vergleichende Imperiumsforschung in vielfältiger Weise bereichern kann.

Dem Charakter einer Festschrift entsprechend werden keine in sich abgeschlossenen Forschungsergebnisse präsentiert, sondern es handelt sich eher um einen Aufriss von Frage- und Problemstellungen, mit denen sich die unter dem Aspekt der *postcolonial studies* neu ausgerichtete Imperiumsforschung (hier in Sonderheit in Wien) befasst. Im Sinne des von Kerstin S. Jobst, Julia Obertreis und Ricarda Vulpius schon 2008 konstatierten und geforderten „Erkenntnisgewinns“ durch neue „kulturgeschichtliche Ansätze“<sup>1</sup> geht es mithin um die Darstellung verschiedener Geschichtspolitiken („Soziale und nationale Fragen“, „Religion und Revolution“, S. 15–78) und darüber hinaus auch um eine Ausweitung des transnationalen Bezugsrahmens des Russländischen, Habsburger und Osmanischen Imperiums („Von Galizien und der Schwarzmeerregion“, S. 77–136) sowie Aspekte seiner Deutung („Imperialismus, Kolonialismus und Orientalismus“, S. 137–188). Des Weiteren werden einzelne translokal verortete Vorgänge („Translokale Geschichten“, S. 189–228) und biografisch oder durch staatliche Instanzen dominierte Erinnerungskulturen („Geschichte zwischen Gedächtnis und Literatur“, S. 229–276) analysiert. Nicht ganz in diesen Kontext passt die Darstellung einiger, nur locker mit dem Osteuropa-Konzept verbundener Einzelprobleme („Identitäten und Alteritäten“, S. 277–308), die gleichwohl beachtenswerte Überlegungen zu methodologischen Fragen überkommener Osteuropa-Forschung am Beispiel u. a. des britischen Historikers Hugh Seton-Watson (Stefan Troebst, „Wie wird man Osteuropahistoriker[in]?“; S. 279–284) bzw. zu Forschungsperspektiven präsentieren, die sich durch eine Einbeziehung von Vorgehensweisen eröffnen könnten, wie sie in der Ethnologie erprobt wurden (Brigitta Schmidt-Lauber, „Die Historikerin als Ethnologin der Zeit“, S. 303–308). Überlegungen von Dietlind Hüchtker zu „Männlichkeit und die Historizität anthropologischer Konstanten“ (S. 285–290) und zu Denkweisen ehemaliger NVA-Offiziere, die Nina Leonhard in „Wie hältst du’s mit dem Sozialismus?“ (S. 291–296) abhandelt, sowie zu Innenansichten aus der

1 Kerstin S. Jobst, Julia Obertreis u. a.: Neuere Imperiumsforschung in der Osteuropäischen Geschichte: die Habsburgermonarchie, das Russländische Reich und die Sowjetunion, in: *Comparativ* 18 (2008), H. 2, S. 27–56, S. 41.



postmigrantischen Gesellschaft (Claudia Kraft, „Leben und Forschen in der postmigrantischen Gesellschaft“, S. 297–302) runden den Band ab.

Was diese Festschrift trotz der gebotenen Kürze der einzelnen Beiträge interessant macht, ist der Aufriss von Forschungsthemen und Zugängen, die man auf den ersten Blick nicht mit „Imperiumsforchung“ assoziieren würde. So schreibt Vulpius am biografischen Beispiel der Familie Szeptycki zu „Nationale[n] Konversionen in imperialen Grenzregionen“ (S. 17–24), Christof Paulus beschäftigt sich mit „Denkmustern und Funktion der Deutschordenschronistik“ (S. 47–54) und Oliver Jens Schmitt wendet sich „Venedig und seine[n] Orthodoxen“ (S. 55–62) zu. Auch die zwiespältigen, weil die nationale bzw. an Glaubensgemeinschaften gebundene Identität in einem transnationalen und Imperiumsgrenzen überschreitenden Kontext in Frage stellenden Haltungen von Frauen werden schlaglichtartig anhand von biografischen Skizzen (Johanna Gehmacher, „Eine Begegnung in Krakau“, S. 25–30; Börries Kuzmany, „Maija Frumkina [Esther] und die nationale Frage in Russland“, S. 31–38; Ninja Bumann, „Die ‚muslimische Frauenfrage‘ im habsburgischen Bosnien-Herzegowina“, S. 199–204; Olaf Terpitz, „Pauline Wengeroffs Memoiren“, S. 253–260 und Gerhard Langer „Das Bild Polens und der Polen bei Soma Morgenstern“, S. 261–268) aufgezeigt. Im Ergebnis entsteht ein kaleidoskopartig zusammengesetztes, farbiges und facettenreiches Bild von Problemstellungen, die in den hier im Zentrum stehenden Imperien und später in der Sowjetunion (Gabriella Hauch, „Reisen zur Russischen Revolution“, S. 63–68 und Anja Burghardt, „Revolution und Religion in Boris Pasternaks Roman *Doktor Schiwago*“, S. 69–78) auf ähnliche oder unterschiedliche Weise angegangen wurden.

Letzteres zeigt sich u. a. am Umgang mit den Karäern in Polen-Litauen und dann im Russländischen Reich bzw. in der Sowjetunion (Andreas Kappeler, „Positive Diskriminierung von Juden im Russländischen und im Habsburgerreich“, S. 93–106) sowie auch an der unterschiedlichen Stellung von Muslimen im Kaukasus (Russländisches Reich) und in Bosnien-Herzegowina (Habsburger Imperium), deren administrative Befriedung dennoch Gemeinsamkeiten aufwies. Man lernte vom Umgang der Osmanen mit katholischen Minderheiten voneinander und auch von französisch Algerien, was verbreitete stereotype Vorstellungen von einer notorischen Rückständigkeit etwa der Osmanen oder Russen in Frage stellt. Ulrich Hofmeisters Beitrag „Bosnien, Turkestan und der Kolonialismus. Imperiale Herrschaft im Vergleich“ (S. 145–150) ist ein Musterbeispiel für ein auf Imperiumsvergleich ausgelegtes Forschungsprogramm, wie es – um den Kolonialdiskurs erweitert – auch bei Sarah Lemmen „Der Osten ist immer woanders, der Westen auch. Zur Ambivalenz orientalistischer Diskurse im Zentraleuropa der Zwischenkriegszeit“ (S. 157–164), Lars F. Stöcker „Kolonialpolitik und Kolonialdiskurs an der sowjetischen Peripherie“ (S. 165–172) und bei Martin Rohde „Orientalismen und die ukrainische Geschichte“ (S. 181–190) aufscheint.

Die vielfach vernachlässigte Verflechtungsgeschichte der Imperien wird heutzutage immer dann deutlich, wenn es um erinnerungspolitische Auseinandersetzungen und mithin um die von Claudia Theune behandelten „Formen des Gedenkens und deren Materialität“ (S. 269–278) geht. Johannes Feichtinger und Johann Heiss fragen in diesem Zusammenhang in „Memoria filia temporis: Christliche Türken, muslimische Polen“ (S. 231–238) danach, wer wann erinnert wird und Agnieszka Pufelska verweist auf die „Monumentale Selbstverherrlichung“ in der PiS-Program-

matik als einen Grund, „warum Wien kein Sobieski-Denkmal bekommen soll“ (S. 239–244). Hier wie auch in dem von Susanne Schattenberg verfassten Beitrag „Von Schlössern und Touristen, oder: Wie Österreich in die EWG wollte und sowjetisches Gas bekam“ (S. 213–220) wird einerseits deutlich, wie parteipolitische Interessen oder ein sich zur Gegenwart hin wandelnder Mainstream das an einem Gedenkort sich manifestierende Andenken an Vergangenes überlagern und verändern, andererseits aber die Analyse gerade deshalb Gründe für unterschiedliche Interpretationen von Geschichte als gegenwarts- und interessenabhängig einsichtig machen kann. Das zeigen deutlich die veränderte Bewertung des Gasdeals mit der Sowjetunion sowie Kuriosa im Zusammenhang mit der bereits in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts angebahnten Städtepartnerschaft Hamburg-Leningrad, die Kerstin Bönker in „Mit den Sowjets über den Jungfernstieg“ (S. 205–212) als „translokale Verflechtungsgeschichte des Kalten Krieges“ (S. 205) beschreibt.

Von daher wäre es interessant, den von Christoph Augustynowicz in dem Beitrag „Von der ‚austro-fatalistischen Geschichtsmethode‘. Kontrafaktisches in Roman Rosdolskys historiographischer Darstellung des österreichischen Jänner-Streiks von 1918“ (S. 39–44) beschriebenen Ansatz einer Extrapolation heute noch offener Zukunft nach den Vorgaben der u. a. in dem hier besprochenen Band aufgewiesenen Geschichte des Russländischen Imperiums und der ihm nachfolgenden Sowjetunion weiterzudenken und das auf die gegenwärtige Diskussion um ein mögliches Wiederauferstehen des wahlweise russischen oder sowjetischen „Imperialismus“ unter Wladimir Putin anzuwenden, wie sie sich etwa in der Redeweise von einem „imperialen Angriffskrieg“ (Franziska Davies)<sup>2</sup> auf die Ukraine zeigt. In Sonderheit trifft das auf die Krim-Frage zu, die Kerstin S. Jobst schon 2007 in ihrer vielbeachteten (und als Vorbild für die Titelseite dieser Festschrift dienenden) Habilitations-Schrift „Die Perle des Imperiums. Der russische Krim-Diskurs im Zarenreich“<sup>3</sup> und noch einmal 2020 in der Monografie „Geschichte der Krim. Iphigenie und Putin auf Tauris“<sup>4</sup> angeschnitten hatte und die hier von Stefan Rohdewald („Das Auge des Sturms“, S. 221–228) insofern vertieft wird, als er die Krim schon vor 1700 als „Scharnier transimperialer Geschichte“ (S. 223) ausmacht. Das bestätigt Rinna Kullaa für die Sowjetunion in „Das Schwarze Meer und die Mittelmeerflotte der Sowjetunion zwischen globaler Konnektivität und imperialer Militärstrategie“ (S. 129–138).

„Scharnier transimperialer Geschichte“ gewesen zu sein, trifft in gewisser Weise auf die Ukraine insgesamt zu, was der Streit um einzelne Themen verdeutlicht, die die heute durch die unabhängige Ukraine repräsentierte Geschichtsregion betreffen. Dazu gehört nicht zuletzt die Sprachenfrage, hier von Stefaniya Ptashnyk am Beispiel der „Darstellung der ruthenischen Sprache im Galizien-Band des *Kronprinzenwerks*“ (S. 107–114) angerissen. Alois Woldan, der sich mit Deutungen „Ivan Mazeppa[s] – zwischen Ost und West, zwischen Geschichte und Literatur“ (S. 245–251) auseinandersetzt, sowie von Oleksandra Krushynska, die die „Beschreibung der Königreiche Galizien und Lodomerien...“ von Graf von Pergen“ (S. 87–92) einer „Quellenanalyse aus postkolonialer Perspektive“ (S. 87) unterzieht, liefern weitere Beiträge zu diesem Problem-

2 Franziska Davies: Deutschland, die Ukraine, Russland und das Erbe des deutschen Kolonialismus in Osteuropa, in: Ukraine-Analysen (2008), H. 266, S. 11–14, hier S. 12.

3 Kerstin S. Jobst: Die Perle des Imperiums. Der russische Krim-Diskurs im Zarenreich, Konstanz 2007, S. 485.

4 Dies.: Geschichte der Krim. Iphigenie und Putin auf Tauris, Berlin u. a. 2020, S. 394.

feld. Das Thema wird auch von Elisabeth Haid-Lener mit Überlegungen zum Weg „Von der Monarchie zur Republik. Demokratisierung und ihre Grenzen in Ostgalizien“ (S. 115–120) und durch Kerstin von Lingen zu „Lemberg 1942“ (S. 121–128) ergänzt. Was Städte im Schnittpunkt wechselnder imperialer Zugehörigkeiten anbelangt, setzt Stefanie Weismann einen in der vergleichenden Imperiumsforschung ungewöhnlichen olfaktorischen Akzent, insofern sie in „Uns stinkt's! Geruchspuren und Ordnungsversuche aus dem imperialen Dunstkreis“ (S. 151–156) die erfolglosen Versuche sowohl der russischen als auch der habsburgischen und polnischen Verwaltung Lublins untersucht, die mit einer koscheren Geflügelschlachtereie einher gehenden Belästigungen der Anwohner abzustellen. Ebenfalls um Stadtgeschichte im Schnittpunkt der Imperien geht es in Wolfgang Muellers Analyse von k. u. k. Konsulatsberichten über „Batum zwischen Industrialisierung, Migration und Revolution“ (S. 99–106).

Wie verschiedene Medien bzw. Institutionen in den Dienst imperialer Politik gestellt wurden, zeigen Anna Guboglo in „Russische Fotografie in den südlichen Peripherien des Reichs“ (S. 139–144) und Konrad Petrovzky am Beispiel des kurzlebigen Courier de Moldavie (1790) in „Potemkinsche Lettern zur Zeit der Französischen Revolution“ (S. 79–86). Eher translokal ausgerichtet, wenn auch an die Person von Agenor Graf Gohuchowski gebunden, ist Marija Wakouings Darstellung der Wandlung der Rolle des k. u. k. Außenministers „Vom Problemlöser zum Problemmacher?“ (S. 191–198). Scheinbar weniger zum Thema gehörend ist der Beitrag von Julia Oberreis, die allerdings in „Gender und Imperien Geschichte – ein Plädoyer“ (S. 173–179) mit Blick auf den „dynamischen sozialen Wandel“ (S. 173) wichtige, seit 2008 erreichte Fortschritte in der Forschung herausstellt und dabei besonders auf Beiträge hinweist, die zur Frauenfrage erschienen sind. Sich damit weiter auseinanderzusetzen sei wesentlich, weil die „Frauenpolitik einen zentralen Platz in den Erziehungs- und Zivilisierungskonzepten der imperialen Eliten einnahm“ (S. 177), womit erneut auf die Bedeutung von Ansätzen der *postcolonial studies* für die Imperiumsforschung hingewiesen wird.

Insofern in vielen der hier bloß summarisch und notwendig verkürzt dargestellten Beiträge zu aktuellen Forschungsfragen auf Desiderate aufmerksam gemacht wird, die eine künftige Beschäftigung mit der vergleichenden Imperiumsforschung anleiten können, ist die Festschrift für Kerstin S. Jobst außerordentlich anregend und sei Leser:innen vom Fach wie interessierten Lai:innen zur Lektüre empfohlen.

*Frank Steffen, Leipzig*

Odetta Rudling

### Von der nationalen Form zum nationalen Inhalt

Litauische Folklore zwischen Sowjetisierung und Nationsbildung (1940–1990),  
Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2023, 390 S., 21 Abb., ISBN: 978-3-447-12049-4.

Die Bedeutung und der Wert der Kultur der Sowjetzeit in Litauen stellen auch heute noch eine sensible und immer wieder aufkommende Frage dar, die im öffentlichen Raum heftige Diskussionen auslöst und die Gesellschaft polarisiert.<sup>1</sup> Auch in der litauischen wissenschaftlichen Forschung ist das Thema angekommen: Nennenswert sind die Arbeiten von Arūnas Streikus, Aurimas Švedas, Nerija Putinaitė, Vilius Ivanauškas, Tomas Vaiseta, Ainė Ramonaitė, Romualdas Apanavičius (und seinen Co-Autoren), Stasys Skrodenis u. a. Dabei wurde der Folklore große Beachtung geschenkt, denn die idealisierten Formen der Dorfkultur fungierten in Europa seit Jahrhunderten als ideologisches Mittel und Instrument. Das Sowjetregime benutzte die Kultur der kolonisierten Völker für seine Zwecke intensiv und effektiv, obwohl das Ergebnis dieser Tätigkeit im Baltikum – die Stärkung des nationalen Selbstbewusstseins und die Entstehung von modernen Völkern – nicht intendiert war.

Diese komplexe Wechselwirkung der Folklore auf die Nationalisierung hat die Historikerin Odetta Rudling in ihrer Dissertationsschrift „Von der nationalen Form zum nationalen Inhalt. Litauische Folklore zwischen Sowjetisierung und Nationsbildung (1940–1990)“ gründlich erforscht. In der Publikation wird analysiert, wie die Sowjetunion die litauische Folklore, insbesondere die Volksmusik, die Trachten und die Jahres- sowie Lebenszyklusfeste instrumentalisierte, um ihr politisches Programm zu realisieren. Die Autorin erläutert, wie die sowjetische Regierung, indem sie die litauische Kultur und Sprache stärkte, die Entwicklung der nationalen Identität vorantrieb, gleichzeitig aber versuchte, sie zu kontrollieren, zu regulieren und für die ideologische Propaganda zu nutzen. Die Thematik ist nicht ganz neu, jedoch wecken die bisherigen Ergebnisse der litauischen Forschung die Hoffnung, dass die weitere Erforschung des Themas mit einer für die Wissenschaft angemessenen Distanz und unter Berücksichtigung von verschiedenen Aspekten rational diskutiert sind.

Zu Beginn der Untersuchung betont Rudling die problematische und etwas konfliktbeladene Situation der ethnischen Kultur um 1990. Um den Zustand der litauischen Kultur in der Zeit der sowjetischen Okkupation zu beleuchten, zitiert sie das Memorandum der Aktivisten der „Singenden Revolution“: „Während des Zeitraums, der sich für unsere Nation als verheerend erwies (1940–1990), erfuhr die ethnische Kultur das meiste Leid, da sie unbequem war und den wichtigsten Zielen und Bestrebungen der Bolschewiki widersprach. [...] Zuerst wurde versucht, auf theoretische Weise die Bedeutung ethnischer Kultur im Rahmen der gesamten Kultur herabzu-

1 In den medialen Debatten zwischen Vertretern der litauischen Gesellschaft, staatlichen Institutionen und Wissenschaftlern werden Themen verhandelt, wie die Umbenennung von Straßen und Schulen, die nach den sowjetischen Schriftstellern Salomėja Nėris, Liudas Gira, Petras Cvirka u. a. genannt worden sind, die Entfernung von Denkmälern, das Erhalten des Gedenkortes und der -formen des Dichters Justinas Marcinkevičius, die Formen und Arten des Liederfestes und die Kalenderfeste.

setzen und ihr Verständnis zu vereinfachen. [...] Die gesamte traditionelle Lebensweise wurde bewusst verändert, das alte ökonomische, soziale und moralische Lebenssystem zerstört, womit auch die ganze ethnische Kultur dahinschwand.“ (S. 1).

Die Autorin zweifelt die Aussage der kulturellen Elite an, wonach die litauische ethnische Kultur von Grund auf von der sowjetischen Regierung vernichtet worden sei, und weist auf Fakten hin, die Gegenteiliges beweisen (S. 2). Alle Themen und Zeitabschnitte werden von diesem Standpunkt aus untersucht, jedoch wird damit keinesfalls ein Versuch unternommen, die Kulturpolitik der Sowjetzeit zu rechtfertigen oder Positives aufzuzeigen.

Neben Nationalismuskonzepten von Eric J. Hobsbawm, Benedict Anderson, Anthony D. Smith, Ernest Gellner gilt Rudlings besondere Aufmerksamkeit dem „Phasenmodell von nationalen Bewegungen“ des tschechischen Historikers und Politikers Miroslav Hroch, das die Entwicklung des Nationalismus kleiner Völker von dem kulturellen Interesse bis zur nationalen Mobilisierung umfasst. Rudling wendet dieses Modell auf die Sowjetzeit in Litauen an und betont zugleich die Problematik des Ansatzes.

Die Forschungsarbeit ist gut strukturiert – von den historischen Ereignissen geht man zur Analyse von ausführlichen Fällen über. Im Buchtitel wird der Zeitraum von 1940 bis 1990 genannt, darüber hinaus beschreibt die Autorin die kontextualisierte europäische, litauische und sowjetische Vorgeschichte bis ins 19. Jh. und wirft einen Blick auf die Ereignisse in Litauen nach 1990.

Dem Verhältnis von Volksmusik und Nation bis 1940 widmet sich das zweite Kapitel „Litauische Nationsbildung und Volksmusik vor 1940“. Die litauische Nationalkultur wurde durch Dorfgemeinden vertreten. Das Interesse der litauischen Intellektuellen an dem bäuerlichen Kulturerbe wurde stark durch die Romantik vorangetrieben.

Mit Blick auf die litauische Kultur der Zwischenkriegszeit stellt Rudling fest, dass die Kultur in dem jungen, wirtschaftlich und politisch labilen Staat wenig Beachtung erhielt (S. 41–45). Trotz dieser Schwierigkeiten konnten in dieser Zeit Liederfeste etabliert und die Gründung des Archivs der litauischen Folklore, der Ensembles der Volksmusik und -tänze u. a. vorangetrieben werden.

Wie die Sowjetunion nach der Revolution von 1917 die Volkskunst zum Mittel der Kontrolle und der Ideologie transformierte, wird im dritten Kapitel „Entstehung der sowjetischen Folkloreindustrie“ beleuchtet. Die Sowjetregierung schuf und unterstützte die Industrie der Volksmusik und -kunst, mit ihrer Hilfe stärkte sie die litauische Identität und verbreitete gleichzeitig die kommunistische Ideologie. Beispielsweise sei die sowjetische Laienkunst so attraktiv gewesen, dass „[i]n keinem anderen kulturellen Gebiet [...] es der Sowjetmacht [gelang], so viele Rezipienten in aktive Teilnehmer zu verwandeln wie in der folkloristischen Laienkunst“ (S. 54).

Im Kapitel „Litauische Folklore für Stalin“ werden die Volkskulturformen analysiert. Dabei ging es nicht nur um die Kontrolle der musikalischen Folklore, sondern auch um die Neugründung von Volkskunstensembles. In der ganzen UdSSR wurden Volksmusikensembles gegründet, die eine ideologisierte Folklore verbreiten und die Bildungs- sowie Ideologearbeit in der Gesellschaft beeinflussen sollten. Auch in Litauen wurde ein Volkslied- und Volkstanzensemble (später „Lietuva“ genannt) gegründet, dessen Leitung Jonas Švedas übernahm.

Im Kapitel „Klänge des Tauwetters (1953–1964)“ wird die Entstalinisierungszeit untersucht, in der eine institutionelle Dezentralisierung, eine größere Aufgeschlossenheit gegenüber der Kultur und eine Ablehnung des Massenterrors dominierte. Rudling analysiert hier die sog. Pseudofolklore, die entstand, als aus dem Repertoire der litauischen Laienkunstensembles „Pseudovolkslieder“ entfernt wurden, um sich den sowjetisch-ideologischen Einflüssen zu entledigen (S. 113).

Die Rolle und die Bedeutung des Volkslied- und Volkstanzensembles für die Kultur- und Politik der Kommunistischen Partei erschließt die Autorin durch die Persönlichkeit von Švedas und sein Verhalten unter den veränderten politischen Umständen.

Das Kapitel „Ambivalenzen der staatlichen Folklore nach Stalin (1958–1972)“ widmet sich den Widersprüchen zwischen Volk und Politik der sowjetischer Staatskultur nach Stalins Tod. Technologischer Fortschritt und Kalter Krieg beeinflussten auch die auf der dörflichen Kultur basierende sowjetische Kultur. Paradoxe Vorhaben, sie zu modernisieren, kamen auf, indem man „Weltallmotive“ einführte. Die Technologien und die Kultur entwickelten sich im unterschiedlichen Tempo, was eine gewisse kognitive Dissonanz zur Folge hatte und so radikale Vorschläge brachte, wie auf die Volksmusik völlig zu verzichten (S. 139–141).

Unter der Leitung von Vladas Bartusevičius, einem Vertreter der jungen Generation, begann eine Neuausrichtung des Ensembles für Lieder und Tänze sowie die Erweiterung seines Repertoires über die Volksmusik hinaus. Es erschienen wieder Komponistenstücke. Die neuen Programme „Die Winde der Jahrhunderte“ („Amžiu vėjai“, 1965), „Festliche Abende“ („Šventiniai vakarai“, 1968) fanden weite Anerkennung. Als wesentlicher Kritikpunkt, der teilweise bis heute betont wird, galt der Vorwurf, „dass ‚Lietuva‘ mit all diesen Veränderungen seinen eigentlichen Zweck, nämlich die Popularisierung der Volksmusik, verfehlte“ (S. 145). Die Autorin beschreibt überzeugend die Krise der Laienkunst, die nicht nur durch die Idee der „Weltraummotive“, sondern auch durch die hohen Forderungen an die Professionalität der Laienkünstler ausgelöst wurde.

In dem behandelten Zeitraum fand ebenfalls die Entstehung neuer sowjetischer Kalenderfeste und Traditionen von Lebenszyklen, basierend auf Elementen der Volkskunst und unter Eliminierung religiöser Aspekte statt.

Im Kapitel „Proletarischer Tourismus und Heimatkunde und das Aufkommen des antimodernistischen Ethnonationalismus (1958–1982)“ analysiert Rudling die Entstehung und Verbreitung des Tourismus und der Heimatkunde im Kontext eines antimodernistischen Ethnonationalismus der Sowjetregierung. Infolge der sowjetischen Politik kam es zu Widerständen. Das Ziel von heimatkundlichen Klubs und Gruppen für die Intelligenz und Jugend, z. B. „Žygeiviai“ (Wanderer), „Ramuva“, „Alkas“, war es, die litauische Kultur, Geschichte und Sprache zu pflegen und heimatkundliche Expeditionen in Dorfgegenden zu organisieren sowie die Gesellschaft zum kollektiven Sammeln der Folklore, insbesondere der Volkslieder, zu bewegen.

Die kulturelle und politische Dynamik in Sowjetlitauen färbte sich auf die Wahrnehmung und die Repräsentation der Kultur ab. Die Entstehung und die Natur von „authentischen“ Folklorenformen werden im Kapitel „Entstehung und Wesen der ‚authentischen‘ Folklore (1965–1982)“ analysiert. Die Idee der „Authentizität“, so die Autorin, von den sowjetischen Wissenschaftlern übernommen, wurde zu einem gewaltigen Argument gegen die vom Staat sanktionierten und ge-



pflegten stalinistischen Formen der Volkskultur. Rudling berichtet von widersprüchlichen Diskussionen bezüglich der ethnografischen Authentizität des Programms des Ensembles „Lietuva“ und stellt in Anlehnung an Guntis Šmidchens richtigerweise fest: „Gleichzeitig markierte diese Gegenüberstellung von Meinungen auch eine Spaltung der litauischen Folklorekultur in zwei unterschiedliche Parteien, von denen jede – Ensembles des staatlichen Typs und die ethnografischen Ensembles – jeweils unterschiedliche ästhetische Entwürfe der Volksmusik repräsentierten.“ (S. 232). In den 1970er und 1980er Jahren, als die Rhetorik der „Authentizität“ von der offiziellen Regierung übernommen wurde, entstanden immer mehr ethnografische Ensembles und Folkloreensembles, die vom Staat sanktioniert und von der Intelligenz unterstützt wurde. Diese Ensembleformen waren es, die das Dorf wortwörtlich auf die Bühne brachten und dadurch eine bleibende kulturelle Wechselbeziehung zwischen Dorf und Stadt schufen (S. 244). Auf die Dauer konnten auch diese Ensembles der Parteikontrolle allerdings nicht statthalten.

Im Mittelpunkt des Kapitels „Von der Sowjetisierung zur Nationsbildung: ‚Singende Revolution‘ und ihre Urheber (1985–1991)“ stehen die politischen und gesellschaftlichen Veränderungen, die durch die politische Radikalisierung und Nationalisierung zum Ausdruck kamen. Die Bedeutung der Nationalbewegung Sajūdis und anderer Reformbewegungen, verschiedener Persönlichkeiten und Musik sowie auch der Folklore auf die „Singenden Revolution“ wird analysiert. Das Singen in Protest- und Massenveranstaltungen wurde zu einer wesentlichen Form des Protests und der Selbstbestimmung des litauischen Volkes.

Im Kapitel „Volksmusik und litauische Nationsbildung nach 1990“ werden die Epoche der Unabhängigkeit und ihre kulturellen Veränderungen betrachtet. Die Kulturmodelle der Sowjetunion wurden umgedeutet, und die „Desowjetisierung vollzog sich daher durch das bloße Entfernen ideologischer Referenzen, während die Volkskunst und die Art und Weise ihrer Handhabung keine grundlegenden Veränderungen erfuhren“ (S. 296). Rudling veranschaulicht ihre These am Beispiel des Liederfestes sehr treffend, dessen Bedeutung mit der Aufnahme in das UNESCO-Verzeichnis des Immateriellen Kulturerbes 2003 weltweit anerkannt wurde.

Im Fazit ihrer Monografie fasst Rudling die bedeutenden Änderungen der Wahrnehmung der litauischen Geschichte, Kultur und Folklore in der Sowjetzeit zusammen. Die Autorin betont, dass die Sowjetisierung nicht nur ein Prozess des Imports und der Übernahme bestimmter politischer, wirtschaftlicher und kultureller Normen war, sondern auch ein bedeutender Faktor für die Nationsbildung. Die Folklore, insbesondere die musikalische, wurde zu einem bedeutenden Mittel der Identitätsbildung, des kulturellen Ausdrucks und des politischen sowie sozialen Kampfes; sie stärkte das Nationalbewusstsein und den Widerstand gegenüber des Sowjetregimes. Rudling vermag in ihrem Buch ihre These, wonach „die Sowjetisierung die litauische Nationsbildung vorantrieb“ (S. 7), eindrucksvoll darzustellen und zu begründen.

*Lina Petrošienė, Klaipėda,  
übersetzt von Eglė Greverė*

NoA Band 34 | 2025 | 233–235

Franziska Davies (Hrsg.)

**Die Ukraine in Europa**

Traum und Trauma einer Nation, Darmstadt: wbg Theiss 2023, 360 S., 15 Abb., ISBN: 978-3-8062-4565-3.

„(...) am bequemsten wäre es gewesen, sie [die Ukraine] wäre gar nicht aufgetaucht“, so schließt Jurko Prochasko seinen Beitrag („Vorwürfe und Vorbehalte“) im vorliegenden Sammelband, nicht ohne zuvor das vermeintlich Unbequeme der Existenz eines Staates Ukraine herauszustreichen, weil es doch „diese perfekten Verhältnisse“ durcheinanderbrächte (S. 42). Das änderte sich mit dem 24. Februar 2022, dem Beginn des vollumfänglichen Krieges Russlands gegen die unabhängige Ukraine, grundlegend – oder etwa doch nicht?

Franziska Davies, Historikerin mit dem Schwerpunkt Osteuropa an der Ludwig-Maximilians-Universität in München, nahm eben diese komplexen Nachbarschaftsverhältnisse der seit 1991 staatlich-souveränen Ukraine zum Anlass, einen facettenreichen und für die deutschsprachige Öffentlichkeit wichtigen Sammelband vorzulegen. Es geht ihr dabei hauptsächlich darum, die ambivalente Wahrnehmung einer Nachbarschaft (mit Bezug zu Mitteleuropa) auf verschiedenen Ebenen und mit differenzierten – historischen wie gegenwärtigen, künstlerischen wie sozialen – Zugängen auszuleuchten. Auch wenn die in der Einleitung angesprochene „enorme Selbstbezogenheit deutscher Erinnerungskultur“ (S. 23) in einzelnen Beiträgen immer wieder durchschimmert (insbesondere bei Martin Aust, „Das Erbe imperialer Politik“), nimmt sich der Band ebenso gezielt dem Verhältnis anderer Nachbarn (neben Russland) an, etwa bei Jana Osterkamp („Die ‚ukrainische‘ Habsburgermonarchie“) und Kornelia Kończal („Polen und die Ukraine“).

So wenig einheitlich die historischen und aktuellen Beziehungen der heutigen Ukraine zu den mitteleuropäischen Staaten sind, so kontinuierlich zieht sich dieses schwankende Verhältnis einer zeitweiligen (Nicht-)Präsenz seit Jahrzehnten durch die *Mental Map* europäischer Öffentlichkeiten. Ein Phänomen, auf das schon Joseph Roth in seinen „Reisen in die Ukraine und nach Russland“ hinwies (hier S. 10), damals freilich – wenige Jahre nach dem Ersten Weltkrieg – in einem Kontext, der durch die Russische Revolution und den darauffolgenden Bürgerkrieg von großer Verunsicherung der westlichen Gesellschaften und einem weitgehend fehlenden Wissen über die entschwundene Region geprägt war. Andererseits waren es – wie im Fall Polen – u. a. gerade die bewusst gerichteten Erinnerungen an die unmittelbaren Jahre nach 1918, die bis zum Februar 2022 über einen inszenierten „Erinnerungspopulismus“ in eine „Sackgasse“ des ukrainisch-polnischen Diskurses geführt haben. Allerdings trat mit dem Krieg (und dem Ausgang der polnischen Parlamentswahlen 2023, der bei Redaktionsschluss des Buches noch nicht feststand) eine doch von vielen zuvor noch unerwartete Wendung ein (Kończal, S. 214f.).

Insgesamt umfasst der Band 16 Beiträge, die mit unterschiedlichen Herangehensweisen versuchen, zumeist (aber nicht nur) historische Thematiken aus der Geschichte der Ukraine und ihrer Nachbarschaften in ihrer Komplexität für ein breiteres Publikum zu erschließen. Zentral erscheint dabei der sich durchziehende Ansatz, die imperiale Obsession Russlands (Davies, S. 12) ebenso

zu demaskieren, wie das imperiale Denken. Die daraus über lange Zeit mit zäher Persistenz generierte Wahrnehmung weiter Teile der europäischen Öffentlichkeiten mit den einhergehenden Folgen wird offengelegt bzw. dekonstruiert. Die Aufsätze von Jurko Prochasko, Oleksandra Bienert („[...] Stärke und Resilienz ukrainischer Frauen im derzeitigen Krieg“), Olga Shparaga („[...] Die Ukraine und das prodemokratische Belarus im Kampf für Demokratie“) und Jens Siegert („[...] Russland, Putin und ‚der Westen‘“) steuern einen wichtigen alltagsweltlichen Einblick zu zivilgesellschaftlichen Initiativen und Positionen bei.

Nicht vergessen wird auf nationale Minderheiten und deren sich wandelnde Bewertung innerhalb der ukrainischen Gesellschaft selbst, vor und nach 1991 (Vladyslava Moskalets, „Ukrainischer Jude“; Franziska Davies, „Tatarische Traumata, russische Mythen und die Ukraine“); wobei hier durchaus auch kritische Anmerkungen gegenüber nationalistischen Versuchen einer instrumentalisierten Historiografie gesetzt werden (etwa Hoppe, S. 161; auch John-Paul Himka, „Radikaler ukrainischer Nationalismus“).

Die stärker kulturwissenschaftlichen Beiträge von Bienert und Shparaga wagen immerhin einen zögerlichen Blick in die Zukunft, wo – in einer demokratischen Welt – Solidarität und Menschenrechte als unbedingter Teil einer „realistischen Utopie“ eingefordert werden, ohne dabei indes die vorangegangene Epoche, die „Zeit der Nation“, zu vergessen oder deren Sichtweisen pauschal zu „diskriminieren“ (Shparaga, S. 231). Die bei Bienert fotografisch (und mit Selbstaussagen der Interviewten) portraitierten Frauen wollen sich – auch das weist in die Zukunft – nicht in eine ausschließliche Opferrolle drängen lassen, sondern „als Akteurinnen ihres eigenen Lebens“ verstanden wissen (Bienert, S. 167). Beide Ansätze helfen, alte Traumata zu überwinden und neue gezielt in der Gesellschaft anzusprechen.

Auch wenn das Thema angesichts der zunehmend existenzbedrohenden Situation, in der sich die Ukraine bereits seit 2014 (sic!) befindet, emotional bewegt und man sich schwerlich den Tagesnachrichten entziehen kann, bietet der Band einen durchgehend sachlichen, argumentativ fundierten Zugang, ohne allzu distanziert zu wirken. Besonders hervorzuheben ist der weitgehend konsequent-kritische Umgang mit schwierigen Begrifflichkeiten, deren Inhalte sich mitunter zwischen engerer Fachwelt und weiterer Öffentlichkeit erheblich unterscheiden. Das zeigt sich insbesondere im Diskurs über den Holodomor. Moritz Florin löst das beispielhaft: Die Ukraine sei eben nicht einfach eine ehemalige Kolonie, sondern das Verhältnis trage / trug offene koloniale Züge (S. 119), offenbare sich doch eben das gegenwärtig in der bewussten Nichtanerkennung „der Kolonialität durch Russland“ (S. 142). Den Holodomor als allein gegen die bäuerliche Schicht der Ukraine gerichtete Politik Moskaus als Soziozid zu bezeichnen – betraf er doch auch andere Gebiete der Sowjetunion – würde hingegen, so Florin, deutlich zu kurz greifen, wenn man die dadurch in der Ukraine ausgelösten Traumata und die mithin geschaffenen Realitäten nicht entsprechend in die Analyse miteinbezüge (S. 136). Auf die über die Zeit persistente Wirkmächtigkeit von Begriffen wird insbesondere bei Boris Belge („Neoimperiale Fantasien“) verwiesen. Sie dienen nicht nur der beabsichtigten Verschleierung historischer Ereignisse durch die Staatsmacht und ihre Vertreter, sondern transportieren zudem häufig unbewusst Haltungen. Das reicht von der Meistererzählung einer vermeintlich „dreieinigen Nation“ bei Iwan Ilijin (Belge, S. 241), die offenbar zur Grundlage von Putins Denken geworden ist, bis zur positiven Umkodierung des ukrainischen Slogans „Ruhm der Ukraine!“ im Polnischen (Kończal, S. 215).

Mehrfach unterstreichen die Beiträge die vielschichten und komplizierten Verhältnisse zwischen Russland und der Ukraine, der Ukraine und Mitteleuropa. Sie lehnen dezidiert eine zu ‚einfache‘ Opfer-Täter-Gegenüberstellung ab, wie das etwa Hoppe am Beispiel der Massengewalt der Jahre 1937 bis 1947 aufzeigt (hier S. 158). In gleicher Weise fokussiert Julia Herzberg („Die Vereinbarung von Perejaslav 1654“) auf die zähe Langlebigkeit von Narrativen (einer derart gerechtfertigten „Wiedervereinigung“ [S. 57]) und ihrer geschichtspolitischen Instrumentalisierung von russischer Seite, die mitunter auch gerne von westlichen Nachbarn aufgegriffen wird, wie es sich im Krim-Diskurs nach 2014 gezeigt hat.

Vor allem im Hinblick auf die mehrfach traumatischen Erfahrungen weiter Bevölkerungsschichten in diesem Raum, der heutigen Ukraine (aber auch darüber hinaus), und ihrer spezifischen Erinnerungskultur ist eine kompromisslose Auseinandersetzung mit der Vergangenheit (abseits instrumentalisierender Geschichtspolitik) die unbedingte Voraussetzung für einen sachlichen Diskurs sowohl in der eigenen Gesellschaft als auch – was die ‚mitteleuropäische‘ Wahrnehmung betrifft – in den Nachbarstaaten. Dafür liefert dieser Sammelband einen hervorragenden und lesenswerten Einstieg. Das wortlose „Beschweigen“ (Kończal, S. 207) der vergrabenen oder verschütteten Vergangenheit bietet für keinen Beteiligten eine Lösung auf Dauer, im Gegenteil, es vertieft lediglich die Traumata und mündet oftmals in neuen.

*Kurt Scharr, Innsbruck*

NoA Band 34 | 2025 | 235–237

Börries Kuzmany

### **Vom Umgang mit nationaler Vielfalt**

Eine Geschichte der nicht-territorialen Autonomie in Europa, Berlin, Boston: de Gruyter 2024, 474 S., mit 20 Abb., ISBN: 978-3-11-131443-3.

Der vorliegende Band fasst Ergebnisse des ERC-Projekts „Non-Territorial Autonomy. History of a Travelling Idea“<sup>1</sup> zusammen und folgt dabei dem Vorbild monografischer Arbeiten der polnischen Historikerin Jolanta Żyndul und der britischen Historiker David Smith und John Hiden (S. 3, Anm. 2). Untersucht wird die Geschichte eines schon in der Habsburgermonarchie von den Austromarxisten Karl Renner und Otto Bauer entwickelten Konzepts, das jedoch bis heute kaum bekannt ist, weil es nie vollständig umgesetzt wurde: Es geht um die nicht-territoriale Autonomie nationaler bzw. religiöser Minderheiten. Deren Ziel war „nicht etwa unterschiedliches Recht für unterschiedliche nationale Gruppen zu schaffen, sondern die gleichen staatlichen Rechtsnormen auf Personen unterschiedlicher Nationalität verwaltungstechnisch separiert anzuwenden.“ (S. 8) Die grundlegende Idee dieses vor allem auf Renner zurückgehenden Modells war die Trennung von Nation / Religionsgemeinschaft und Staat, wobei erstere als Personalverband, Staaten jedoch als Territorialverbände aufgefasst wurde. Damit war die Identität von Staat und Nation in

1 Vgl. <https://ntautonomy.univie.ac.at/ueber-das-projekt/> [letzter Zugriff: 27.05.2024].

Frage gestellt, die im Zeitalter der Nationalstaaten als die gegenüber den Vielvölkerstaaten modernere und eigentlich ideale, bis heute weiterwirkende Lösung galt und gilt.

Börries Kuzmany verfolgt nun anhand von fünf Fallstudien die Verbreitung und spezifische (u. a. den ideologischen Vorgaben in verschiedenen Staatsformen angepasste) Umsetzung dieser Idee in Osteuropa. Ein Ergebnis ist, dass in allen untersuchten Fällen (Habsburgermonarchie, Russland, Estland / Litauen sowie der Tschechoslowakei) und sogar in der sich eigentlich als Staatenbund mit inhärenten Autonomiegebieten begreifenden Sowjetunion nicht-territoriale Autonomie in Abstufungen eine Rolle spielte. Obwohl es Hinweise auf einen durch russische, in Sonderheit jüdische linke Parteien vermittelten Ideentransfer gibt, zeigt der Autor, dass die Diskussionen in Russland bis 1917/18 und dann in der Ukraine und dem Baltikum durchaus eigenständig und z. T. radikaler waren. Für Simon Dubnow machte bspw. nicht die Rückbesinnung auf ein in der Vergangenheit versunkenes Territorium „das Wesen des Judentums als geistiger Nation aus, sondern die Schicksalsgemeinschaft im geistigen Territorium der Diaspora mit ihren jahrhundertelangen Bemühungen um kollektive Selbstverwaltung.“ (S. 218) Eine besondere Bedeutung als Vordenker einer gesamtstaatlichen Demokratisierung durch Dezentralisierung der Verwaltung und gezielte Förderung nationaler Kulturen weist Kuzmany dem ukrainischen Historiker und Publizisten Mychajlo Drahomanov zu, bei dem – wie bei Dubnow – autonome Gemeinden (ukr. hromada, russ. obščina) „explizit im Sinn einer Gemeinschaft einer nationalen Gruppe zu verstehen waren. Diese Gemeinden beziehungsweise Gemeinschaften sollten sich im Weiteren zu einem übergeordneten ‚Freien Verband‘ (ukr. Vil’na spilka, russ. Vol’nyj sojuz) zusammenschließen können.“ (S. 213) Während nicht-religiösen jüdischen Parteien ein so verstandenes nicht-territoriales Repräsentationsorgan aller Juden als anzustrebende Ideallösung erschien, sollten diese Ideen bei Drahomanov zunächst eine territoriale ukrainische Selbstverwaltung ermöglichen. In vergleichbarer Weise traf das für Minderheiten in Sibirien und den transkaukasischen Gebieten Russlands zu, wo im Falle weitgehend geschlossen siedelnder Völkerschaften (etwa den Baschkiren) für territoriale und im Falle eher weit verstreut lebender Angehöriger von Minderheiten (wie den Tartaren) für nicht-territoriale Autonomie bzw. diverse „Mischformen“ (S. 273) votiert wurde.

Zwei prominent besprochene Beispiele dafür sind die seit spätestens 1917 stattfindenden Auseinandersetzungen in der Ukraine, deren Zentralrada 1918 das erste Gesetz zur nicht-territorialen Autonomie verabschiedete, um die Legitimation der Nationalbewegung bei den Minderheiten zu erhöhen, und im Estland der Zwischenkriegszeit, wo für verschiedene Minderheiten eine weitgehende kulturelle Autonomie gesetzlich verankert wurde. Dabei sind die ukrainischen Lösungsansätze – wie schon erwähnt – bis nach Sibirien und die späteren Kaukasusrepubliken hinein rezipiert worden, während die estnischen und dann die litauischen Bestrebungen unter verändertem Vorzeichen ihren Niederschlag bei völkischen Bewegungen u. a. im Sudetenland fanden. Die anders gearteten Überlegungen Lenins und Stalins, für die die austromarxistischen Überlegungen Ausgeburten kleinbürgerlichen Nationalismus waren, spielen hier nur insofern eine Rolle, als die administrative Lösung, nach der den Nationen „eigene Sowjetrepubliken zu[standen]“, aber „Nationalitäten nur autonome Republiken und den Volksgruppen bloß autonome Kreise“ (S. 321) durch die auch in der Sowjetunion zunehmende Mobilität und also

durch Migrationsprozesse konterkariert wurde, die wiederum nicht-territoriale Regelungen notwendig machten.

Die in dem überaus material- und faktenreichen Band (der Anmerkungsapparat mit einem umfangreichen Personen- und Sachregister macht ca. 20 % des Buches aus) beschriebenen Konzepte wandelten sich mit dem Zerfall der multinationalen Imperien zu meist sprachlich-kulturell gefassten Minderheitenrechten, um die besonders mit Blick auf die Schulausbildung gerungen wurde. Ganz in diesem Sinne hatte schon der Völkerbund nicht-territoriale Autonomieansprüche lediglich als Minderheitenschutzmodell anerkannt und die UNO ist diesem Vorbild bis heute gefolgt.

Nichtsdestoweniger sind die von Kuzmany beschriebenen Diskussionen und Lösungsansätze bis heute relevant, weswegen dem Buch eine breite Rezeption zu wünschen ist. In vielen postkolonialen Staaten, die unter den willkürlichen Grenzziehungen der Kolonialmächte leiden, ist der Umgang mit nationaler Vielfalt immer noch eine komplexe Herausforderung, deren erfolgreiche Bewältigung entscheidend für die Stabilität und den Zusammenhalt dieser Staaten ist. Dabei legt Kuzmanys Studie nahe, dass man den Stellenwert von Volksgruppenautonomien auch in Europa keinesfalls gegenüber den individuellen Rechten abwerten sollte. Nationale, oft konfessionell überformte Auseinandersetzungen, die z. B. im Jugoslawienkrieg eine bereits nicht mehr für möglich gehaltene Zuspitzung erfuhren, sollten das Bewusstsein für die Existenz und den notwendig sensiblen Umgang mit Minderheiten geschärft haben. Beim Management sprachlicher Vielfalt und der damit einhergehenden Notwendigkeit, Minderheiten zu schützen, um – wie im Falle der Ukraine oder der Moldau – der Einmischung von außen produktiv entgegenwirken zu können, sind die vorgestellten Überlegungen zu einer kollektivrechtlich verfassten nicht-territorialen Autonomie immer noch anregend. Das vor allem deshalb, weil die Beantwortung der Fragen, wie die Zugehörigkeit zu einer Minderheit bestimmt werden kann oder wer legitimiert ist, für die Minderheit zu sprechen, umso komplizierter werden, je konkreter die Fragen gestellt sind. Unter diesem Aspekt ist zu entschuldigen, dass der hier besprochene Band Wiederholungen enthält und sich die Argumentation bisweilen im Detail verliert, was der leichten Lesbarkeit nicht eben zuträglich, aber zum Verständnis der Komplexität der Problematik unerlässlich ist. Es lohnt sich, sich darauf einzulassen.

*Frank Steffen, Leipzig*



Maris Saagpakk, Antje Johanning-Radžienė, Rūta Eidukevičienė, Aigi Heero (Hrsg.)

### Baltische Erzähl- und Lebenswelten

Kultur-, literatur-, translations- und sprachwissenschaftliche Aspekte,

Berlin, Boston: De Gruyter Oldenbourg 2023, 484 S., ISBN: 978-3-11-138118-3.

Die Erforschung der baltischen Region als europäische Literaturlandschaft wird in einer Publikation dokumentiert, die 2023 unter dem Titel „Baltische Erzähl- und Lebenswelten. Kultur-, literatur-, translations- und sprachwissenschaftliche Aspekte“ beim Verlag des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa erschienen ist. Das Buch stellt das Ergebnis einer interdisziplinären und internationalen Tagung dar, die von der Universität Tallinn in Zusammenarbeit mit zwei weiteren europäischen Hochschulen – der Vytautas-Magnus-Universität in Kaunas und der Philipps-Universität in Marburg – sowie mit dem Herder-Institut für historische Ostmitteleuropaforschung, Marburg, veranstaltet wurde. Den Herausgeberinnen der Konferenzschrift, Maris Saagpakk (Universität Tallinn), Antje Johanning-Radžienė (Herder-Institut, Marburg), Rūta Eidukevičienė (Universität Kaunas) und Aigi Heero (Universität Tallinn) sowie den Beitragenden ist hochanzurechnen, dass sie die Veranstaltung trotz Covid-19 organisierten und im September 2020 online durchführten.

Der Tagungsband vereint Beiträge internationaler Spezialistinnen und Spezialisten der *Baltic Studies* aus Deutschland, Estland, Großbritannien, Italien, Lettland und Litauen, die die „Erzählung der baltischen Lebenswelten“ mit verschiedenen disziplinären Ansätzen (Germanistik, Kunstgeschichte, Vergleichende Literaturwissenschaft, Translationswissenschaft, Soziolinguistik) analysieren. Mit Ausnahme von einem englischsprachigen Beitrag sind die Artikel des Bandes in deutscher Sprache verfasst. Die Bandbreite der erforschten Quellen und Publikationen reicht von literarischen Werken, die eine fiktionale baltische Lebenswelt entwerfen, über Ego-Dokumente, die als „Zeitzeugenexpertise“ (S. 12) besonders relevant sind, bis hin zu Sachtexten mit bisher unbeachtetem narratologischem Potential, die im Sinne einer „Wirklichkeitserzählung“ untersucht werden (S. 34). Thematisch wird der Fokus der Beiträge auf drei Hauptanliegen gerichtet: Sie dokumentieren baltische Lebensläufe und -räume in Estland, Lettland und Litauen (Narratologie), sie erkunden transkulturelle Wechselbeziehungen (Transferprozesse) und sie beleuchten in der spezifischen Konfiguration der Region Folgen des Übergangs von einer in die andere Sprache (translatorische Aspekte).

In der Einleitung wird die gewählte Thematik der „Erzähl- und Lebenswelten“ erläutert. Die in der Philosophie (Edmund Husserl) und in der Literaturwissenschaft (Stefan Matuschek) vage gehaltene Begriffsbestimmung der „Lebenswelt“ wird hier als literaturtheoretisches, produktives Paradigma für die Narratologie im Sinne eines „komplexen Zusammenhangs, wie dem einzelnen seine Welt vorkommt“ aufgegriffen (S. 10). Im Anschluss an das Fazit im Handbuch zur baltische Geschichte,<sup>1</sup> nach dem das „Baltikum“ nicht als fester, eindeutiger Begriff existiert, sondern

1 Gemeint ist das Handbuch „Das Baltikum. Geschichte einer europäischen Region“ von der Vorgeschichte bis heute, hrsg. v. Karsten Brüggemann und Ralph Tuchtenhagen, in Zusammenarbeit mit drei weiteren Herausgebern (Detlef Henning, Konrad Maier und Anja Wilhelmi) und dem Nordost-Institut (3 Bde., 2018–2021).

„mit vielschichtigen historischen Raumvorstellungen“ verbunden ist, „die zudem erheblichen zeitlichen Schwankungen unterliegen“,<sup>2</sup> wird im einleitenden Beitrag für eine gesamtbaltsche Betrachtung plädiert: In diesem Sinne umfasst die „baltische“ Region die drei baltischen Staaten Litauen, Lettland und Estland, was für die jüngere Geschichte nach 1918 durchaus sinnvoll erscheint, zumal im Band von der frühen Neuzeit bis zum 21. Jahrhundert Beiträge versammelt sind.

Nach der literaturtheoretischen Rahmung liefern die Herausgeberinnen eine themenbezogene, hauptsächlich deutschsprachige Forschungsübersicht für die Jahre nach der Wiederherstellung der Unabhängigkeit 1991. Angesichts der Themenvielfalt wird nicht auf Vollständigkeit abgezielt, sondern es sollen der für den thematischen Schwerpunkt relevante „kontextuelle Bezug“ und die „gegenwärtigen Tendenzen“ angezeigt werden (S. 11). Die inventarisierten Literaturangaben verschaffen einen synthetischen Überblick über die Literatur zum Baltikum im betrachteten Zeitraum und bieten – nicht nur, aber auch – einen hilfreichen Orientierungsfaden für Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler. Den Herausgeberinnen ist es dabei ein Anliegen, den Tagungsband in eine Abfolge von Publikationen einzureihen, die die Dynamik der baltisch-deutschen Interaktionen darstellen, dokumentieren und hinterfragen.

Die insgesamt 27 Beiträge sind in sieben thematischen Kapiteln zusammengefasst, die ganz unterschiedliche Erzählungen über die baltischen Lebenswelten in den Blick nehmen und analysieren. Nicht nur die Verschriftlichung der individuellen Alltagsperspektive, sondern auch die Mitgestaltung der Lebenswelten durch deren Repräsentation findet Beachtung. Dabei werden Mehrsprachigkeit sowie Transkulturalität des literarischen Feldes und des kulturellen Gedächtnisses als Bestandteile einer kollektiven Identitätsbildung im gemeinsamen geografischen Raum betrachtet. Insgesamt zeigt der Band anhand der einzelnen Artikel, zu welchem Ausmaß ein literarisch-sprachlicher Habitus mit markanten regionalen Prägungen vorliegt.<sup>3</sup>

Der Band wird mit narratologischen Studien eröffnet, die den Eingang des realen Lebens in Erzählungen dokumentieren, und untersuchen, wie Erzählungen der Gemeinschaft eine „Behausung“ verschaffen (S. 23). Ausgehend von Selbstzeugnissen Revaler Gelehrter zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs stellt Sabine Seelbach fest, dass die Berichte bemerkenswerte weiße Flecken gegenüber dem Krieg aufweisen, die durch die eigene Lebenswelt aufgefüllt und kompensiert werden. Die gesamteuropäische Tragweite der militärischen Auseinandersetzung wird abseits vom Hauptkriegsgeschehen kaum wahrgenommen. Erst durch die Deutung eines Naturphänomens (der Winterkomet von 1618) findet der Krieg rückwirkend Eingang in Narrative. Naturwissenschaftliche Gegendiskurse treten der anthropomorphen Vereinnahmung des Himmels entgegen, wie die Publikation „Cometologia“ (1665) des Mathematikers Gebhard Himsel veranschaulicht: Die Vermittlung von Wissen unterscheidet sich zwar beim Mathematiker (Beweis) und beim Orator (Narration), doch das von theologiegeleiteten Überlegungen bestimmte Erzählen widerspricht der Vorstellung einer dichten Trennlinie zwischen den Diskursen. Eine weitere

2 Jörg Hackmann: „Einheit des Ostseeraums? Konzeptionen und Diskurse der ‚baltischen‘ Region in Geschichte und Gegenwart“, in: Karsten Brüggemann, Ralph Tuchtenhagen u. a. (Hrsg.): Das Baltikum. Geschichte einer europäischen Region, Bd. 3: Die Staaten Estland, Lettland und Litauen, Stuttgart 2020, S. 685–718, hier S. 717.

3 Diese Auffassung wird diskutiert bei Michael Garleff (Hrsg.): Zur Rezeption deutschbaltischer Literatur im 20. Jahrhundert, Lüneburg 2019.

Form der baltischen Kollektiverzählung untersucht Martin Klöker, der das nichtfiktionale, faktisch-sachliche Schrifttum als Zugang zur Wirklichkeitserzählung analysiert. Aufschluss bieten hier die zahlreichen Protokolle des Estländischen Ritterschaftssekretärs Caspar Meyer während der schwedischen Herrschaft und Reformzeit in Estland und in Livland, die sowohl gesellschaftliche als auch kulturelle, politische und rechtliche Fragen anschnitten. Die protokollierten Inhalte verschaffen einen tiefen Einblick in typische baltische Lebensweltkonstellationen (Stichwort Kirchspiel, Gutshof und Dorf) in einer für Ego-Dokumente charakteristischen sprachlichen Darstellung.

Ego-Dokumente bilden überhaupt eine sehr ergiebige Quelle für die Untersuchung der Lebenswelt, wie die Aufsätze des folgenden Kapitels zeigen. Zunächst wird am Beispiel des livländischen Sturm-und-Drang-Dichters Jacob Michael Reinhold Lenz der strukturellen Frage auf den Grund gegangen, wie eine Lebensgeschichte aus der Fülle des Quellenmaterials erstellt wird (Heinrich Bosse). Inwiefern können prosopografische Studien als „Erzählung“ gelten? Die hier festgeschriebene Analogie zwischen Biografie und erzähltem Lebenslauf beruht auf der Annahme von einem methodisch vergleichbaren Vorgehen. In der Sichtung der Materialien wird man „aus dem Stimmengewirr der Aussagen“ (in historischen Dokumenten, in lokalen Zeitschriften, im brieflichen Verkehr und in Selbstäußerungen) die Eigenstimme des Dichters nicht überhören, sondern vielmehr da heraushören, wo Lücken oder revidierbare Interpretationen zur Imagination veranlassen. Wie ist es nun, wenn die Lebensgeschichte nicht rekonstruiert werden soll, sondern als fertige Schrift vorliegt? Die handschriftlichen Lebensläufe livländischer Herrnhuter:innen gehören zu den hervorragenden und seltenen kulturgeschichtlichen Quellen für die Ermittlung einer Alltagsgeschichte „von unten“ (Beata Paškevica). Sie bilden erste selbstreflektierende literarische Zeugnisse der lettischen „kleinen Leute“ – als Seltenheit darunter die Lebensläufe lettischer Frauen in kirchlichen Ämtern. In einer bilingualen Schreibpraxis (Lettisch und Deutsch) kommt die ritualisierte Ausdrucksform der protestantischen Frömmigkeit zum Ausdruck; festgehalten ist der individuelle Lebenslauf und der Bildungsgang lettischer Herrnhuter, vorwiegend Bauern und Handwerker. Der möglicherweise nach einem mündlichen Erzählbericht rezipierte handschriftliche Lebenslauf fügt sich an streng vorgegebenen Schreibschemata und Formulierungen. Als Gegenstück dazu steht die Memoirenschreibpraxis der deutschbaltischen Oberschicht (Hans-Christian Stillmark). Die dreizehn Kurzgeschichten und Possen des Maximilian Georg Stillmark schildern – wie zu erwarten? – eine konservative und patriarchalische Lebenswelt am Ende des 19. Jahrhunderts.

Die folgenden Aufsätze werfen die Frage der Repräsentation von Lebenswelten auf. In Anlehnung an die Theorie der postkolonialen Mimikry wird das sprachliche Assimilationsphänomen beim Schriftsteller Rūdolfs Blaumanis beleuchtet und kritisch behandelt (Benedikts Kalnačs, Rolf Füllmann). Während sich Blaumanis in seinen ersten Schriften narrativ sozial der deutschsprachigen Oberschicht annähert, so weisen in den Novellen verschiedene Erzählelemente wie Milieus, Figuren, Auswahl der Sprache (zweisprachig oder Lettisch) auf das wachsende Selbstbewusstsein, ja auf eine Selbstkonstruktion als einstiges Mitglied der Unterschicht hin in eine moderne, postkoloniale Gesellschaft der individuellen Gleichberechtigung. Die meisten Erzählungen sind auf dem Land angesiedelt und entstanden in „einem Widerspiel von Mimikry und kultureller Selbstbehauptung“ (S. 120).

Nachdem die deutsche Geschichte im Baltikum als „abgeschlossen“ anzusehen ist,<sup>4</sup> stellt sich die Frage, was von den deutschbaltischen Erzählungen jenseits ihrer historisch-politischen Aspekte bleibt. Bei dem Schriftsteller Werner Bergengruen, der inzwischen – wie viele seiner Zeitgenossen – in Vergessenheit geraten ist, findet man Erzählungen, in denen nicht nur im humorvoll-ironischen Ton Revaler Sitten und Lokalfolklore nachgezeichnet sind, sie eröffnen darüber hinaus einen bildhaften Zugang zu religiös-anthropologischen Reflexionen (vielmehr als zu historischen Ereignissen). Die von Fabio Ramasso analysierten Kurzgeschichten aus dem Band „Der Tod von Reval“ lassen anschaulich die ontologische Nähe zwischen Leben und Sterben im Aufzeigen von Ritualen erkennen. Über das Anekdotische hinweg können die Wege zur Exorzierung des Todes – über den christlichen Humanismus bis hin zur Umkehrung der Tragik ins Groteske – eine der Aufgaben der Literatur erfüllen, nämlich über die *hic et nunc*-Kontingenz sinnstiftend zu wirken. Bei Bergengruens Zeitgenossen Siegfried von Vegesack haben Rituale eine eher politische Dimension – der Schriftsteller siedelt seine Erzählungen bei selbst erlebten Vorgängen während des Zusammenbruchs der baltischen Kolonialordnung an. Er tut das in dokumentarischer Absicht, mit ästhetisch-poetischem Darstellungsvermögen, doch ohne Anspruch auf Fantasie. Obwohl Vegesack im Krieg zum Unterstützer der baltischen Unabhängigkeitsbestrebungen wurde, ist sein publiziertes Werk ein nostalgisches Porträt der deutschen Oberschicht, wie Māra Grudule mit ihrem Aufsatz über gastropoetische Aspekte der Erzählung herausarbeitet. Durch die Kontrastierung der deutschbaltischen und der reichsdeutschen Küche wird das Bewusstsein der Zugehörigkeit zu einer baltischen Gemeinschaft betont.

Aigi Heero konzentriert sich auf das Werk der in Estland lebenden, russischschreibenden Autorin armenischer Abstammung Gohar Markosjan-Käspers, das die Wendezeit in Estland dokumentiert. Es wird gezeigt, wie die Erzählungen aus der Sowjetära in eine international verständliche Bildersprache „übersetzt“ werden. Anhand des Romans „Elena“ wird erklärt, wie Transkulturalität mit der literarischen Konzeption des Werks zusammenhängt, die griechische Helena-Legende mit dem Schicksal der von Jerewan nach Tallinn übergesiedelten Heldin im 20. Jahrhundert zu parallelisieren. Auf diese Weise wird im Roman die lokale Geschichte auf eine globale Ebene gehoben, vom ursprünglich historischen Bezug losgelöst und als eine universelle Geschichte erzählt. Komplementär dazu ist der Aufsatz von Sigita Kušnere über die Repräsentation von Hunger in der lettischen Literatur. Durch die Bearbeitung einer breiten Auswahl an Werken von Autorinnen und Autoren aus dem 19. und 20. Jahrhundert wird die Verbindung zwischen den verschiedenen Formen des Hungers (physisch, emotional, intellektuell) sowie Kompensation und Unterdrückung von Hunger gezeigt.

Im nächsten Kapitel werden verschwundene Lebenswelten und ihre Erinnerungsnarrative untersucht. Die territorial-administrativen Verschiebungen der Nachkriegszeit werden am Beispiel des Memellands mit der Umwandlung eines Teils des ehemaligen Ostpreußens in einen Teil Sowjet-

4 Nach Gert von Pistohlkors, im Gespräch mit Sander, Birgit, in: Schweriner Volkszeitung, 15. Januar 2019, <https://www.svz.de/22256737> [letzter Zugriff: 21.03.2021]. Das Zitat lautet: „Die Deutschbalten wurden 1939 nicht von Esten und Letten rausgeworfen, sondern geordnet umgesiedelt. [...] Nach dem Hitler-Stalin-Pakt, der das Baltikum an die Sowjetunion auslieferte, kamen damals 15 000 Deutschbalten aus Estland ins Reich. Die deutsche Geschichte im Baltikum ist abgeschlossen.“ Vgl. Gert von Pistohlkors (Hrsg.): Deutsche Geschichte im Osten Europas, Bd.: Baltische Länder, Berlin 2002.

litauens aus der Sicht der Altansässigen sowie auch der Neusiedler thematisiert. Die religiösen und kulturellen Transformationen lassen die frühere Heimat zur Fremde werden (Silva Pocyte) und gefährden den Fortbestand der Gemeinschaft. In ihrer Analyse der Sammlung autobiografischer Essays „Die Erzählungen nach dem Aufwachen. Erinnerungen“ (2017) von Vytautas Toleikis geht Rūta Eidukevičienė auf die Ermittlung der Selbstbilder von litauischen Neusiedlern in der Sowjetzeit ein. Indikatoren der ortsgebundenen Transformationen sind neben dem religiösen Selbstverständnis auch die spezifische regionale Sprachmischung aus Litauisch, Deutsch und Russisch, wobei erzählte Mehrsprachigkeit „die Stimme der Weggegangenen“ bewahrt. Diese baltischen Stimmen wurden im 2010 gedrehten Film „Poll“ (nach dem deutschen Namen des estnischen Gutes Põlula) von Chris Kraus nach der Autobiografie der deutschbaltischen Dichterin Oda Schaefer fiktionalisiert. Marko Pajević untersucht die Darstellung des Untergangsszenarios einer deutschbaltischen Lebenswelt. Die Geschichte spielt zwar im estnischen Dorf Poll, der Untergang der deutschbaltischen Lebenswelt wird aber am symbolträchtigen Beispiel des Gutshauses nachgezeichnet. Dass der Plot im Spannungsfeld zwischen Menschlichkeit und deterministischem Biologismus spielt, verbaut eine mögliche Identifikation der Zuschauenden. Das Gutshaus vermittelt das Bild einer Lebenswelt, die „dysfunktional und wackelig, größenwahnsinnig und gegen jede Logik einen unangemessenen Anspruch erhebend“ ist (S. 222). – In seinen „Schlossgeschichten“ hatte übrigens der Schriftsteller Eduard von Keyserling bereits ein knappes Jahrhundert zuvor die Zustände seiner früheren Heimat exakt an diesem Schauplatz des Gutshofes beanstandet.

Als weiterer symbolischer Ort steht in dem Band die Universität Tartu, der Marika Peekmann eine vergleichende Studie unter dem Gesichtspunkt des kulturellen Gedächtnisses widmet. Eine Gegenüberstellung deutschbaltischer Literaturtexte und aktueller estnischsprachiger Presstexte zeigt, wie Erzählungen ein mit Sprache und Raum verbundenes Gemeinschaftsgefühl wecken sollen. Selbst- und Fremdkonstruktionen des Baltikums lassen sich auch an den privaten Schriften der Herzogin von Kurland und ihrer Halbschwester Elisa von der Recke bearbeiten, wie Nicole Pohl in ihrer Untersuchung der Reiseaufzeichnungen von der Reckes anlässlich ihrer diplomatischen (inoffiziellen) Gesandtschaft nach Polen in den Jahren der politischen Wirren für das Herzogtum zeigt. Das bekannte Werk des Geografen Johann Georg Kohl über die Esten steht an der Schwelle zur Aufspaltung der wissenschaftlichen Literatur zwischen Fachwissenschaft und Populärwissenschaft. Andreas Degen analysiert den gelehrten und den populären Diskurs des Werkes und seine breite öffentliche Wirkung.

Das kulturelle Gedächtnis der Esten untersucht Kristina Jõekalda am materiellen Erbe. So können Überreste einer ‚fremden‘ (deutschen) als archaisch erachteten Kultur als historische Quellen im Sinne einer Denkmalpädagogik wahrgenommen werden, um Begriffe der Kulturnation oder des nationalen Widerstands zu erklären. Als weitere Quellen für die Dokumentierung von Lebenswelten ziehen Elke Bauer und Antje Johanning-Radžienė in ihrem Beitrag Fotografien heran. Der Vergleich der Arbeiten der Fotografen Alfred Schönfeld, Haro Schumacher und Karl Hintzer zeigt, dass alltägliche Arbeitswelten im Nationalsozialismus auf ganz unterschiedlichen Ästhetisierungsprämissen beruhen können.

Die die Region so prägenden Transferprozesse werden im Folgenden durch Fallstudien exemplifiziert. Es wird u. a. der estnische Gesundheitskatechismus des Pastors, Arztes und Ratsherren Johann Wilhelm Ludwig von Luce, eine deutschbaltische Bearbeitung einer deutschen Vorlage zum Zwecke der estnischen Volksbildung vorgestellt (Ave Mattheus). Die Erforschung der kulturphilosophischen Interferenzen in der konzeptionellen Gestaltung von Johann Wolfgang von Goethes „Faust“ und Jānis Rainis' „Tots“ (Olga Senkāne, Liane Klein) ergänzt bisherige Arbeiten über die Beziehungen zwischen den Schriftstellern.

Liina Lukas untersucht die im ausgehenden 19. Jahrhundert unter deutschbaltischen Frauen vielfach und strittig diskutierte Frauenfrage. Die literarischen Werke dreier deutschbaltischen Schriftstellerinnen (Elfriede Jaksch, Helene von Klot und Laura Marholm), die ihre Bücher fern ihrer Heimat geschrieben haben, thematisieren die Frauenfrage vor allem als eine Ehefrage. Die Schriftstellerinnen fanden in der Literaturgeschichtsforschung kaum Eingang. Die Schriften zweier Künstlerinnen, der Malerin Elise Jung-Stilling und der Sängerin Monika Hunnius, an der Wende zum 20. Jahrhundert stehen in der Tradition der Bildungsreisen. Das gemeinsame Reiseerlebnis in Italien bildet die Grundlage für eine komparative Untersuchung der Berichte und der Erzählperspektiven (Anja Wilhelmi). In ihrem Beitrag über die literaturbezogenen Inhalte in aktuellen deutschsprachigen Reiseführern zu Litauen stellen Aleksej Burov und Anastasija Kostiučenko den überwiegenden Platz der litauisch- und deutschsprachigen Klassiker sowie in geringerem Masse der polnischen Literatur fest. Sie weisen darauf hin, dass mehr Hintergrundinformationen über eine wenig bekannte Literatur Bezüge zu der Fremdkultur kreieren könnten.

Wo werden im baltischen Kontext der Mehrsprachigkeit die Grenzen des Kulturtransfers gesetzt? Auf diese Frage geht zunächst Julija Boguna im letzten Abschnitt des Sammelbands ein. Im Hinblick auf das lettischsprachige Livland werden Übersetzungen als Erzählpraktiken im Sinne von fließenden Stoff- und Stilübergängen und Erzählkontinuitäten verstanden, von fortwährendem „Import und Export von Erzähltraditionen“ (S. 421). In den Textquellen, in denen Überlegungen zum Übersetzen angestellt werden, lässt sich Translation als eine grenzüberschreitende Kulturpraktik beobachten.

Als Spiegelperspektive für eine Soziologie der Übersetzung im mehrsprachigen Kontext betrachtet Terje Loogus die estnische Literatur in deutschsprachiger Übersetzung seit der staatlichen Unabhängigkeit. Die statistische Erhebung der Datenbank des Informationszentrums der estnischen Literatur (engl. Estonian Literature Centre – ELIC) stellt eine lohnende Aktualisierung zu Cornelius Hasselblatts Handbuch<sup>5</sup> dar, und beleuchtet außerdem das Export-Management der Übersetzungsproduktion (Kommunikationskanäle, Traducta-Programme).

Die schwindende Bedeutung der Übersetzungen ins Deutsche wird in den beiden letzten Aufsätzen über erlebte Mehrsprachigkeit im heutigen Lettland angesprochen. Sie kann über den institutionellen Weg der schulischen Ausbildung pädagogisch befördert werden wie am Beispiel

5 Cornelius Hasselblatt: Estnische Literatur in deutscher Übersetzung. Eine Rezeptionsgeschichte vom 19. bis zum 21. Jahrhundert, Wiesbaden 2011.



der Deutschen Schule Riga herausgearbeitet (Heiko F. Marten, Sanita Martena). Der Blick auf lettisch-estnische Sprachkontakte zeigt darüber hinaus, dass der Sprachverlust auch aus individuellen Lebensläufen hervorgehen kann, wie an der Biografie der bilingualen Lettin mit einem familiar estnischen Umfeld von Elina Bone und Anna Verschik dargestellt.

Der vorzustellende Band vermittelt den Eindruck, dass der Befund über die „in der Narratologie eher unterrepräsentierten erzählten Welten“ im Baltikum revidiert werden muss. Die wechselhafte kulturell-politische Verortung der Region hat die Narrativierung von Alltagserfahrungen und Selbstkonstruktionen in der Literatur maßgeblich gefördert. Im Zusammenhang mit der Erneuerung der Forschungsansätze in den Literaturen Zentral- und Nordeuropas im Zuge des *Cultural Turn* liefert die Konferenzschrift einen spannenden Querschnitt über aktuelle Fragestellungen der *Baltic Studies* (darunter Postkoloniale und Gender Studien). Als Vertiefungslektüre eignen sich die Bände „Medien der Aufklärung – Aufklärung der Medien. Die baltische Aufklärung im europäischen Kontext“ (2021)<sup>6</sup> und „Baltische Bildungsgeschichte(n)“ (2022)<sup>7</sup>, in deren Folge der vorliegende Band „den Forschungszusammenhang zur Literatur- und Kulturgeschichte der historischen Region des Baltikums sowie der heutigen Länder Estland, Lettland und Litauen“ (S. 14 f.) erkundet.

*Anne Sommerlat-Michas, Amiens*

6 Liina Lukas, Silke Pasewalck u. a. (Hrsg.): Medien der Aufklärung. Aufklärung der Medien. Die baltische Aufklärung im europäischen Kontext, Berlin u. a. 2021.

7 Silke Pasewalck, Rūta Eidukevičienė u. a. (Hrsg.): Baltische Bildungsgeschichte(n), Berlin u. a. 2022.

NoA Band 34 | 2025 | 245–248

Agata Jakubowska, Magdalena Radomska (Hrsg.)

### Horizontal Art History and Beyond

Revising Peripheral Critical Practices, New York, London: Routledge 2023, 223 S., ISBN: 978-1-032-03067-8.

2008 stellte der Posener Kunsthistoriker Piotr Piotrowski (1952–2015) auf zwei internationalen Tagungen – dem „International Congress of the History of Art“ und dem Gründungskongress des „European Network for Avant-Garde and Modernism Studies“ – das Konzept der horizontalen Kunstgeschichte vor. Es entstand aus der Kritik an Interpretationen moderner Kunst, die sich der Dichotomie von aktiven kreativen Zentren und passiven, auf die Adaption westlicher Modelle beschränkten Peripherien bedienten. Eine größere wissenschaftliche Verbreitung erfuhr das Konzept im folgenden Jahr, als es in Konferenzbänden und in zwei mitteleuropäischen Zeitschriften – „Artium Questiones“, herausgegeben vom Heimatinstitut des Autors, und „Uměni“, herausgegeben in Prag – veröffentlicht wurde. Das Konzept entstand aus Piotrowskis Erfahrungen mit der Erforschung der Avantgardekunst in Osteuropa und der Reflexion über deren Rezeption im kunsthistorischen Diskurs. Es steht in einer langen Tradition der intellektuellen Auseinandersetzung von Fachvertretern mit der Frage des Zentrum-Peripherie-Verhältnisses, in der die Protagonisten unterschiedliche Strategien anwandten – von der Negierung der Peripherität wie im Falle der umstrittenen Vision von der Kunst des Nordens des im galizischen Biala geborenen Wiener Professors Josef Strzygowski bis hin zu ihrer Umkehrung in einen Vorteil wie bei dem Dvořák-Schüler Ljubo Kamarin aus Kroatien, der in der Entfernung von den Zentren eine Chance für die Entwicklung von Kreativität sah. Dieser Gedanke wurde später von dem polnischen Wissenschaftler Jan Bialostocki in einem Vortrag auf dem Internationalen Kunsthistorikerkongress 1986 aufgegriffen. Der Untertitel des Hauptthemas der Washingtoner Konferenz „Center and Periphery: Dissemination and Assimilation of Style“ zeigt, wie tief der hegemoniale Diskurs zu diesem Zeitpunkt in den Überlegungen zu den geografischen Aspekten der Kunstgeschichte verankert war.

Die Kritik an diesem Diskurs, den Piotrowski als vertikal und hierarchisch bezeichnete, hatte bereits zuvor im Rahmen der Neuen Kunstgeschichte, die vom Imperativ des sozialen Wandels angetrieben wurde und ihren Siegeszug an den Universitäten antrat, einen beispiellosen Aufschwung erlebt. Die synergetische Interaktion mit der postkolonialen Theorie führte zu immer kühneren und radikaleren Projekten, die die westliche Vorherrschaft in Frage stellten. Dazu gehörte eine aus osteuropäischer Perspektive formulierte horizontale Kunstgeschichte, die sich in Piotrowskis jüngstem Werk zu einer alter-globalistischen Kunstgeschichte entwickelte. Piotrowski wollte das westliche Narrativ der Kunstgeschichte, das nach Universalismus strebt und Normen und Bewertungskriterien festlegt, als ein Narrativ unter vielen zurückdrängen und schlug eine Analyse vor, die das sprechende Subjekt offenlegt – in wessen Namen und für wen es spricht. Er wies auf die in gewisser Weise privilegierte Rolle der Peripherie hin, die schärfere Einsichten zu bieten habe als das Zentrum. Die These, dass ein Kunsthistoriker an der Peripherie das Zentrum besser sieht als sein Kollege im Zentrum, wurde von Matthew Rampley in einem Artikel in „Uměni“ 2021 kritisiert, der auf Forschungen zu Narrativen in der mitteleuropäischen Kunstgeschichte

basiert. Wie Terry Smith im hier besprochenen Band bemerkte, schlug Piotrowski nicht so sehr einen völlig neuen Ansatz vor, sondern lieferte vielmehr durch die Synthese einen theoretischen Schlusspunkt für bestehende kritische Ansätze.

Das vorliegende Buch ist eine Sammlung von Texten einer internationalen Gruppe von Wissenschaftlern, die, wie die Herausgeberinnen in ihrer Einleitung betonen, die Bedeutung von Piotrowskis Konzept anerkennen und seine Grundannahmen – wie man vermuten kann, die Notwendigkeit einer Provinzialisierung des Westens – teilen, sich aber auch seiner Grenzen bewusst sind. Dies verengt das Spektrum der dargestellten Ansichten, was einerseits keinen vollständigen Überblick über die Positionen ermöglicht, andererseits aber dem Leser erlaubt, sich auf die Nuancen der Theorie zu konzentrieren, deren Resonanz die Publikation aufzeigt. Die Beiträge sind in vier Kapitel gegliedert – die ersten beiden befassen sich mit der Praxis der horizontalen Kunstgeschichte in Bezug auf Demokratie und Verortung, die folgenden mit den Defiziten der Theorie und alternativen Vorschlägen.

Die ersten zwei Beiträge widmen sich dem intellektuellen Werdegang Piotrowskis. Katarzyna Murawska Muthesius konzentriert sich auf das Konzept eines kritischen Museums, das in die öffentliche Debatte und den Prozess des gesellschaftlichen Wandels eingebunden ist und das Murawska gemeinsam mit Piotrowski als dessen Stellvertreterin in den Jahren 2009/10 am Nationalmuseum in Warschau umzusetzen versuchte. Dieses Bestreben endete mit einem taktischen Misserfolg und dem Rücktritt der beiden, nachdem der Strategieentwurf der Institution vom Aufsichtsrat abgelehnt worden war. Die Idee, die Piotrowski in seinem Buch „Muzeum krytyczne“ („Kritisches Museum“) vorstellte, stieß jedoch auf breite internationale Resonanz. Die Debatte über die Neudefinition des Museums auf der International Council of Museums-Versammlung 2019 wird davon zeugen.

Dorota Jarecka skizzierte die Entwicklung von Piotrowskis Denken vor dem Hintergrund der politischen Veränderungen in Polen und der Dilemmata linker Intellektueller – von einer „ethischen Kunstgeschichte“, die vor moralischen Urteilen nicht zurückschreckte und ein vertikales Wertesystem zur Beurteilung des Engagements von Künstlern für die Revolution und ihrer Verstrickung mit der autoritären Macht heranzog, bis hin zu einer horizontalen Kunstgeschichte, die den Vertikalismus jedoch nicht gänzlich aufgab. Karen von Veh und Richard Gregor stellten ihr eigenes, von Piotrowskis Gedanken inspiriertes Projekt vor – einen Vergleich postkolonialer und postsozialistischer Kunsterfahrungen am Beispiel Südafrikas und Osteuropas.

Im zweiten Teil werfen Mathilde Arnoux und Paula Barreiro López einen differenzierten Blick auf das Konzept des Westens. Beide Beiträge können als eine ambivalente Antwort auf Piotrowskis Vorschläge gesehen werden – einerseits bietet seine Theorie Inspiration, andererseits wird seine homogenisierende Konzeption des Westens kritisiert, die zumindest in einer bestimmten Phase der Entwicklung seines Denkens vorhanden war, im ersten Fall explizit, im zweiten implizit. Die zweite Autorin zeichnet ein überzeugendes Bild des franquistischen Spaniens als eines „peripheren Westens“, der in ein komplexes politisches Netzwerk eingebunden war. Eine ähnliche Ambivalenz zeigt sich im Text von Agata Jakubowska, die einerseits die unbefriedigende Behandlung von Frauenkunst und Genderfragen in Piotrowskis Texten aus der Perspektive einer feministischen Kunstgeschichte beklagt, andererseits das Potenzial seiner Theorie für die Konstruktion

einer alternativen, globalistischen Geschichte feministischer Kunst aufzeigt, die mit dem universalisierenden Reduktionismus westlicher Narrative bricht.

Natalia Smolianskaia untersucht das Konstrukt der „russischen Avantgarde“, das von den amerikanischen Autoren des Buches „Art Since 1900“, dessen Kritik von Piotrowski die Entwicklung der horizontalen Kunstgeschichte katalysierte, in die vertikale Erzählung integriert wurde. Sie enthüllt auch den Mechanismus seines Einflusses auf die Kunstpraxis in der UdSSR, die darauf abzielte, den westlichen Betrachter zufrieden zu stellen. Anthony Gardner nimmt internationale Ausstellungen unter die Lupe. Die Pariser Ausstellung „Magiciens de la terre“ von 1989 – ein Beispiel für den erfolglosen Versuch, hierarchische Narrative zu untergraben, dessen Scheitern aus der Dekontextualisierung der Kunstproduktion der Peripherie resultierte – dient als schwarze Leinwand für die kuratorischen Strategien, die aus der angenommenen Perspektive wirksam waren.

In den Texten der beiden folgenden Abschnitte der Publikation kommen zwei Arten von Bedenken zum Ausdruck: zum einen über die Ineffizienz der horizontalen Kunstgeschichte bei der Untergrabung des hegemonialen Narrativs, das seine überwältigende Macht auf verschiedenen Ebenen offenbart, zum anderen über ihre Missinterpretation für den Rechtspopulismus, der sich das in ihr enthaltene Potenzial des Partikularismus zunutze machen kann – ein reales Problem im Hinblick auf die Verwendung der postkolonialen Theorie durch die Nationalkonservativen in Polen und Ungarn, das insbesondere von Edit András angesprochen wird. Jakub Dąbrowski weist auf den inneren Widerspruch von Piotrowskis Theorie hin, die sich bei der Proklamation der Emanzipation der Peripherie auf das westliche Verständnis von Menschenrechten, Demokratie und künstlerischer Ausdrucksfreiheit beruft. Ein horizontaler Ansatz für letztere versteht sich als notwendige Ergänzung zur horizontalen Perspektive bei der Untersuchung künstlerischer Phänomene. Die folgenden Texte haben eine ähnliche Stoßrichtung – die Autoren diagnostizieren die Defizite von Piotrowskis Theorie und schlagen Lösungen vor, teils als Ergänzung, teils als Alternative. Maya und Reuben Hawkes betonen die Dekolonisierung der Kunstgeschichte. Jérôme Bazin weist auf die Notwendigkeit hin, den Antagonismus zwischen der Wirtschaftsgeschichte, die Rückständigkeit anhand harter Indikatoren feststellt, und der horizontalen Kunstgeschichte, die dieses Konzept ablehnt, zu überwinden. Magdalena Radomska weist auf den Widerspruch in der Anwendung der marxistischen Theorie hin und fordert die Berücksichtigung der Klassenstruktur und die Einbeziehung einer Analyse der Basis, die sowohl die Kunstwerke als auch die Erzählung der Kunstgeschichte bestimmt. Die weitreichendste Kritik kommt von Dan Karlholm, der der horizontalen Kunstgeschichte nur einen diagnostischen Wert zuschreibt, sie aber gleichzeitig als wenig hilfreich oder sogar kontraproduktiv für eine Lösung betrachtet. Er sieht eine Bedrohung in der Terminologie, die hierarchische Verhältnisse aufrechterhält, und vor allem im fortschrittsverherrlichenden Avantgardismus, der aus dem Historismus des 19. Jahrhunderts hervorgegangen ist. Als Alternative schlägt er eine laterale Kunstgeschichte vor. Béatrice Joyeux-Prunel betont die Notwendigkeit, quantitative Methoden und digitale Werkzeuge im theoretischen Rahmen der horizontalen Kunstgeschichte anzuwenden. Nur so sei es möglich, die Narrative zu enthierarchisieren. Andrea Giunta führt mit Bezug auf die lateinamerikanische Erfahrung das Konzept der Simultaneität der Avantgarden als kritische Antwort auf die dekontextualisierende Erzählung des Westens über die Kunst der Peripherie ein, die sie mit Piotrowskis Theorie in Einklang bringt.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass sich das Buch auf drei Hauptprobleme konzentriert. Erstens, auf die Historizität der horizontalen Kunstgeschichte – die Verortung ihrer Entstehung an einem bestimmten Ort und zu einer bestimmten Zeit, wie Piotrowski selbst postuliert, um zu zeigen, von wo aus der Autor spricht. Zweitens, auf die Effektivität bei der Erreichung des erklärten Ziels: die Schaffung nicht-hierarchischer Narrative im Namen von Gleichheit, Demokratie und sozialer Gerechtigkeit. Drittens, auf die Überschneidung mit anderen Theorien, die mit ähnlichen Absichten angewandt werden. Das Bild, das sich bietet, ist ambivalent. Einerseits zeigt die Vielstimmigkeit der Autoren aus verschiedenen Teilen der Welt, dass das Denken des polnischen Gelehrten nicht nur in der Peripherie, sondern auch im westlichen Zentrum Resonanz findet, was an sich schon als ein Aufbrechen hegemonialer Verhältnisse gewertet werden kann. Auf der anderen Seite steht die Ernüchterung über das Fortbestehen dieser Verhältnisse, die sich auf immer neuen Ebenen manifestieren und das erklärte Ziel als fliehenden Horizont erscheinen lassen. Die Lektüre des Buches vermittelt jedoch die Zuversicht, dass dieses Streben nicht aufhören wird.

*Jerzy Gorzelik, Katowice*

NoA Band 34 | 2025 | 248–253

Paul Srodecki, Daria Kozlova (eds.)

### **War and Remembrance**

World War II and the Holocaust in the Memory Politics of Post-Socialist Europe,  
Paderborn: Brill Schöningh 2023, 310 pp., ISBN: 978-3-506-79092-7.

The memory turn in historical science has set a strong imprint on the contemporary history culture in Europe. This special field of historical science originated in the post-war era when democratic societies in Europe experienced the urge to confront and make sense of the Holocaust. The first conscious project was the (West) German *Vergangenheitsbewältigung*, the attempt to come to terms with the German past in general and especially with the Holocaust. The main idea was – and is – that a state's history culture must foster understanding and empathy between ethnic groups in the state and between states.

The anthology “War and Remembrance” is volume one of two volumes of papers presented at a conference held in Kiel, Germany, on 27–28 September 2019 on memory discourses of World War II in post-Soviet and post-socialist states. There are chapters on Russia, Ukraine, Georgia, Estonia, Belarus, Croatia, Serbia, Czechia, Slovakia and Hungary. The themes are memory narratives and their public perception (section II), and museums, memorials, monuments and controversial objects (section III). There are 20 photos of monuments and memorials.

Section I presents conceptual and theoretical frameworks. In the first chapter Paul Srodecki shows that research into memory politics has proliferated. He emphasizes the conflict potential of the ideological and political use of memory politics.

The widespread political and ideological uses of history commit academic, “scientific” historians to study memory politics critically. Srodecki notes that memorialization and remembrance studies are interdisciplinary, with sociological and psychological approaches added to historical research *strictu sensu*. In “War and Remembrance” differences between the examined countries are highlighted in the comparative analyses of manifestations of memory politics in history culture.

A state’s memory politics must necessarily be based upon its history culture. The narrations of historical science should ideally be the foundation. However, historical science aspires to be “objective”, i. e. without any ethnic or nationalist bias. History culture is a different matter. It is a social phenomenon. It is manifested in school curricula and textbooks of history, literature, art, movies, memorials, museums and the celebration of anniversaries. In the second introductory chapter of the volume Frank Golczewski applies Hayden White’s distinction between different narratives of discourse.<sup>1</sup> It is not historical science that informs the manifestations of history culture and memory politics but rather the “use of researched history for a predetermined practical application.” (p. 38) The “practical implication” is manifested in history culture and memory politics.

By recalling the ideological use of Charlemagne, “a highly ambivalent historical figure,” (p. 39) Golczewski demonstrates how history culture is being “nationalized”. The emperor was used to provide historical legitimization for the Holy Roman Empire of the German Nation, for the Wilhelmine German Empire and for the Nazi Third Empire. In France Charlemagne became revered as a promotor of higher culture. In the European Union he became “an exemplary unifier of Europe” (p. 40). The cult of Charlemagne has become part of European history culture in the shape of equestrian statues in Aachen and Paris and through the “International Charlemagne Prize of the city of Aachen”. The Empire of Charlemagne is recalled as a symbol of the unity of Europe – and of the European Union.

In her comparative study in section III of World War II and the Holocaust in post-communist memorial museums, Ljiljana Radonić recognizes two standard varieties. The first variety alludes to so called “Western standards” with the Holocaust in focus, in order to prove the responsible Europeaness of the respective country. The other variety demands that “Europe” – i. e. the Western part – acknowledges the communist crimes in Eastern Europe as being equally worth of remembrance. Radonić highlights the contradiction between the two. The first is based upon the Holocaust as the European founding myth with January 27 – the day of the liberation of Auschwitz in 1945 – as the “International Holocaust Memorial Remembrance Day”. The second is based upon the commemoration of August 23 – the date of the Nazi-Soviet pact in 1939 – as the “European Day of Remembrance for Victims of Stalinism and Nazism”. Radonić notes that in the former case German and Jews are cast in a universalizing discourse as perpetrators and victims. In the latter case the equating of the two regimes “must actually be understood as a ‘containment’ of Nazism in order to depict Communism as the greater evil” (p. 220).

Radonić explores how the two competing narratives have been presented, with changes over time, in the Museum of the Slovak National Uprising in Banská Bystrica and in the Jasenovac

1 See Hayden White: *The Content of the Form: Narrative Discourse and Historical Representation*, Baltimore, MD 1990.



Memorial Museum in Croatia (Jasenovac was the Croatian Ustaša regime's concentration camp for Serbs, Jews, Roma and anti-fascists). In both museums, the "European" narrative is stressed and the victims recognized as such. At the same time, the World War II German puppet states the Slovak Republic and Independent State Croatia are recognized, not as legitimate states in their time of existence, but as legitimate original incarnations of the respective nation's quest for a sovereign state. This is teleological history informing memory politics.

Radonić also reports about the challenging task to adhere to the (West) European standard in the Occupation Museums in the former Soviet Republics of Latvia and Estonia. The contemporary states both have rather big Russian minorities and many ethnic Latvians and Estonians experience contemporary Russia as a threat to their states' regained independence. Consequently, their museums depict the Soviet regime as the greater evil.

The cases of Slovakia and Croatia are analyzed separately in section II of the volume together with the cases of Serbia, Ukraine, Georgia and Czechia. Especially noteworthy at the time of writing this review in the summer of 2024 is the introductory study in this section: "The Militainment of World War II Memory in Post-Soviet Russia" by Elizaveta Gaufman. The term "militainment" was coined by Roger Stahl in 2009 with reference to entertainment devices in the commemoration of war.<sup>2</sup> Gaufman presents a number of entertainment trends in Russia's celebrations of the memory of the Great Patriotic War, "GPW" for short. She even writes about the "carnivalization of the GPW" (p. 71) and notes that pre-school children wear child military uniforms and are actors in "baby militainment". The author notes that the horrors of warfare in the GPW are left out in Russian militainment.

The other chapters in this section put memory politics into the wider framework of the history culture of the respective states. The same is true concerning the chapters on Belarus and Ukraine in section III on museums. Kristiane Janeke notes that in Belarus the issue has been to make local history out of remembrance and commemoration of the GPW. She reports that most museums in this country are history museums. She makes clear that the state, Belarus, is a history museum in itself, a relic of Soviet times. Time has frozen in Belarus. Janeke's verdict is worth quoting: "The result is a vicious circle where the museums lack self-awareness of their role as a communication platform, fail to come up with adequate strategies for audience development and are perceived from the outside as a mere 'temple[s] of the muses', without staking any claim to play an active role in the discussion of socially relevant questions" (p. 237).

One can conclude that the museums in Belarus mirror a society without any politics at all.

Concerning Ukraine Daria Kozlova, one of the editors of the volume, demonstrates how and why the commemoration of World War II has turned into a war of memories on both the political and the societal level because of the country's ethnic, religious and economic diversity. This is the legacy of the historic affiliation to the Russian, Austro-Hungarian and Ottoman empires to the Polish-Lithuanian Commonwealth and to the Soviet Union. Kozlova states that "these legacies continue to have the power to trigger misinterpretations of memory and misuses of the historical past". (p. 243) With these words Kozlova points to the built-in tendency in memory politics to

2 See Roges Stahl: *Militainment, Inc.: War, Media and Popular Culture*, New York, NY 2009.

(con)fuse history and myth. This very serious matter was once illustrated at the end of John Ford's 1962 Western movie "The Man Who Shot Liberty Valence": "When the legend becomes fact, print the legend!". Hayden White's thesis is vindicated in Ukraine.

In her contribution to this section of the volume Radonić also reviews the House of Terror in Budapest, which opened in 2002 and presents "a narrative of collective (Hungarian) suffering at the hand of Hungarian Nazis and communists" (p. 219). The Museum's director Mária Schmidt claimed that World War II was not about Jews or genocide. This narrative of the war which omits the Jewish ordeal became further enforced when a Memorial for the Victims of the German Occupation was inaugurated in central Budapest in 2014. It shows the German eagle hovering over the patron angel of Hungary, St Gabriel. Hungary's role in World War II is reduced to victimhood only.

The Jews are "the stumbling blocks in the path" (p. 270) in Hungarian memory politics, to quote from the ingenious chapter title of Zsuzsanna Agora and George Deak, which concludes section III and the whole volume. To clarify the salience of the Jewish Hungarian exceptionalism – which Guy Miron has aptly labelled as a *Sonderweg*<sup>3</sup> –, it must be borne in mind both that anti-Semitism was state policy in Hungary from the Numerus Clausus law in 1920 until the end of World War II, and that the representatives of the Hungarian community in post-communist Hungary have refused to recognize Jews as a national minority. They consider the Jews to be Hungarians pure and simply. The Jewish *Sonderweg* of the 19th century was resumed in post-socialist Hungary. Furthermore, no other nation in Europe has experienced anything equivalent to Hungary's century-long Trianon trauma.<sup>4</sup>

The special Hungarian Jewish deep split in the late 19th century between Neologs and Orthodox has even recurred, *mutatis mutandis*, in Viktor Orbán's Hungary in the shape of the Association of Hungarian Jewish Congregations and the United Hungarian Jewish Congregations, and the attitude to the establishment of a second Holocaust Museum in Budapest called the House of Fates, respectively. This museum will demonstrate the common fate of Jews and Gentiles in Hungary during World War II. It is an irony of history that the contemporary Neologs are against this because it implies an obfuscation of the Hungarian state's role as perpetrator during the Holocaust, whereas the contemporary Orthodox, represented by a Chabad Lubavitcher rabbi, accepted to lead the House of Fates project. Agor and Deak manage to show that the Hungarian example epitomizes the complex history behind the "Europeanization of memory" based on remembrance of the Holocaust.

In Czechia the Jews have simply been omitted in memory politics. Darina Volf in her chapter in section II on the Czech remembrance of World War II quotes research by Tomas Sniegon<sup>5</sup> and by Peter Hallama<sup>6</sup> which shows that the Jews were absent from both communist regime, dissident

3 See Guy Miron: Between "Center" and "East" – The Special Way of Jewish Emancipation in Hungary, in: Jewish Studies at the CEU 4 (2004–2005), pp. 111–138.

4 See Kristian Gerner: Between the Holocaust and Trianon – Historical Culture in Hungary, in: Martin Davies, Claus-Christian Szejnmann (eds.): How the Holocaust Looks Now. International Perspectives, Basingstoke 2007, pp. 97–106.

5 See Tomas Sniegon: Vanished History: The Holocaust in Czech and Slovak Historical Culture, New York, NY 2014.

6 See Peter Hallama: Nationale Helden und Jüdische Opfer: Tschechische Repräsentationen des Holocaust, Göttingen 2015.

and exile history narratives in Czechoslovakia. The Holocaust has been marginalized in Czech memory culture straight from 1945 until the present time.

Volf shows that there is not any uniform memory politics in Czechia but rather a widespread public debate over issues such as the role of the Red Army and the US army in the liberation of Czechoslovakia and the fate of the Sudeten Germans. Her conclusion is that the search for new history narratives after the end of communist rule in 1989 has resulted in “the pluralization of memory”. It “appears to have intensified the trend towards unconventional or even spectacular commemorative practices” (p. 120). Examples are a fake internet game in 2006 called “Total Burn-Out of Lidice” which interrupts itself with information about the Lidice massacre in 1942 that reportedly three quarters of Czech youth did not know anything about; and a TV reality show in 2015 called “Holiday in the Protectorate”, also aimed at young people supposed to be ignorant of Czech life during the German occupation. One notes that these examples do not refer to the Holocaust.

A shorthand characterization of the historic memorial landscape in contemporary Czechia would be to note that the spirit of the good soldier Švejk in the famous novel by Jaroslav Hašek has been re-animated. Hašek’s satire was deadly serious and no laughing matter.

Concerning Slovakia, the other half of the dissolved state Czechoslovakia, Monika Vrzgulová in her chapter in section II concludes that as a result of shifting state memory politics, the Holocaust is not adequately reflected in collective memory. Memory politics in the country has remained a competition between a nationalist-Catholic and a civic narrative. The consequence is that in Slovakia “there is a general inclination to dispute historical facts” (p. 139). This is the thesis of White about different narratives taken to the absurd: anything goes.

Jelena Jorgačević Kisić and Olga Manojlović Pinter in their chapter in section II on memory politics in Croatia and Serbia compare the treatment of victims and perpetrators respectively in World War II. In both countries in most history textbooks there is a great emphasis on the victimhood of the titular nation as a whole and silence about the perpetrators. The authors write about “competitive victimhood” (p. 162) in both countries. Memory politics in Tito’s Yugoslavia had de-ethnicized the civil war in 1941–1945. The wars in 1991–1995 between Serbia and in Croatia and in Bosnia-Herzegovina were perceived in the successor states as a continuation of World War II, which led to ethnicization of memory politics in general. Wartime perpetrators were transformed into victims of communism and martyrs of the nation, and the Yugoslav narrative about “victims of fascism” was exchanged for ethnic labelling.

The revisions of history resulted in a veritable “carousel of memories” (p. 154) among the public. In Serbia, memory politics concerning World War I (!) and the civil war in Bosnia in 1992–1995 coalesced. In a meeting in the summer of 2020 the leaders of the Republic of Serbia and of the Republika Srpska (part of Bosnia-Herzegovina) met and jointly proclaimed September 15 to be the Day of Serbian Unity, Freedom and the National Flag. The date chosen refers to Serbia’s warfare on the Salonica Front in World War I; the meeting in 2020 was “the first joint celebration of the Republic of Serbia and the Republika Srpska” (p. 156). Memory politics became irredentism.

In his study in section II David Feest shows that in Estonia, too, the public memory of World War II stresses the victimhood of the titular nation. The warfare of anti-Soviet partisans and of Estonians

who served in the German army are mingled in Estonian memory politics. In the name of Europeanization it is aimed not only at the Estonians themselves but also at a West European public. One has even alluded to Finland's brave resistance to the Soviet attack in the Winter War of 1939–1940 by labelling the attacks of the Estonian “forest brethren” on the retreating Soviet troops in 1942 as the “Summer War”. Feest argues that the forest brethren were formed spontaneously when the Estonian state has already been destroyed by the Soviets in 1940 after its government had given in to the Soviet demands without offering any military resistance. And their acts were gruesome.

Memory politics in post-Soviet Georgia has changed from focusing on the Great Patriotic War to focus on World War II. Already through the choice of title for their contribution to section II Nina Chikovani and Malkhaz Matsaberidze demonstrate that Georgian memory politics have become de-Sovietized and Europeanized. This process started in the *perestroika* years and became reinforced after the Russian–Georgian war in 2008. The war “intensified the confrontation of the Georgian and Russian memories of World War II” (p. 96). The Georgian experience demonstrates the fluid character of history culture and memory politics. Chikovani and Matsaberidze conclude that “the file of memory is never closed” (p. 97). Both its connotation and its denotation are movable.<sup>7</sup>

It is the present reviewer's contention that the casting of the Holocaust in the role of the European foundation myth and the creation of the Day of Remembrance for Victims were made in North America. It is not a question of direct causes but of US mass media cultural hegemony in West Europe during the Cold War. When the TV series “The Holocaust” was launched in 1978 the Holocaust became widely recognized as a major catastrophe in Western civilization: “The series has been widely credited with bringing the term ‘Holocaust’ into popular usage to describe the extermination of the European Jews.”<sup>8</sup>

Among the East European diaspora in the US and in Canada, the recognition of the Holocaust as a crime against humanity triggered the wish that communist crimes against humanity should be equally recognized. The most evident example was the recognition of the famine in Soviet Ukraine in 1931–1933 as genocide. This was originally a demand among the Ukrainian diaspora. It became adopted by the parliament in contemporary Ukraine. It is not a coincidence that in the Ukrainian language death by starvation is called *Holodomor*.<sup>9</sup>

“War and Remembrance” demonstrates the importance of showing that history matters in contemporary national and international politics. Last but not least, it is necessary to realize that the issue is not history as a tale of factual events. The issue is interpretations of history and the conscious selection of certain historical facts and the equally conscious omission of many historical facts. The contributions in “War and Remembrance” give many-faceted analyses of conflicts and lively discussions. They demonstrate how memory politics is a trope of history in its own right.

*Kristian Gerner, Lund*

7 See Kristian Gerner: A Moveable Place with A Moveable Past: Perspectives on Central Europe, in: Australian Journal of Politics and History 45 (1999), 1, pp. 3–19.

8 [https://en.wikipedia.org/wiki/Holocaust\\_\(miniseries\)](https://en.wikipedia.org/wiki/Holocaust_(miniseries)) [accessed on 16 June 2024].

9 See Johan Dietsch: Making Sense of Suffering: Holocaust and Holodomor in Ukrainian Culture, Lund 2006.

Alexa von Winning

**The Mansurov Family in Russia and the Orthodox East, 1855–1936**

Intimate Empire, Oxford: Oxford University Press 2022, 219 S., Abb,

ISBN: 978-0-19-284441-5.

Alexa von Winning gliedert ihre Studie über die Familie Mansurov in Räume. Einem chronologischen Ablauf folgend konstituieren diese Räume Lebensstationen einzelner Familienmitglieder. Durch die Strukturierung wird dem Lesepublikum bereits vor Beginn der Lektüre über den enormen Aktionsradius der Familie informiert. Eine Weite, die von einer Nutzung des Russländischen Imperiums und darüber hinaus, angefangen von Sewastopol und Jerusalem über Konstantinopel, Riga bis hin zu Moskau, zeugt. Das letzte Analysekapitel deutet mit dem Titel „Wanderings and Homelessness“ auf den Untergang bisheriger Lebensweisen im zerfallenden Russischen Imperium und somit auf das Ende einer Familiengeschichte hin, deren Geschick in enger Korrelation mit politischen und sozialen Determinanten stand. Abgerundet wird das Buch mit einem Index, in dem Sach-, Orts- und Personenregister vereint sind.

So viel zum Aufbau des Buches. Was aber macht die Mansurovs aus, dass ihre Geschichte für die Forschung von Interesse ist? Von Winning arbeitet eindrucksvoll heraus, wie diese Familie über Generationen (Krimkrieg bis Revolution 1917) im gesamten imperialen Rahmen zum Machterhalt des zaristischen Staates und der Orthodoxen Kirche agierte. Mobilität und Intimität sind in diesem Kontext zwei Schlüsselworte familiären Handelns der Mansurovs. Der Aufstieg und der Erfolg der Familie zeigt sich in der steigenden Reputation und in den Hinterlassenschaften, die die Familienmitglieder auf ihren einzelnen Stationen hinterließen. „Wherever they came to stay, be it for a few months or many years, the family’s astonishing energy and resourcefulness left an enduring mark.“ (S. 2)

Bereits im 16. Jahrhundert lassen sich Familienzweige der Mansurovs im Dienst des Zaren nachweisen; der eigentliche Fokus von Winnings Untersuchung beginnt jedoch mit Boris (1826–1910), dessen Familie noch Mitte des 19. Jahrhunderts als „small, but distinguished noble clan with moderate fortune“ (S. 6) Ausgangspunkt der Analyse wird. Die Karriere von Boris setzt mit seinem Amt im Marineministerium ein, als er in Sewastopol in der Endphase des Krimkrieges die Verantwortung über die Krankenhausverwaltung erhielt. Mithilfe seines jüngeren Bruders Nikolai (1830–1911) avancierte Boris hier schon bald zu dem vom Zaren ausgewiesenen Kriegsberichterstatte. Die Korrespondenz der Mansurov-Brüder beförderte ein breites Interesse am Krieg, gab Auskunft über den Zustand der russischen Marine und des medizinischen Versorgungssystems.

Machtpolitisch und vor allem religiös motiviert sind Boris‘ nächsten Abordnungen durch Großfürst Konstantin Nikolaewiĉ 1856/7 nach Palästina zu sehen, wo er zunächst einen Report über die russisch- (und griechisch-)orthodoxe Pilgerschaft in der Region zu erstellen hatte. Von Winning geht in diesem zweiten Kapitel darauf ein, wie Mansurovs Betreiben, die Orthodoxie und russische Präsenz in „an area of imperial competition“ (S. 85) zu festigen als ein Vorzeigebispiel

„religious empire buildings“ zu betrachten sei (S. 53). Denn wie viele zeitgenössische Staatsmänner, verknüpfte auch Mansurov religiöse Präsenz mit politischer Einflussnahme. Dies wird in seiner zweiten Reise sichtbar, in der er den Aufbau eines kirchlichen Zentrums für russische Pilgernde vorantrieb.

An welchem Ort Boris Mansurov seinen Dienst verrichtete, er arbeitete immer unter Einbeziehung aller Familienmitglieder. Das Interesse der einzelnen Familienmitglieder füreinander und für ein übergeordnetes Ziel zu handeln, bestimmte das gemeinsame Miteinander. Freundschaften in andere Familien hinein wirkten darüber hinaus fruchtbar auf eine Verdichtung der Institutionalisierung von Beziehungen in den staatlichen Verwaltungsapparat hinein. Insbesondere die *female agency*, die Funktionen, denen Ehefrauen in dieser Netzwerkarbeit zufiel bzw. die sie selbst ergriffen, hebt von Winning stark heraus. Gerade anhand von Boris' Ehe mit Prinzessin Maria Nikolaevna Dolgorukova kann die Verfasserin den großen Wert einer aktiven Zusammenarbeit aller Familienmitglieder herausarbeiten.

Pavel (1860–1932), der Sohn von Boris, wählte einen anderen Weg, um den Einfluss des russischen Imperiums zu mehren. Mit der Gründung des ersten russischen archäologischen Instituts in Konstantinopel in 1894 schuf er ein Gegengewicht zur dominierenden klassischen Archäologie in einem zunehmend gewichtiger werdenden europäischen Wettkampf. Er rückte die byzantinische und orthodoxe Archäologie in den Vordergrund, um die Einzigartigkeit einer russischen Nationalität zu begründen. Seine Auffassung von der Rolle Russlands in der Verbreitung der russischen Orthodoxie ging indes weiter als die seines Vaters, der auf die Zusammenarbeit aller orthodoxen Kirchen strebte, wohingegen Pavel das Imperium als Protektor und Verteidiger der gesamten orthodoxen Welt betrachtete.

Ekatерina (1861–1926) und Natalia Borisovna (1868–1933), die Schwestern von Pavel stehen im vierten Kapitel im Fokus. Die beiden Frauen zog es 1887 nach Riga, wo sie sich eine bessere medizinische Versorgung der kranken Natalia erhofften. Aus dem geplanten Kurzaufenthalt wurden fast 30 Jahre: Riga wurde zum zentralen Ort der nordwestlichsten Peripherie, den die Mansurov-Schwester für ihr Streben nach kirchlicher Machterweiterung für sich erobern sollten. Beginnend mit einer kleinen Sonntagsschule entstanden in der baltischen Metropole auf Initiative der Frauen ein Konvent, eine Einsiedelei, karikative Institutionen und eine imposante Kathedrale. Von Winning beschreibt die *female agency* der Schwestern, die im Widerspruch zu den eigentlichen familienpolitischen Vorgaben wie Unterordnung unter patriarchale Strukturen stand und die unweigerlich zum Bruch der Mansurov Familie führen musste. Der sich anbahnende Interessenskonflikt zwischen Vater und Töchtern, deren primäres Streben zum Wohle der Kirche dem der Loyalität gegenüber dem Vater übergeordnet war, endete mit dem Eintritt Ekatерinas und Natalias in das von ihnen aufgebaute Kloster. Das Zerwürfnis führte in letzter Konsequenz zum Machtverfall der gesamten Familie, da die Netzwerkarbeit ohne die Initiativen seiner weiblichen Mitglieder brüchig und ineffizient wurde. Es ist zugleich als ein Resultat einer sich wandelnden Zeit zu sehen, in der sich soziale und politische Hierarchien aufzulösen begannen.

Im fünften Kapitel wird der Blick erneut auf Pavel geworfen. 1904 kehrte dieser mit seiner Familie zurück nach Moskau, wo er die Revolution von 1905 und die ihr nachfolgenden Veränderungen insbesondere in der Formalisierung der Staatspolitik zu spüren bekam. Seine beziehungswei-



se die politische Arbeit der Mansurovs verstanden als Netzwerkarbeit aller Familienmitglieder erwies sich jetzt als überholt. Das informelle Agieren der weiblichen Mitglieder im Hintergrund war nicht mehr praktikabel; staatspolitisches Agieren wurde zur ausschließlichen Sache offizieller Amtsträger. Pavel reagierte auf diese Veränderungen, indem er über „village politics“ versuchte, auf dem Land die paternalistischen Strukturen des autokratischen Staates über die Autorität der Orthodoxen Kirche zu stützen (S. 149), allerdings ohne dabei auf die Exklusivität der Orthodoxie zu beharren. Seine Ausrichtung zielte auf die Versöhnung westlicher (hier der Anglikanischen Kirche) und östlicher Konfession (hier Russisch-Orthodoxer Kirche) ab.

Die Revolution von 1917 schließlich beendete – wie im sechsten Kapitel behandelt – die politische Einflussnahme der Mansurovs. Mit „Wanderings and Homelessness“ charakterisiert die Autorin die Lebensläufe der inzwischen auch wirtschaftlich abgestiegenen Familienmitglieder. Sergej (1890–1929) und Maria (1893–1976) als Vertreter und Vertreterin der vierten Generation und ihr (Re-)Agieren im Sowjetsystem stehen im Fokus. Das Paar blieb der religiös-kirchlichen Agenda der Mansurovs treu und verließ wie so viele Adelige Moskau, um vor dem autokratischen Staat in das einst bedeutende religiöse Zentrum Sagorsk – clandestin und in Angst vom antiklerikalen Kurs der Staatsmacht entdeckt zur werden – zu fliehen. Am Beispiel dieser beiden letzten Familienvertreter erklärt von Winning die Auswirkungen von politischem Macht- und sozialem Stabilitätsverlust.

Von Winning gelingt es überzeugend, am Beispiel der Familie Mansurov die Bedeutung einer „mobile elites family“ bei der Gestaltung imperialer Macht zu belegen (S. 188); der Konnex zwischen Mobilität und Teilhabe scheint in jedem Kapitel des Buches hervor und wird durch die Gliederung in lokale (Aktions-)Räume einmal mehr unterstrichen.

*Anja Wilhelmi, Lüneburg*

NoA Band 34 | 2025 | 257–259

Martin Aust

### **Erinnerungsverantwortung**

Deutschlands Vernichtungskrieg und Besatzungsherrschaft im östlichen Europa 1939–1945, Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung 2021, 224 S., ISBN: 978-3-7425-0658-0.

Der Zweite Weltkrieg war nicht nur der größte und tödlichste militärische Konflikt in der Menschheitsgeschichte. Neben der Teilung Deutschlands, Europas und in der Folge auch des Großteils der Welt in zwei sich gegenüberstehende Machtblöcke steht der Zweite Weltkrieg im Generellen und der deutsche Vernichtungskrieg im Osten Europas im Speziellen spätestens seit seiner Beendigung 1945 für die Entstehung zahlreicher, zum Teil stark miteinander konkurrierender Kriegsnarrative und Nationalmythen.

Mit dem vorliegenden Band geht der Osteuropahistoriker Martin Aust der Frage nach der deutschen Erinnerungsverantwortung gegenüber Polen, Belarus, der Ukraine und Russland nach und gibt einen kurzen Abriss der deutschen Verbrechen in Ostmittel- und Osteuropa sowie ihrer Dokumentation.

Neben einer ausführlichen Einleitung und einem recht kurzen, aber überzeugenden Schlussteil ist der Band in drei Kapitel unterteilt. Im ersten Teil zeichnet Aust die Ursprünge der extremen und massenhaften Gewalt im deutschen Vernichtungskrieg im Osten Europas nach. Dabei stellt er die zwei wichtigsten, miteinander konkurrierenden Ansätze jüngerer Forschung vor: So versuchen Historiker wie Jörg Baberowski seit Jahren das Thema anthropologisch anzugehen und erklären die Gewalt hauptsächlich aus dem Kriegsgeschehen von 1939 bis 1945 heraus. Andere Historiker setzten ihre Erklärungen für die nationalsozialistische Vernichtungsgewalt zeitlich viel früher an, nämlich bereits in den Jahren vor 1914. Aust versucht diesen beiden Forschungspolen in Form eines deskriptiven Spagats nachzugehen. So bildet er die politische Wetterlage in Mittel- und in Osteuropa vor, während und nach dem Ersten Weltkrieg ab. Dabei werden sowohl die Imperien (bzw. deren Zusammenbrüche) der Hohenzollern, Habsburger, Romanows und nicht zuletzt das Osmanen, die folgenreiche Beschlüsse von Versailles sowie auch die Entstehung der Sowjetunion kurz skizziert. Mehr Platz widmet Aust in diesem ersten Teil seines Buches den politischen Zuständen im Deutschland der Zwischenkriegszeit: der Entstehung der Weimarer Republik, dem Aufstieg der Nationalsozialisten unter Hitler, der nationalsozialistischen Machtergreifung, der anschließenden deutschen Revisionspolitik der Versailler Ordnung und schließlich den Ereignissen, die zum Hitler-Stalin-Pakt und somit zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges führten.

Im zweiten und zugleich umfangreichsten Kapitel beschreibt der Verfasser sodann den deutschen Vernichtungskrieg und die Besatzungspolitik im östlichen Europa während des Zweiten Weltkriegs. Dabei wird die schubweise Radikalisierung des deutschen Krieges im Osten Europas, vom Polenfeldzug im September 1939 bis zum Überfall auf die Sowjetunion im Sommer 1941, gut verständlich nachgezeichnet. Neben dem deutschen Terror werden in zwei interessanten

Unterkapiteln die Rollen der Besatzungsgesellschaften sowie auch die der Sowjetunion und der Roten Armee im Krieg konzipiert. Mit dem Begriff der Besatzungsgesellschaften wurde in jüngerer Forschung der Versuch unternommen, all die Facetten einer Alltagsgeschichte in von fremden Aggressoren besetzten Ländern zu beleuchten und sich von älteren schwarz-weiß Diskussionen über Widerstand und Kollaboration zu lösen. In diesem Spannungsverhältnis, das in allen von den Deutschen okkupierten Ländern hinsichtlich der Fragen des Widerstands und der Kollaboration sehr viele Grautöne hervorgebracht hat, finden sich die Ursprünge der bis heute heiß umkämpften Deutungshoheit zur Geschichte des Zweiten Weltkriegs in Ostmittel- und Osteuropa wieder.

Im dritten Kapitel „Täter, Verfolgte und Opfer: Namen und Stimmen“ schildert Aust anhand ausgewählter Beispiele zum einen die Sprache der deutschen Täter und Kritiker des Vernichtungskriegs. Zum anderen werden anhand selektiver Quellenzeugnisse die Stimmen der Opfer abgebildet.

Holocaust- und NS-Forscher dürfen nicht mit allzu hohen Erwartungen an das Buch herantreten. Dafür fehlt dem Buch das Analytische; auch ist der gewählte Erzählstil zu mosaikhaft. Die Stärken des in essayistischer Form verfassten Bandes zeigen sich an anderer Stelle: Aust wendet sich in dem vorliegenden Werk eindeutig an Studierende und ein geschichtsinteressiertes Laienpublikum. Hervorzuheben sind die zahlreichen Augenzeugenberichte, sie machen die Lektüre zugänglicher (wenn man angesichts der ernsten Thematik denn überhaupt von Zugänglichkeit sprechen kann) und verleihen den geschilderten Ereignissen gleich einem modernen Dokumentationsfilm Farbe. In der Geschichtsdidaktik wird dieser Quellentypus als ein wichtiges Mittel der kollektiven Erinnerungsformierung genutzt. Das Mosaikhafte des hier Erzählten und der ausgewählten Quelleneinschübe werden im Buch zu einem Ganzen. In diesem Licht erscheint auch der Titel (letzterer wurde in einer anderen Rezension als „sperrig“ bezeichnet – dem ist nur bedingt zuzustimmen)<sup>1</sup> sowie auch der gewählte Verlag (Bundeszentrale für politische Bildung) mehr als nachvollziehbar. So ging es Aust beim Verfassen wohl weniger um neue Erkenntnisse oder gar eine gründliche Analyse der mittlerweile recht vielfältig verzweigten Holocaust- und Erinnerungsforschung. Für dieses Unterfangen wäre ein kleines Buch mit einem nicht einmal 200 Seiten umfassenden Textanteil auch nicht passend, sondern unmöglich. In der Publikation steht vielmehr das Erinnern an die Erinnerung an sich im Vordergrund, das heißt die Verpflichtung, einer größeren, nicht-wissenschaftlichen Öffentlichkeit die unmenschlichsten Verbrechen des NS-Regimes und damit auch Deutschlands an der Menschheit erneut in Erinnerung zu rufen. Es ist somit ein längerer und lesenswerter, da gut geschriebener Essay gegen das Vergessen. Hierfür mag ein Satz aus dem Buch repräsentativ stehen: „Die Fähigkeit, im Rückblick Mitleid und Trauer zu empfehlen, bleibt jedoch Aufgabe einer Erinnerungskultur, die in Deutschland nicht in Ritualen und Symbolen erstarren sollte“ (S. 138).

1 Vgl. Johannes Hürter: Rezension zu: Aust, Martin: *Erinnerungsverantwortung. Deutschlands Vernichtungskrieg und Besatzungsherrschaft im östlichen Europa 1939–1945*, Bonn 2021, [www.hsozkult.de/publicationreview/id/reb-128329](http://www.hsozkult.de/publicationreview/id/reb-128329) [letzter Zugriff: 16.07.2023].

Nun haben geschichtswissenschaftliche Studien sicherlich nicht das Verfallsdatum politikwissenschaftlicher Abhandlungen. Angesichts des russischen Überfalls auf die Ukraine Ende Februar 2022 und der sich überschlagenden politischen Ereignisse in Osteuropa könnte man aber meinen, dass gerade ein Buch, dessen Großteil auch die Auseinandersetzung mit russischen Geschichtsnarrativen zum Zweiten Weltkrieg einnimmt, bereits veraltet sei und eines Updates bedürfe – insbesondere im Hinblick auf die Instrumentalisierung des sogenannten Großen Vaterländischen Krieges und der Reaktivierung älterer sowjetischer Kriegsnarrative (nur als Teil weiterer nationalrussischer Geschichtsnarrative) durch Vladimir Putin. Austs Abhandlung bietet einen guten, einführenden Abriss in erinnerungspolitische Debatten zum Zweiten Weltkrieg in Osteuropa. Gut gewählt ist auch das Kartenmaterial, einerseits zwei Karten von Europa in den Jahren 1924 und 2014, andererseits drei Karten mit dem Generalgouvernement in den Jahren 1941 bis 1944, vom deutschen Besatzungsregime in Ostmitteleuropa und der Sowjetunion 1942 und schließlich von den Massenerschießungen und dem Holocaust von der Ostsee bis zum Kaukasus 1941 bis 1944.

Zu guter Letzt sei noch eine Kritik an der Form des Buches erlaubt: Die uneinheitliche und inkonsequente Abbildung der Geschlechtervielfalt wirkt störend. Es scheint, als konnte oder wollte der Autor sich nicht für oder gegen das Gendern entscheiden. So kommt recht willkürlich und sprunghaft (manchmal tatsächlich in ein und demselben Satz) einmal die sogenannte Paarform (bspw. „Jüdinnen und Juden“), ein anderes Mal das generische Maskulinum zum Einsatz (in diesem Fall nur „Juden“). Diese Heterogenität stört den Lesefluss erheblich. Hier hätte ein roter Faden und ein solides und konsequenteres Lektorat (auch angesichts immer wiederkehrender Fehler in Syntax und Orthografie, aber auch bei der wiederholten falschen Wiedergabe von Namen wie z.B. Tadeusz Pełczyński statt – korrekterweise – Pełczyński, S. 139) dem Werk mit Sicherheit gutgetan.

*Paul Srodecki, Frankfurt a. M.*

Cornelia Soldat

### Russland als Ziel kolonialer Eroberung

Heinrich von Staden's Pläne für ein Moskauer Reich im 16. Jahrhundert, Bielefeld: transcript Verlag 2022, 285 S., ISBN: 978-3-8376-6164-4.

Kolonisierungszüge in der Geschichte erfolgten lange vor den großen geografischen Entdeckungen der iberischen Seefahrer im atlantischen, indischen und pazifischen Raum. Doch erst im 16. Jahrhundert eröffneten sich für Abenteuer suchende Personen und für europäische Reiche neue Dimensionen materieller Bereicherung und grenzübergreifender Herrschaft. Dabei setzten die frühmodernen Reiche de facto auf das seit den Kreuzzügen praktizierte Expansionsmodell, das vermeintlich über den Zweck der Bereicherung und des höheren Ansehens hinausging und das jahrhunderterlang im europäischen Expansionsstreben vorbildlich und prägend blieb.<sup>1</sup>

In diesem Kontext – wobei der Begriff „Kolonialismus“ für die Vormoderne „nur im übertragenen Sinn“ zu verwenden sei<sup>2</sup> – verortet die deutsche Historikerin Cornelia Soldat den im 20. Jahrhundert entdeckten Plan „eines deutschen Abenteurers“, Heinrich von Staden (1544 – nach 1581), der sich in seinen Schriften als „Äquivalent für Cortés“ (S. 166) präsentiert haben soll, zur Eroberung der Moskauer Rus' bzw. Moskoviens im Jahr 1578/79. Als Söldner und Dolmetscher im Dienst des russischen Zaren Ivan IV. – auch als Ivan der Drohende benannt – blieb von Staden in Moskovien vermutlich bis 1573/74.<sup>3</sup> In dieser Zeit – auch als Offizier in der *opričnina*<sup>4</sup> – habe er umfangreiche Informationen über das russische Militärwesen sowie über die Situation am Hofe und im Land gesammelt. Dabei sei dahingestellt, inwieweit der Autor unmittelbar an den erzählten Begebenheiten beteiligt war.<sup>5</sup>

Der Eroberungsplan Staden's, den der Pfalzgraf Georg Hans von Veldenz und der Herzog Carl von Södermannland initiiert und kuriert haben sollen (S. 47, Fn. 89, 210f.), war für den Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Rudolf II. vorgesehen. Damit würde der Kaiser das Land der Moskoviter – mit Hilfe anderer europäischer Herrscher (S. 211f.) – zu einer neuen Provinz und einem Bollwerk gegen das Osmanische Reich und das Krimkhanat machen können.

Mit seiner Einbettung des Moskauer Reiches – wenngleich unter der Herrschaft „eines Tyrannen“ – in die christliche Familie (S. 143f.) und der Aussicht auf die Herrschaft über die ganze Welt (S. 146) versuchte von Staden seinem Anschlagplan vielversprechende Perspektiven zu verleihen. Die detailreiche Beschreibung Moskoviens selbst sollte auf die Seriosität des Plans

1 Vgl. Wolfgang Reinhard: Die Unterwerfung der Welt. Globalgeschichte der europäischen Expansion 1415–2015, München 2016, S. 22.

2 Ebenda, S. 27f.

3 Vgl. Hinweise auf die Abschaffung der sogenannten militärischen Einheit *opričnina* von Boris V. Anan'ič: *Vlast' i reformy. Ot samoderžavija k sovetskoi Rossii* [Macht und Reformen. Von der Selbstherrschaft zum sowjetischen Russland], Sankt-Peterburg 1998, S. 95.

4 Vgl. Heinrich von Staden: Von Westfalen nach Moskau. Mein Dienst in der Schreckenstruppe des Zaren Iwan. In modernes Deutsch übertragen und erklärt von Peter Alberts u. a., Hamburg <sup>1</sup>1998, u. a. S. 20.

5 Vgl. die Einleitung in Fritz T. Epstein (Hrsg.): Heinrich von Staden: Aufzeichnungen über den Moskauer Staat, Hamburg <sup>2</sup>1964, S. 23.

hinweisen.<sup>6</sup> Doch wäre die Annahme einer ernsthaft wahrgenommenen Überlegung des Kaisers zu weit gegriffen, wenn das Eroberungsprojekt letzten Endes, wie Soldat resümiert, lediglich auf „fiktionaler Ebene“ (S. 220) gedacht war. Denn zugleich verweist die Autorin darauf, dass die Hinweise mancher Forscher auf Parallelen zum deutschen Einmarsch in die Sowjetunion im Zusammenhang mit dem entdeckten Anschlagprojekt im 20. Jahrhundert ein besonderes Interesse an Staden bestätigen (S. 46). In Anlehnung an das Statement der Historikerin Miriam Eliav-Feldon über das 16. Jahrhundert als eine Dissimulationperiode<sup>7</sup> dechiffriert Soldat Staden Plan ebenfalls als eine Dissimulation (S. 210, 220). Die Interpretation seiner Schrift als ein intellektuell-literarisches Spiel (S. 227 f.) und zugleich als ein Portfolio für eine Bewerbung um eine ausgezeichnete Stellung (S. 107, 210) am Hof des Kaisers ist jedoch widersprüchlich. Denn fabulöses Leben und schnell durchlaufende Karriere an den königlichen Höfen waren in der Regel mit tatsächlichen Gewinnen bzw. Verdiensten verbunden.

Die Hinweise der Autorin auf Parallelen in den Eroberungsplänen – Cortés und Staden (S. 73, 129–135, 138–140) – bestätigen lediglich die typischen (v. a. materiellen) Motive und (technisch-organisatorischen) Momente in solchen Planvorlagen. Zudem stellte die Sammlung wertvoller Informationen in den europäischen Kolonialprojekten eine der klassischen und zentralen Aufgaben dar.<sup>8</sup> Wobei zugleich auch Planlosigkeit im Expansionsprozess europäischer Mächte ausgemacht werden kann.<sup>9</sup> „Spanische Vorbilder“ in Mexiko könnten für Staden nur eines der Muster gewesen sein.

Problematisch ist dagegen die Aussage der Autorin von Staden Wahrnehmung Moskoviens. Die These, dass Staden in seiner Beschreibung durch „das Absprechen einer richtigen, mit anderen Worten christlichen, Religion die Moskoviter zu einem exotischen und inferioren Volk macht“ (S. 229), kollidiert mit der Stelle, bei der Staden das Beten des russischen Zaren Ivan IV. nach christlicher Tradition erwähnt (S. 143). Dass Staden mit seiner kargen Information über die religiösen Verhältnisse im Moskauer Reich im Rahmen der Eroberung eine Art Fenster für die Möglichkeit bzw. Legitimation einer (evangelischen) Missionierung geöffnet hatte, überrascht nicht. In der Geschichte sahen Eroberungs- und Kolonisierungsprojekte nicht selten vor, dass dem potentiellen Eroberungsobjekt bzw. Gegner sowohl dessen eigene historische Errungenschaften als auch die bereits praktizierten, bekannten Normen und Werte nicht zugesprochen wurden.

Die Attraktivität dieser Monografie liegt vor allem in der Einbeziehung des Moskauer Reiches in den Diskurs über die frühmoderne Kolonialpolitik der europäischen Mächte. Soldat erweitert den räumlichen und zeitlichen Rahmen der bestehenden Kolonisierungsgeschichtsschreibung. Von besonderem Interesse ist ferner die Aufnahme von geopolitischen Belangen und diplomatischen Handlungsweisen an den europäischen Höfen des 16. Jahrhunderts.

*Lilija Wedel, Bielefeld*

6 Vgl. ebenda, S. 15; vgl. Serge A. Zenkovskij: Rezension, S. 46, Fn. 84.

7 Vgl. Miriam Eliav-Feldon: *Renaissance Impostors and Proofs of Identity*, Basingstoke 2012, S. 10.

8 Vgl. Simon Karstens: *Gescheiterte Kolonien – Erträumte Imperien. Eine andere Geschichte europäischer Expansion 1492–1615*, Wien 2020, S. 181; und Arndt Brendecke: *Imperium und Empirie. Funktionen des Wissens in der spanischen Kolonialherrschaft*, Köln 2009, S. 73–75.

9 Vgl. Reinhard, *Die Unterwerfung der Welt* (wie Anm. 1), S. 23.



Jochen P. Laufer, Martin Sabrow (Hrsg.)

**Die UdSSR und die beiden deutschen Staaten 1949–1953**

Dokumente aus deutschen und russischen Archiven, Berlin: Duncker & Humblot 2023, 751 S., ISBN 978-3-428-15704-4.

Der vorliegende Band der Aktendokumentation „Die UdSSR und die beiden deutschen Staaten 1949–1953“ ist die konsequente Fortsetzung der vierbändigen Publikation des 2016 leider viel zu früh verstorbenen Jochen Laufer „Die UdSSR und die deutsche Frage, 1941–1948“.

Mit der Edition werden 138 bislang weitgehend unbekannte Dokumente aus dem Archiv für Außenpolitik der Russischen Föderation, dem Russischen Staatsarchiv für sozialpolitische Geschichte, dem ehemaligen Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten der DDR, dem Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes, dem Bundesarchiv sowie der Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv über die Beziehungen der Sowjetunion zu den beiden 1949 gegründeten deutschen Staaten präsentiert. Für die Kommentierung der einzelnen Dokumente wurden darüber hinaus Dokumente aus dem Staatsarchiv der Russischen Föderation sowie aus weiteren Archiven herangezogen.

Der Schwerpunkt der Publikation liegt eindeutig auf dem Verhältnis der spätstalinistischen Sowjetunion zu der von ihr kontrollierten DDR. Die Beziehungen zwischen der UdSSR und der BRD treten demgegenüber in den Hintergrund, was allerdings darauf zurückzuführen ist, dass zwischen beiden Staaten zu dieser Zeit keine offiziellen diplomatischen Kontakte bestanden.

Die Aktendokumentation belegt mehr als deutlich, dass zahlreiche bislang der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED) zugeschriebene Entscheidungen tatsächlich in Moskau getroffen wurden und die sowjetischen Kontrollorgane in der DDR engmaschig deren Durchführung überwachten. Bei der Lektüre der veröffentlichten Akten zeigt sich, dass der Führung der Sowjetischen Kontrollkommission (SKK) selbst scheinbare Kleinigkeiten nicht entgingen.

So wies am 17. März 1950 der stellvertretende Vorsitzende der SKK, Generalleutnant Ivan I. Il'ičev, den Präsidenten der DDR, Wilhelm Pieck, in einem *Aide-Mémoire* darauf hin, dass bei der Berliner Zeitung „politische Fehler“ gemacht würden, „die das Niveau der Zeitung erheblich mindern“. Pieck versprach daraufhin eilfertig, „die Situation zu korrigieren“ (Dokument Nr. 17). Dass der Chef der SKK, Armeegeneral Vasilij I. Čujkov, beim gleichen Treffen mit den SED-Vorsitzenden Pieck und Otto Grotewohl zugleich zahlreiche wirtschaftliche Fragen, bis hin zu den Preisen für Zucker, erörterte, spricht dafür, dass ihn nicht nur Stellen im sowjetischen Außenministerium, sondern auch in den zuständigen Zentralkomitee-Abteilungen der KPdSU sowie in den Fachministerien der UdSSR für diese Zusammenkünfte entsprechend ‚brieften‘. Vielleicht hätten die Bearbeiter deshalb versuchen sollen, die hochinteressanten Dokumente aus dem Archiv für Außenpolitik der Russischen Föderation durch entsprechende Überlieferungen im Russischen Staatsarchiv für Wirtschaft zumindest in Teilen zu ergänzen, standen doch gerade Wirtschaftsfragen immer wieder im Mittelpunkt der gemeinsamen Besprechungen zwischen Vertretern der Sowjetunion und des ostdeutschen Staates.

Trotz des sowjetischen Drucks versuchte die DDR-Führung, zumindest in Teilbereichen, auch einen eigenen Kurs zu verfolgen. So kritisierte Čujkov am 23. März 1950 bei einem erneuten Gespräch mit Pieck und Grotewohl die Pläne der SED-Führung, die Erfassungspreise für landwirtschaftliche Produkte um 25 Prozent zu erhöhen, denn dies würde für „Arbeiter und Angestellte zusätzliche Steuern“ bedeuten und im Haushalt der DDR seien keine Mittel für derartige Subventionen vorhanden. Die SED-Führung räumte zwar reumütig ein, „einen schweren Fehler“ begangen zu haben, hielt aber an dem Vorhaben fest, um die Versorgungslage insgesamt zu verbessern (Dokument Nr. 18).

Aber auch die sowjetische Seite vertrat ihre Interessen, wenn nötig, mit Nachdruck. So wies im Frühjahr 1950 Čujkov darauf hin, dass die Sowjetisch-Deutsche Aktiengesellschaft Wismut, die in der DDR Uranerz für das sowjetische Kernwaffenprogramm abbaute, allein im 1. Quartal des Jahres 45 000 Arbeiter benötige. Das Ministerium für Arbeit und Gesundheit der DDR habe jedoch nur 16 000 Beschäftigte in die entsprechenden Betriebe geschickt. Der Chef der SKK forderte daher die DDR-Regierung auf, hier umgehend Abhilfe zu schaffen und Il'ičev schlug sogar vor, Saisonarbeiter aus der Landwirtschaft zur Wismut zu entsenden (Dokument Nr. 21).

Wenig überraschend ist zudem, dass die SKK die engen Kontakte zur SED-Führung für ihre Personalpolitik nutzte. So brachte Čujkov Grotewohl und Walter Ulbricht am 21. April 1950 „ein Dokument der Gestapo über Horst Sindermann zur Kenntnis“, offensichtlich, um diesen aus der Parteiführung der SED zu entfernen (Dokument Nr. 25). Obwohl die Zentrale Parteikommision wenig später dessen Unschuld feststellte, gelang dieses Vorhaben zumindest teilweise, Sindermann wurde nach Halle versetzt und durfte erst 1954 in das Zentralkomitee der SED zurückkehren.

Da die Projektmitarbeiter keinen Zugang zu Akten aus dem Archiv des Präsidenten der Russischen Föderation hatten, agiert die wichtigste sowjetische Entscheidungsstelle zu Fragen der Deutschlandpolitik der Sowjetunion, Iosif V. Stalin, in der Dokumentation zumeist lediglich als „Instanz“ (Dokument Nr. 43). Damit lässt sich zwar die Umsetzung bestimmter Entscheidungen in den meisten Fällen nachvollziehen, aber warum Stalin auf diesen oder jenen Schritt im Verhältnis zu den beiden deutschen Staaten drängte, bleibt kaum fassbar. Gleichwohl dürften wenig Zweifel bestehen, dass Stalins bevorzugtes Ziel – wie das Auswärtige Amt am 8. Januar 1951 in einer Notiz zu „Gedanken der sowjetischen Deutschlandpolitik“ festhielt – „immer noch die Sowjetisierung von ganz Deutschland auf kaltem Wege ohne Krieg“ war (Dokument Nr. 61).

Umso deutlicher geht aus den veröffentlichten Dokumenten hervor, wie sehr sich die sowjetische Seite um die sicherheitspolitischen Belange der DDR sorgte. So orchestrierte der Staatssicherheitsdienst der UdSSR Geheimplätze gegen amerikanische und britische Agenten in der DDR, von diesen Angeklagten wurden zahlreiche durch Militärgerichte der Gruppe der sowjetischen Besatzungstruppen in Deutschland zum Tode bzw. zu langjährigen Haftstrafen verurteilt (Dokument Nr. 49).

Im Herbst 1951 bemängelte Čujkov schließlich gegenüber Grotewohl und Ulbricht, dass im Ministerium für Staatssicherheit der DDR nur 48 Prozent der vorhandenen Stellen besetzt seien und „der Arbeit der Staatssicherheitsorgane mehr Beachtung geschenkt“ werden müsse. Ulbricht

wies im Gegenzug auf Schwierigkeiten bei der Rekrutierung der notwendigen Kader hin und fragte den SKK-Chef schließlich, ob dieser nicht um mögliche Alternativen wisse. Čujkov antwortete darauf ironisch, „dass es wohl nicht gelingen werde, die benötigten Mitarbeiter durch Import zu erhalten“ (Dokument Nr. 83). Es dürfte daher kein Zufall gewesen sein, dass Stalin kurz zuvor den Einsatz ehemaliger Führer der Hitlerjugend und des Bundes Deutscher Mädel in der Innen- und Justizverwaltung der DDR genehmigt hatte (Dokument Nr. 78).

Im Sommer 1952 schaltete sich sogar die Dritte Europäische Abteilung des Außenministeriums der UdSSR in die Diskussion um Sicherheitsfragen ein und informierte Minister Andrej J. Vyšinskij, über „Maßnahmen [...] gegen das Einschleusen von Spionen, Diversanten, Saboteuren und anderen Agenten“, selbst wenn diese den noch gültigen Beschlüssen der Vier Mächte entgegenliefen (Dokument Nr. 117).

Deutlich wird zudem die Tendenz, die DDR immer schärfer vom Westen abzuschotten. So erörterten Ende Mai 1952 der Politische Berater der SKK, Vladimir S. Semenov, und der Minister für Staatssicherheit der DDR, Wilhelm Zaisser, „Maßnahmen zur Errichtung eines Grenzregimes an den Grenzen der DDR zu den Westzonen Deutschlands“, die die Errichtung eines 500 Meter breiten Sperrstreifens sowie einer fünf Kilometer breiten Sperrzone vorsahen, wobei die Sowjetunion selbstverständlich entsprechende „Vorschläge“ für die Grenzsicherung machte (Dokument Nr. 111). Zwei Monate später unterstrich dann Ulbricht im Gespräch mit Semenov „die Notwendigkeit, die Frage der Einführung einer Bewachung der Sektorengrenze Ostberlins zu Westberlin zu prüfen“. Semenov, von diesem Vorschlag offensichtlich etwas überrascht, wies auf mögliche technische Schwierigkeiten hin, woraufhin der Generalsekretär der SED erklärte, diese „seien zu meistern“. Gleichwohl verwies Semenov darauf, dass eine derartig „sehr komplizierte“ Frage nicht in Berlin, sondern in Moskau entschieden werden müsse (Dokument Nr. 118). Dementsprechend arbeitete der Politische Berater der SKK Ende 1952 ein entsprechendes Papier für Stalin aus, das den sowjetischen Partei- und Staatsführer jedoch wohl nicht mehr erreichte (Dokument Nr. 133). Da seine Nachfolger das Vorhaben der Abriegelung Westberlins zunächst fallen ließen, kamen die vorgeschlagenen Schritte erst im August 1961 zur Ausführung.

Die Bundesregierung arbeitete hingegen die Grundlinien einer neuen deutschen Ostpolitik aus. Die geplante Westbindung der jungen Republik machte dabei jegliche „Rapallo-Varianten“ unmöglich. Zugleich wurde deutlich, dass der Spielraum der Bonner Politik sehr begrenzt war, da „auch in Zukunft die Grossmächte über die Neugestaltung des europäischen Ostens entscheiden werden“. Zu einem späteren Zeitpunkt sei jedoch anzustreben, „gleich den Westmächten direkte Beziehungen mit der Sowjetunion zu pflegen“ (Dokument Nr. 95). Dass dieser Schritt bereits drei Jahre später erfolgen würde, hatte der Autor des Anfang 1952 verfassten Papiers sicher nicht vorausgesehen.

Besonders aktuell scheint aus heutiger Sicht eine Aktennotiz des Auswärtigen Amtes aus dem Januar 1952. Sie verweist auf die Notwendigkeit „einer laufenden Beobachtung der Vorgänge in der UdSSR“, betont jedoch zugleich, dass es nicht gelinge, „zahlreiche wichtige Fragen [...] in einem solchen Maße aufzuhellen, wie es das deutsche Interesse verlangt“. Deshalb müsse „ein Erfahrungsaustausch der Fachleute für Sowjetfragen in festen kürzeren Zeitabständen“ gepflegt werden. Daraus ergäben sich schließlich ein „kollegiales Vertrauensverhältnis“, eine gegenseitige

geistige Anregung, eine weniger lückenhafte und einseitige Behandlung der Probleme und dies führe schließlich „automatisch zu einer sinnvollen Koordination dieses Forschungswesens“ (Dokument Nr. 91).

Abschließend sei noch auf einige marginale Fehler hingewiesen, die sich in die vorzüglich und herausragend kommentierte Dokumentation eingeschlichen haben. So gibt es im Bestand 82 des Russischen Staatsarchivs für sozialpolitische Geschichte, das die Akten von Vjačeslav M. Molotov verwahrt, nur zwei Findbücher und nicht 22, wie bei den Dokumenten Nr. 5 und Nr. 8 angegeben. Hier scheint den Bearbeitern ein Tippfehler unterlaufen zu sein. Bei Dokument Nr. 106 sollte zudem das angegebene Datum „18. April 1951“ auf den 18. April 1952 korrigiert werden.

Auch bei den Biografien haben sich einige kleinere Flüchtigkeiten eingeschlichen. So fungierte der erwähnte Il'ičev von 1942 bis 1945 tatsächlich als Chef des Militärgeschichtsdienstes GRU und nicht nur als dessen Stellvertreter, seit 1950 war er dann nicht nur Chefresident des Komitees für Information in der DDR, sondern bis zu seiner Ernennung zum Außerordentlichen und Bevollmächtigten Botschafter in dem ostdeutschen Staat dort auch noch Chefresident des Ministeriums für Staatssicherheit der UdSSR. Als solcher befahl er die Residenturen der Geheimpolizei in der sowjetischen Botschaft in Ost-Berlin, in der SKK sowie in der Verwaltung für sowjetisches Staatsvermögen im Ausland, was zumindest auf dem Papier eine beträchtliche Machtfülle bedeutete. Zudem sei zu bemerken, dass das Komitee für Information, mit dem Stalin seine zahlreichen Geheimdienste vereinen und schlagkräftiger machen wollte, nicht dem Außenministerium, sondern dem Ministerrat der UdSSR unterstand. Aus diesem Grund dürfte es kaum verwundern, dass Il'ičev, sich zumeist im Hintergrund haltend, an nahezu allen Besprechungen zwischen Čujkov und der DDR-Führung teilnahm. Es wäre deshalb interessant zu wissen, was der Geheimdienstgeneral über seine Kanäle von diesen Treffen nach Moskau berichtete. Allerdings lässt die gegenwärtige Archivsituation in der Russischen Föderation eine solche Darstellung der unterschiedlichen Überlieferung nicht zu, da die Dokumente der ehemaligen Sicherheitsdienste der Sowjetunion der Forschung weitestgehend nicht zur Verfügung stehen. Leider gilt dies derzeit auch für die Akten der zahlreichen staatlichen russischen Archive, die seit Anfang 2024 Wissenschaftlern aus „unfreundlichen Staaten“ keinen Zugang mehr zu ihren Beständen gewähren.

Es ist daher mehr als ein Glücksfall, dass mit der Veröffentlichung dieser Schlüsseldokumente die Erforschung der deutsch-sowjetischen Beziehungen nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges weiterhin möglich ist. Niemand, der sich mit Fragen der deutschen Nachkriegsgeschichte beschäftigt, wird an diesen vorzüglichen und beispielhaften Dokumenten vorbeikommen. Den Bearbeitern sei nochmals dafür gedankt, dass sie das Vermächtnis von Jochen Laufer so ausgezeichnet fortgesetzt haben.

*Matthias Uhl, Helsinki*



# Nordost-Archiv

NoA

Band 34 | 2025

ISSN-Print 0029-1595

ISSN-Online 2749-5000

## Die fließenden Grenzen des Kolonialismus. Vor- und Nachteile einer postkolonialen Perspektive für die Erforschung der nord- und ostmitteleuropäischen Regionen

Editorial

AGNIESZKA PUFELSKA / ANJA WILHELMI

### Abhandlungen | Articles

Zwischen Diskurs und Praxis

MARKUS NESSELRODT

„Die Kolonien liegen im Osten“

FELIX MATHEIS

Koloniale Strategien und postkoloniale Diskurse zwischen der galizischen Szlachta und der Habsburgermonarchie (1772–1815)

OLEKSANDRA KRUSHYNSKA

Diglossie als „koloniales“ Machtverhältnis?

BENEDIKT STIMMER

The Liquidation of the Ukrainian Greek Catholic Church in Eastern Galicia (1946)

KATERYNA BUDZ

## The Fluid Borders of Colonialism. Advantages and Disadvantages of a Postcolonial Perspective for the Study of North and East Central European Regions

Politics of Memory as a Practice of Decolonization

OLEKSANDRA TERENTYEVA

„Polen A und Polen B“ im polnischen postkolonialen Diskurs und in der polnischen populären Musik

JANNICK PISKORSKI

Soviet “Cinefication” as a Means of Cultural Colonization of Latvia (1940–1941 and 1944–1953)

EPP LAUK / ROSARIO NAPOLITANO

„Decolonize Prussian Poland“?

DANIEL BENEDIKT STIENEN

Die physische Anthropologie im geteilten Polen

MARIA RHODE

### Rezensionen | Book Reviews

ISBN 978-3-515-13894-9



9 783515 138949